



# Anita Shreve

Der weiße  
Klang der Wellen  
Roman

e-book  
**PIPER**



# Inhalt

Impressum

Teil Eins – Zweiundfünfzig

Teil Zwei – Sechszwanzig

Teil Drei – Siebzehn

Mehr über unsere Autoren und Bücher:  
[www.piper.de](http://www.piper.de)

Für Janet

Übersetzung aus dem Amerikanischen  
von Angelika Felenda

Vollständige E-Book-Ausgabe der im  
Piper Verlag erschienenen  
Taschenbuchausgabe  
6. Auflage 2010

ISBN 978-3-492-96021-2

© 2001 Anita Shreve

Titel der amerikanischen

Originalausgabe: »The Last Time They  
Met«, Little, Brown and Company, New  
York 2001

Deutschsprachige Ausgabe:

© 2001 Piper Verlag GmbH, München

Umschlaggestaltung: Cornelia Niere,  
München

Umschlagabbildung: esvolv / ic /

Wildcard Images, UK

Datenkonvertierung: CPI – Clausen &  
Bosse, Leck

# TEIL EINS



## Zweiundfünfzig

ALS SIE AUS DEM WAGEN stieg, wurden ihre Strümpfe im Regen sofort dunkel. Ein Windstoß wirbelte ihr das Haar aus dem Nacken in die

Höhe. Sie kam vom Flughafen und hatte die Fahrt in die Stadt schon fast vergessen. Als sie zum Hotel ging, bestand ihr Publikum aus einem Portier in Uniform und einem weiteren Mann in dunklem Regenmantel, der eben durch die Drehtür kam. Der Mann im Regenmantel zögerte und wartete einen Moment, bevor er seinen Regenschirm öffnete, der sich sofort mit

einem einzigen raschen  
Schwung nach oben stülpte.  
Zuerst wirkte er verlegen,  
dann bemüht amüsiert – jetzt  
war sie sein Publikum –, als er  
das nutzlos gewordene Ding  
in einen Abfallkübel warf und  
weiterging.

Sie wünschte, der Portier  
würde ihren Koffer nicht  
nehmen, und wären der  
prächtigen, mit goldenen  
Blättern geschmückten



Baldachin und das untadelig polierte Messing des Eingangs nicht gewesen, hätte sie ihm vielleicht gesagt, daß es nicht nötig sei. Sie hatte keine derart hohen Säulen erwartet, die zu einer Decke hinaufragten, die sie, ohne die Augen zusammenzukneifen, kaum erkennen konnte. Auch keinen rosafarbenen Teppich, der zwischen den Säulen verlief und für eine Krönung

lang genug gewesen wäre.  
Wortlos und seltsam  
unangemessen inmitten all  
der Pracht vertraute der  
Portier den Koffer einem  
Pagen an, als gäbe er ein  
Geheimnis weiter. An  
gähmend leeren Sesselgruppen  
vorbei ging sie zur Rezeption.

Linda, die sich früher an der  
Durchschnittlichkeit ihres  
Namens gestört hatte, schob  
ihre Kreditkarte über den

Tresen, als man sie darum bat, unterschrieb das Formular und nahm zwei Schlüssel entgegen, einer war aus Plastik, der andere beruhigend real, der Metallschlüssel für die Minibar, um einen Drink zu nehmen, wenn ihr danach wäre. Auf dem Weg zu den Fahrstühlen bemerkte sie auf einem Mahagonitisch einen Strauß Hortensien und Lilien, so hoch wie ein zehnjähriges

Kind. Trotz der Eleganz des Hotels war die Musik im Fahrstuhl störend banal, und sie fragte sich, warum man wohl dieses Detail übersehen hatte. Sie folgte den Schildern und Pfeilen durch einen breiten, stillen Korridor, der aus Zeiten stammte, als Platz noch kein Luxus war.

Die getäfelte weiße Tür ihres Zimmers war schwer und öffnete sich mit leisem

Klicken. Vor ihr lagen ein spiegelverkleideter Gang, der wohl zugleich als Bar dienen sollte, ein Wohnraum mit schweren Vorhängen an den Fenstern und Glastüren mit hauchdünnen Gardinen, die zu einem Schlafzimmer führten, das größer war als ihr Wohnzimmer zu Hause. Die Belastung, ungewollt verpflichtet zu sein, trat für den Augenblick zurück, und

sie nahm es zögernd hin,  
verwöhnt zu werden. Aber  
dann fiel ihr Blick auf die  
elfenbeinfarbenen  
Leinenkissen auf dem  
ausladenden Bett, und sie  
dachte, welche  
Verschwendung es doch war,  
daß nur sie allein dort  
schlafen sollte – sie, die mit  
einem schmalen Bett in einem  
kleinen Raum zufrieden  
gewesen wäre und ein Bett

längst nicht mehr als einen Platz betrachtete, an dem Liebe und Sex stattfanden.

Einen Moment lang saß sie in ihrem nassen Regenmantel da und wartete auf den Pagen mit ihrem Koffer. Sie schloß die Augen und versuchte, sich zu entspannen, was ihr nicht recht gelingen wollte. Sie hatte nie Yoga-Kurse besucht, nie meditiert, und konnte sich nicht von dem Gefühl

befreien, daß derlei Übungen einer Unterwerfung gleichkamen, einem Eingeständnis, sich nicht mehr der Realität stellen zu können, ihrer alten Geliebten. Als würde sie einem verblüfften Ehemann, nach dessen Umarmungen sie sonst so begierig war, den Rücken zukehren.

Sie öffnete einem jungen Pagen die Tür und gab ihm



ein großzügiges Trinkgeld als  
Ausgleich für ihr  
bemitleidenswert kleines  
Gepäck. Sie war sich seines  
prüfenden Blicks bewußt,  
einer unbefangenen  
Musterung, einfach weil sie  
eine Frau war, nicht mehr  
jung und noch nicht richtig alt.  
Sie ging zu den Fenstern  
hinüber, zog die Vorhänge  
zurück, und selbst das trübe  
Licht des Regentags wirkte

überraschend in dem düsteren Raum. Verschwommen nahm sie draußen Gebäude wahr, den Glanz nasser Straßen, den Schimmer grauen Seewassers zwischen Wolkenkratzern. Zwei Nächte in einem Hotelzimmer: am Sonntagmorgen würde sie vielleicht die Zimmernummer kennen, müßte nicht mehr an der Rezeption fragen wie sonst immer. Sie war

überzeugt, daß ihre Verwirrung (im Gegensatz zur Meinung der Portiers) das Ergebnis äußerer Umstände war: sie mußte über zu vieles nachdenken und hatte zuwenig Zeit, es zu tun. Schon längst hatte sie sich damit abgefunden, übermäßig viel Zeit zum Nachdenken zu brauchen (mehr als andere zu brauchen oder sich nehmen zu wollen schienen). Und

jahrelang hatte sie in dem  
Glauben gelebt, dies sei eine  
Folge ihres Berufs, ihrer  
Kunst, obwohl es eigentlich  
umgekehrt war: der Geist  
suchte und fand  
Beschäftigung, und  
Unzufriedenheit setzte ein,  
wenn es ihm nicht gelang.

Und natürlich war die  
Kunst ein Schwindel. Weshalb  
sie sich keinem Podium  
nähern konnte, ohne einen

Anflug von Verdruß zu spüren, den sie nie ganz verbergen konnte. Ihre Schultern unter der Jacke oder Bluse waren hochgezogen, ihre Blicke trafen sich nicht mit denen des Publikums, als würden die Leute sie herausfordern, sie des Betrugs anklagen – wenngleich am Ende doch nur sie wissen konnte, daß sie dessen schuldig war. Nichts war

leichter und zugleich  
qualvoller, als die langen  
erzählenden Gedichte zu  
schreiben, die ihr Verlag  
gedruckt hatte. Leicht  
insofern, als es sich einfach  
um aufgeschriebene  
Tagträume handelte, aber  
quälend in dem Moment, in  
dem sie wieder in den  
Wachzustand zurückkehrte  
(das Telefon klingelte, die  
Heizung im Keller sprang an),

sich die Worte auf der  
blaulinierten Seite ansah und  
zum erstenmal die verlogenen  
Metaphern entdeckte, die  
Manipulation und die  
trickreichen Wortspiele, die,  
wenn es ein guter Tag war, zu  
ihren Gunsten ausschlugen.  
Sie schrieb Gedichte, die, wie  
man ihr gesagt hatte,  
eingängig waren, ein  
fabelhaftes, aber im Grunde  
aalglattes Wort, das sich

sowohl für beißende Kritik  
wie überschwengliches Lob  
eignete, was sie ihrer  
Meinung nach beides nicht  
verdiente. Ihr größter Wunsch  
war, anonym zu schreiben,  
aber das erwähnte sie ihren  
Verlegern gegenüber nicht  
mehr, denn sie schienen leicht  
verstimmt zu sein über diese  
Andeutungen, über die  
offensichtliche Undankbarkeit  
angesichts der hohen – und



ermüdenden? – Investition, die sie gewagt hatten und die sich nach all den Jahren schließlich auszuzahlen begann. Einige ihrer Gedichtbände verkauften sich inzwischen gut (einer davon sogar sehr gut), aus Gründen, die niemand vorhergesehen hatte und die auch niemand zu verstehen schien. Die Verkaufserfolge ließen sich auf das schwer faßbare

Phänomen

»Mundpropaganda«  
zurückführen.

Sie breitete auf dem  
Bettüberwurf ihre Sachen aus:  
den olivfarbenen Koffer  
(schmal und weich wegen der  
neuen engen Gepäckfächer),  
die abnehmbare  
Computertasche (wegen der  
Sicherheitsüberprüfungen  
mußte sie abnehmbar sein)  
und ihre Mikrofaser tasche mit

den acht Fächern für Handy, Notizbuch, Stift, Führerschein, Kreditkarten, Handcreme, Lippenstift und Sonnenbrille. Noch immer im Mantel, ging sie auf die Toilette und suchte dann nach dem Behälter für die Kontaktlinsen, damit sie die unangenehmen Kunststoffdinger aus den Augen nehmen konnte. Die Linsen waren von Flugzeugluft und vom Rauch

einer Bahnhofsbar in Dallas verschmutzt, wo sie einen vierstündigen Aufenthalt hatte, der schließlich damit endete, daß sie vor einem Teller Nachos und einer Diät-Cola kapitulierte. Ganz allmählich begann sie, die Erleichterung zu genießen, die ihr Hotelzimmer immer boten: ein Ort, an dem niemand sie belangen konnte.

Erneut setzte sie sich auf

das viel zu große Bett und lehnte sich gegen zwei Kissen. An der Wand gegenüber hing ein vergoldeter Spiegel, in dem sich das ganze Bett widerspiegelte. Seltsam, sie konnte in keinen solchen Spiegel sehen, ohne an verschiedene aussprechliche und unaussprechliche Handlungen zu denken, die höchstwahrscheinlich vor ihm stattgefunden hatten. (Sie hielt

Männer für besonders anfällig, was Spiegel in Hotelzimmern anbelangte.) Ihre Spekulationen führten sie unweigerlich zu den Substanzen, die genau auf diesen Bettüberwurf gelangt oder darüber vergossen worden waren (wie oft? Tausende von Malen?), und der Raum war sofort mit Geschichten angefüllt: Ein verheirateter Mann, der seine

Frau liebte, aber nur einmal im Monat mit ihr schlafen konnte, weil er süchtig danach war, während seiner häufigen Geschäftsreisen vor Hotelspiegeln über sie zu phantasieren, weil ihr Körper nur das Objekt seiner sexuellen Vorstellungen blieb. Ein Mann, der seine Kollegin überredete, eine der aussprechlichen Handlungen an ihm auszuführen, und der

den Anblick ihres  
unterwürfigen Kopfes genoß,  
der sich im Spiegel auf und ab  
bewegte, um ihr dann,  
nachdem er  
zusammengesunken war, in  
einem Anfall, der ihn  
schließlich den Job kosten  
würde, zu gestehen, daß er  
Herpes hatte (warum waren  
ihre Gedanken über Männer  
heute so feindselig?). Eine  
Frau, die nicht schön war,



aber nackt vor dem Spiegel tanzte, was sie zu Hause nie tun würde, vielleicht nie mehr tun würde (na also, das war schon besser). Sie nahm die Brille ab, damit sie nicht mehr bis ans andere Ende des Zimmers sehen konnte, lehnte sich gegen das Kopfteil und schloß die Augen.

Sie hatte nichts zu sagen, weil sie schon alles gesagt hatte. Sie hatte alle Gedichte

geschrieben, die zu schreiben waren. Obwohl etwas Großes und Untergründiges ihre Gedanken angetrieben hatte, war sie nur eine unbedeutende Dichterin. Möglicherweise schnitt sie besser ab als erwartet. Sie würde den Dingen heute abend einfach ihren Lauf lassen, schon bald zu den Fragen übergehen und das Publikum das weitere

Geschehen bestimmen lassen.  
Glücklicherweise würde es  
nicht lange dauern. Genau aus  
diesem Grund schätzte sie  
Literaturfestivals: Sie war nur  
eine unter vielen  
Schriftstellern und Dichtern  
(mehr Schriftsteller als  
Dichter), und die meisten  
waren bekannter als sie. Sie  
wußte, daß sie sich das  
Programm ansehen sollte,  
bevor sie zu der Cocktailparty

ging, denn es konnte hilfreich sein, frühzeitig einen Bekannten zu finden, um nicht allein herumzustehen, unbegeehrt zu wirken und eine leichte Beute abzugeben. Aber wenn sie sich das Programm ansah, würde der Abend zu früh Besitz von ihr ergreifen, und sie sträubte sich gegen diese Art, in Besitz genommen zu werden. Wie fürsorglich sie doch in letzter

Zeit zu sich selbst war, als trüge sie etwas Zartes und Kostbares in sich, das verteidigt werden mußte.

Von der Straße, zwölf Stockwerke tiefer, tönte das Klappern einer großen Maschine herauf. Auf dem Gang waren Stimmen zu hören, die eines Mannes und einer Frau, eindeutig erregt.

Es war reines Sich-gehen-Lassen, das Schreiben. Sie

konnte sich noch immer an  
die große Freude (war es ein  
Mittel gegen die Sorge?)  
erinnern, an die äußere  
Beschaffenheit ihrer  
Buchstaben, die auf kräftigen  
Linien standen, an den  
eleganten Schwung der  
blauen Tintenschrift auf ihrem  
ersten Übungsheft (das  
großzügige S bei Sparsamkeit,  
das elegante N bei Neid). Sie  
sammelte inzwischen alte

Übungshefte, kleine  
Fundgruben schöner  
Handschriften. Es war Kunst,  
wirkliche Kunst, dessen war  
sie sicher. Sie hatte einzelne  
Seiten gerahmt und an die  
Wände ihres Arbeitszimmers  
gehängt. Vermutlich waren  
die Übungshefte (bloße  
Schularbeiten anonymen,  
längst verstorbenen Frauen)  
praktisch wertlos – sie hatte  
selten mehr als fünf oder zehn

Dollar in den Antiquariaten dafür bezahlt –, aber sie machten ihr trotzdem Freude. Sie war überzeugt, daß Literatur für sie aus dem Akt des Schreibens selbst bestand, auch wenn ihre eigene Schrift inzwischen erschreckend verkümmert war, fast nur noch ein Code.

Sie stand vom Bett auf und setzte ihre Brille auf. Sie sah in den Spiegel. Heute abend



würde sie lange Ohrringe aus Rosenquarz tragen. Sie würde die Kontaktlinsen wieder einsetzen und Lippenstift wählen, der sich mit dem Rosenquarz nicht beißen durfte, und damit hätte es sich. Von einem bestimmten Blickwinkel aus wäre sie vielleicht einfach unsichtbar.

Die Party fand in einem Raum statt, der für solche Anlässe

reserviert war. Vermutlich hielt man den Ausblick für attraktiv, obwohl die Dunkelheit schon eingebrochen war und die Stadt jetzt grau wirkte. Hier und dort blitzten Lichter, und sie konnte sich des Gedankens nicht erwehren: In diesem oder jenem Zimmer werden sich Frauen ausziehen und Männer mit gelösten Krawatten werden Drinks

eingießen. Obwohl es andere, groteskere Szenarien in Erwägung zu ziehen gab.

Das Fenster klapperte in einem Windstoß ähnlich dem, der vorhin ihr Haar aufgewirbelt hatte. Einen Moment lang wurden die Lichter schwächer, und für genau diese Zeitspanne verstummten die Gespräche, eine Pause, die an eine Panik in einem finsternen Hotel

denken ließ, an Hände, die sich vorwärts tasteten.

Irgendeine scheußliche Musik, ähnlich den banalen Klängen im Hotelaufzug, durchsetzte die Unterhaltung. Sie sah kein bekanntes Gesicht, und das war beruhigend. Es befanden sich vielleicht fünfundzwanzig Leute in der Suite, als sie eintraf, die meisten bereits mit Drinks in der Hand, in Gruppen zusammenstehend.

Entlang einer Wand waren auf einem Tisch die üblichen Partyhäppchen aufgereiht. Sie stellte ihre Tasche unter einen Stuhl an der Tür und ging zur Bar. Sie bat um ein Glas Wein und ahnte schon, daß die Qualität des Chardonnay es nicht mit der des rosafarbenen Krönungsteppichs und den fast mannshohen Blumensträußen aufnehmen konnte, womit sie nicht

unrecht hatte.

Ihr Name wurde genannt, und als Linda sich umdrehte, streckte ihr eine Frau in einem irisfarbenen Wollkostüm die Hand entgegen. Es war angenehm, eine Frau zu sehen, die kein Schwarz trug, wie es heutzutage üblich war, wenn man nicht als provinziell gelten wollte. Sie schüttelte die ausgestreckte Hand, ihre eigene war vom

Weinglas naß und kalt.

»Ich bin Susan Sefton, eine der Organisatorinnen des Festivals. Ich schätze Ihre Gedichte sehr und möchte Ihnen danken, daß Sie gekommen sind.«

»Oh. Danke«, sagte Linda.  
»Ich freue mich«, log sie.

Die Frau hatte schiefe Zähne, aber hübsche grüne Augen. Verdiente sie sich mit dieser Arbeit ihren

Lebensunterhalt?

»In etwa einer halben Stunde treffen wir uns vor dem Hotel, wo ein Bus wartet, um uns in ein Restaurant namens Le Matin zu bringen. Es ist ein Bistro. Mögen Sie französisches Essen?«

Linda wußte nicht recht, was sie antworten sollte, und nickte nur. Die Tatsache, zum Essen gefahren zu werden, ließ sie an Senioren denken,



eine Vorstellung, die sich verfestigte, als man ihr kurz darauf mitteilte, daß das Essen wegen der verschiedenen Vortragstermine frühzeitig stattfinden.

»Und danach wird jeder Autor zu seinem Vortragsort gebracht. Wir haben vier verschiedene Vortragsorte.« Sie sah in einem Plastikordner mit bunten Karteireitern nach. »Sie sind in der Red Wing

Hall und lesen um 21 Uhr 30.«

›Was mir eine geringe  
Zuhörerzahl garantiert‹,  
dachte Linda, sagte aber  
nichts. Die meisten Leute, die  
ein Festival besuchten –  
Autoren eingeschlossen –,  
würden um diese Zeit nach  
Hause gehen.

»Kennen Sie Robert  
Seizek?«

Der Name war ihr entfernt  
bekannt, obwohl sich Linda

weder an einen Buchtitel noch an ein Genre erinnern konnte. Sie machte eine Kopfbewegung, die als Nicken gedeutet werden konnte.

»Sie beide werden sich das Podium teilen.«

Linda spürte die Herabsetzung, die diese Teilung beinhaltete, das Gefühl, als Unterhaltung nur die Hälfte wert zu sein.

»Es stand im Programm.«

Die Frau wirkte abwehrend, vielleicht als Reaktion auf den vorwurfsvollen Blick. »Haben Sie Ihre Unterlagen nicht bekommen?«

Linda hatte sie bekommen, was sie jetzt aber kaum zugeben konnte, da es schrecklich unhöflich war, nicht hineingesehen zu haben.

»Ich werde Ihnen welche besorgen.« Die schiefen Zähne waren nicht mehr zu sehen,

das Lächeln war  
verschwunden. Linda war nur  
noch eine von vielen  
launischen Schriftstellern und  
Schriftstellerinnen, um die  
Susan Sefton sich kümmern  
mußte, und die meisten waren  
zu schlampig und zu  
egozentrisch, um das zu tun,  
was man von ihnen erwartete.  
Sie blickte auf Lindas Brust.

»Sie müssen bei allen  
Veranstaltungen den

Anstecker tragen. Er ist in dem Paket mit den Unterlagen.« Eine Anordnung, gegen die die Schriftsteller sicher rebellieren würden, dachte Linda und sah sich in dem Raum mit den vielen in Plastik eingeschweißten weißen Ansteckern um, die an Revers und Blusen prangten. »Haben Sie Robert schon kennengelernt? Ich werde Sie bekannt machen«, fügte Susan

Sefton hinzu, ohne auf eine Antwort zu warten.

Die Frau im irisfarbenen Kostüm unterbrach eine Unterhaltung zwischen drei Männern, von denen keiner die Unterbrechung zu brauchen oder zu wollen schien. Das Gespräch drehte sich um Computer (das hätte sich Linda denken können) und Technologie-Aktien, deren Kauf sich gelohnt hätte,

wenn man Bescheid gewußt hätte. Seizek hatte einen großen, fast löwenhaften Kopf und einen riesigen Körper, der von den verschiedensten Gelüsten kündete. Eines davon machte sich in seiner Alkoholfahne und einem leichten Schwanken bemerkbar, als stünde er, im Gegensatz zu den anderen, auf einer kreiselnden Fläche. Wahrscheinlich würde sie



schließlich doch allein auf der Bühne stehen. Einer der beiden anderen Autoren sprach mit stark australischem Akzent, der sich angenehm anhörte, und Linda schloß daraus (als schaltete sie sich in ein laufendes Radioprogramm ein), daß er der Romancier war, über den erst letzten Sonntag in einem wichtigen Literaturblatt geschrieben stand, seine Prosa sei

»leuchtend und einnehmend«,  
seine Einsichten seien »brillant  
und treffend«. (Ein Roman  
über einen australischen  
Wissenschaftler? Sie  
versuchte, sich zu erinnern.  
Nein, über einen Ingenieur.)  
Und trotz der abgenutzten  
und daher abgewerteten  
Lobesworte konnte man nicht  
umhin, den Mann mit  
größerem Interesse zu  
betrachten als ein paar

Sekunden zuvor, eine Tatsache, für die sie sich selbst verachtete. Eine Verbeugung vor verliehener Macht. Sie bemerkte auf einmal, was sie vorher nicht bemerkt hatte: daß die beiden anderen Männer sich leicht in Richtung des Frisch-Gesalbten neigten, als würden ihre Körper von einem starken Magneten zu ihm hingezogen.

»Und Sie, Ms. Fallon,

würden Sie sagen, daß sich Ihre Auffassung der Liebe eher der Liebe selbst als der Lektüre über Liebe verdankt?« Seizeks Sprache klang verquollen und vermittelte den Eindruck, als könnte sich jeden Moment ein Sprühregen aus Zischlauten über sie ergießen.

Wieder eine Unterhaltung, von der sie nur Bruchstücke mitbekam. Der dritte

Schriftsteller nahm überhaupt keine Notiz von ihr, als wäre sie unsichtbar. Es wäre unfair gewesen, ihn gleich als schwul zu bezeichnen. Wie seltsam, dachte sie, daß Männer über Liebe sprachen, über Liebe gesprochen hatten, bevor sie sich zu ihnen gesellt hatte. Dabei interessierte dieses Thema doch angeblich nur Frauen.

Sie antwortete, ohne zu

zögern. »Der Erfahrung. Noch niemand hat eine zutreffende Beschreibung der Ehe geliefert.«

»Ein Roman kann das nicht, meinen Sie?« Das sagte der Australier mit seinem breiten Akzent. »Die Ehe eignet sich nicht für Kunst. Jedenfalls nicht für befriedigende Konstruktionen oder lesenswerte Dialoge.«

»Sie schreiben über Liebe«,

sagte der Mann, den sie nicht als schwul bezeichnen wollte, zu Linda und machte sie damit plötzlich sichtbar. Sie konnte nicht umhin, sich geschmeichelt zu fühlen, weil er ihre Arbeit kannte.

»Ja, das ist richtig«, sagte sie, keineswegs verlegen, ihren Anspruch in der Runde geltend zu machen. »Ich halte sie für das zentrale Drama unseres Lebens.« Sofort

schränkte sie ihre kühne  
Behauptung wieder ein.  
»Zumindest für die meisten  
von uns.«

»Nicht den Tod?« fragte  
Seizek, ein Betrunkener, der  
nach Streit suchte.

»Den halte ich für einen  
Teil der gesamten  
Veranstaltung. Alle Liebe ist  
zum Scheitern verurteilt  
angesichts des Todes.«

»Aber Sie glauben nicht,



daß die Liebe den Tod überdauert«, sagte der Australier.

Was sie nicht tat, obwohl sie es versucht hatte. Nach Vincent.

»Warum zentral?« fragte der dritte Mann, der schließlich einen Namen hatte: William Wingate.

»Sie enthält alle theatralischen Möglichkeiten. Leidenschaft, Eifersucht,

Betrug, Gefahr. Und ist nahezu universell. Sie ist etwas Außergewöhnliches, das durchschnittlichen Menschen widerfährt.«

»Es ist aber nicht modern, über Liebe zu schreiben, nicht wahr?« sagte Seizek herablassend.

»Nein. Aber für mich ist Mode nicht von Belang.«

»Nein, natürlich nicht«, erwiderte Seizek schnell, denn

offensichtlich wollte auch er nicht belanglos sein.

Linda zog sich vorsichtig aus der Unterhaltung zurück, weil sie plötzlich Hunger verspürte. Sie hatte seit dem Frühstück in ihrem Hotelzimmer in der über tausend Kilometer entfernten Stadt nichts mehr zu sich genommen (wenn man von den ungenießbaren kleinen Nachos-Ecken einmal absah).

Sie fragte die Männer, ob sie ihnen etwas vom Büfett mitnehmen solle, sie hole sich Cracker, sie sei völlig ausgehungert, da sie seit dem Frühstück nichts gegessen habe. Nein, nein, die Männer wollten nichts, aber natürlich müsse sie sich etwas holen. Die Salsa sei ganz ordentlich, behaupteten sie, und es würde sicher noch eine Stunde dauern, bis man etwas

anderes zu essen bekäme. Ob sie das Restaurant kenne? Als sie sich von ihnen abwandte, dachte sie, daß ihr vor einem oder vielleicht zwei Jahren einer der Männer zum Büfett gefolgt wäre und den Anlaß als Gelegenheit genutzt hätte. Das ist die Ironie des Alters, dachte sie. Als die Aufmerksamkeit noch allgegenwärtig war, hatte es sie gestört.

Bei den kleinen bunten Schälchen blieb es den Gästen überlassen zu erraten, womit sie gefüllt waren: das Grüne mochte kalte Avocadosuppe sein, das Rote war zweifellos die ordentliche Salsa und das Rosafarbene möglicherweise ein Shrimp- oder Krabbendip. Das Grau-Beigefarbene fand sie verblüffend, da es sich beim besten Willen nicht um eine ansprechende Farbe für

ein Nahrungsmittel handelte. Sie griff nach einem kleinen Pappteller – das Management hatte sich nicht auf großen Appetit eingerichtet – und nahm das Leiserwerden der Geräusche wahr, bevor es ihr tatsächlich zu Bewußtsein kam, ganz so, als habe jemand die Lautstärke um ein oder zwei Stufen heruntergedreht. Aus der Ecke hörte sie einen geflüsterten Namen. Das war

doch nicht möglich, dachte sie, selbst als sie realisierte, daß es doch so war. Sie drehte sich um, damit sie den Grund des ehrfurchtsvollen Schweigens betrachten konnte.

Er stand in der Tür, als würde ihn das Unbekannte blenden. Als müßte er nach einer Verletzung den passenden Schlüssel zur Realität wiederfinden: Gruppen von Männern und



Frauen mit Drinks in den Händen, ein Raum, der vorgab, etwas zu sein, was er nicht war, Gesichter, die vielleicht vertraut oder fremd waren. Sein Haar war jetzt silbern, der ganze dichte Schopf, und schlecht geschnitten, tatsächlich grauenvoll schlecht geschnitten, zu lang an den Seiten und im Nacken. Wie sehr er dies hier hassen

würde, dachte sie, bereits Partei für ihn ergreifend. Sein Gesicht war tief zerfurcht, aber man konnte nicht sagen, daß er unattraktiv war. Die blauen Augen waren sanft, und er blinzelte, als wäre er aus einem dunklen Raum hereingetreten. Eine Narbe, eine alte Narbe, die genauso zu ihm zu gehören schien wie sein Mund, verlief über die ganze linke Wange. Er wurde

begrüßt wie ein Mann, der lange im Koma gelegen hat; wie ein König, der jahrelang im Exil war.

Sie wandte sich ab, weil sie nicht die erste Person sein wollte, die er im Raum wahrnahm.

Andere begrüßten ihn jetzt, eine Wolke stiller, aber angespannter Aufmerksamkeit schien ihn zu umgeben. War dies sein erster

öffentlicher Auftritt nach dem Unfall, der ihn bewogen hatte, sich von der Welt zurückzuziehen? Möglich, durchaus möglich. Mit dem Teller in der Hand stand sie bewegungslos da und atmete mit knappen, kontrollierten Zügen. Langsam hob sie die Hand zum Haar und strich eine Strähne hinters Ohr. Vorsichtig rieb sie sich mit dem Finger die Schläfe. Sie

nahm einen Cracker und versuchte, ihn mit dem bröckeligen Käse zu bestreichen, aber der Cracker brach auseinander und zerbröselte zwischen ihren Fingern. Sie warf einen prüfenden Blick auf eine Schale mit Erdbeeren und Trauben, letztere waren schon leicht bräunlich.

Etwas zu devot sagte jemand: »Ich werde Ihnen

einen Drink holen.« Ein anderer krächzte: »Ich freue mich so sehr.« Und wieder andere murmelten: »Sie wissen gar nicht ...« und: »Ich bin so ...«

Es bedeutete nichts, sagte sie sich, als sie nach einem Glas Wasser griff. Jahre waren vergangen, und das ganze Leben hatte sich inzwischen verändert.

Sie spürte, wie er auf sie

zukam. Wie entsetzlich, daß sie sich nach der langen Zeit vor Fremden begrüßen mußten.

Er sagte ihren Namen, ihren so gewöhnlichen Namen.

»Hallo, Thomas«, sagte sie im Umdrehen, sein Name war genauso gewöhnlich wie ihrer, aber seinem haftete die Bedeutung von Geschichte an.

Er trug ein

elfenbeinfarbenes Hemd und einen marineblauen Blazer, dessen Schnitt schon lange aus der Mode war. Um die Mitte wirkte er fülliger, was vielleicht zu erwarten war, aber wenn man ihn ansah, dachte man dennoch: ein großer Mann, ein schlanker Mann. Sein Haar fiel in die Stirn, und er strich es mit einer Geste fort, die ihr seit Jahren vertraut war.



Er trat auf sie zu und küßte sie auf den Mundwinkel. Zu spät hob sie ihre Hand, um seinen Arm zu berühren, denn er hatte sich schon zurückgezogen, und ihre Hand hielt mitten in der Bewegung inne.

Das Alter hatte ihn gezeichnet. Sie beobachtete, wie er sie betrachtete, sie, die das Alter offensichtlich nicht weniger gezeichnet hatte.

Dachte er: ›Ihr Haar ist strohig, aber ihr Gesicht ist nicht alt geworden?‹

»Das ist sehr seltsam«, sagte er.

»Man wundert sich bereits über uns.«

»Es ist tröstlich, sich vorzustellen, daß wir für eine Geschichte herhalten.«

Seine Hände schienen nicht zu ihm zu gehören; es waren blasse, weiche

Schriftstellerhände mit einem Hauch von Tinte, die sich für immer in den Falten des Mittelfingers der rechten Hand festgesetzt hatte. »Ich habe deine Karriere verfolgt«, sagte er.

»Soweit es eine gegeben hat.«

»Du hast dich gut gemacht.«

»Erst in letzter Zeit.«

Die anderen traten

allmählich zurück. Es erhöhte ihren Status, daß er sie kannte, ganz ähnlich, wie die gute Kritik den australischen Schriftsteller auszeichnete. Ein Drink wurde Thomas gereicht, der ihn dankend annahm, aber er enttäuschte den Spender, der auf eine Unterhaltung gehofft hatte.

»Ich habe so was seit Jahren nicht mehr gemacht«, begann er und brach ab.

»Wann liest du?«

»Heute abend.«

»Ich auch.«

»Konkurrieren wir  
miteinander?«

»Ich hoffe doch nicht.«

Es ging das Gerücht, daß  
Thomas nach vielen  
fruchtlosen Jahren wieder  
schrieb und daß seine Arbeit  
außerordentlich gut sei.  
Unerklärlicherweise war er in  
der Vergangenheit bei Preisen

nicht berücksichtigt worden, obwohl man allgemein der Ansicht war, daß er, wenn er sich in Höchstform befand, der Beste war.

»Bist du heute angekommen?« fragte sie.

»Gerade eben.«

»Und woher?«

»Aus Hull.«

Sie nickte.

»Und du?« fragte er.

»Ich bin am Ende einer

Lesereise.«

Er neigte den Kopf zur Seite und setzte zu einem Lächeln an, als wollte er Beileid sagen.

Ein Mann wartete ungeduldig an Thomas' Seite, um zu Wort zu kommen. »Sag mir«, fuhr Thomas fort, ohne den Mann neben sich zu beachten, und beugte sich vor, damit nur sie ihn hören konnte. »Bist du meinetwegen

Schriftstellerin geworden?«

Sie erinnerte sich, daß Thomas' Fragen oft verblüffend direkt und fast beleidigend waren, obwohl man ihm immer verzieh. »So haben wir uns kennengelernt«, erinnerte sie ihn.

Er nahm einen tiefen Schluck aus seinem Glas. »Das stimmt.«

»So war ich eigentlich



nicht. Wie damals in dieser Klasse.«

»Du warst durchaus so, finde ich. Der Rest war Schwindel.«

»Der Rest?«

»So zu tun, als seist du leicht zu haben.«

Leicht zu haben. Seit Ewigkeiten hatte sie diesen Ausdruck nicht mehr gehört.

»Du bist jetzt mehr du selbst«, sagte er.

»Woher willst du das wissen?« fragte sie herausfordernd.

Er hörte den scharfen Unterton in ihrer Stimme.

»Dein Körper und deine Gesten vermitteln den Eindruck, daß du mehr zu deinem Selbst gefunden hast, oder zu dem, was ich für dein Selbst halte.«

»Es sind nur die mittleren Jahre«, sagte sie, gleichzeitig

sich und ihn abwertend.

»Sie stehen dir gut.«

Sie wandte sich ab

angesichts des Kompliments.

Der Mann neben Thomas gab nicht auf. Hinter ihm standen andere, die dem

zurückgezogen lebenden

Dichter vorgestellt werden

wollten. Sie entschuldigte sich

und ging durch die Schar der

Bewunderer und Schmeichler

hindurch, die an ihr natürlich

nicht interessiert waren. Es war nichts, sagte sie sich erneut, als sie die Tür erreichte. Jahre waren vergangen, und das Leben hatte sich inzwischen verändert.

Sie stieg in den Aufzug, der Ewigkeiten zu brauchen schien, bis er ihr Stockwerk erreichte. Sie schloß die Tür ihres Zimmers, ihres

vorübergehenden  
Zufluchtsorts. Das Paket mit  
den Festivaldrucksachen lag  
unter ihrem Mantel, achtlos  
hingeworfen wie eine  
ausgelesene Zeitung. Sie saß  
auf dem Bett und sah die Liste  
der Festivalteilnehmer durch,  
und da war er, sein Name, der  
plötzlich fetter gedruckt  
wirkte als die Namen der  
anderen. In der Lasche, hinter  
dem weißen Plastikanstecker

mit ihrem Namen, fand sie einen Zeitungsausschnitt mit der Ankündigung des Festivals. Das Foto, mit dem der Artikel illustriert war, zeigte Thomas, zehn Jahre jünger. Er hatte das Gesicht zur Seite gedreht, um die Narbe zu verbergen. Dennoch war etwas Kühnes in seinem Ausdruck – ein anderer Thomas als der, den sie einst kannte, ein anderer Thomas

als der, den sie jetzt gesehen hatte.

Sie erhob sich vom Bett und vertrieb die leichte Panik durch Bewegung. Ihre Begegnung nach so vielen Jahren hätte ein großes Ereignis sein können, obwohl sie wußte, daß alle wichtigen Ereignisse in ihrem Leben schon geschehen waren. Sie überlegte, ob sie einfach im Hotelzimmer bleiben und

nicht an dem Abendessen teilnehmen sollte. Sicherlich hatte sie dem Festival gegenüber keine andere Verpflichtung, als pünktlich zu ihrer Lesung zu erscheinen, und dafür konnte sie sich ein Taxi rufen. Susan Sefton würde sich vielleicht Sorgen machen, aber Linda konnte in dem Restaurant eine Nachricht hinterlassen: Sie fühle sich nicht wohl, sie



brauche Ruhe nach dem  
langen Flug. Was plötzlich  
zutraf: Sie fühlte sich nicht  
wohl; sie brauchte Ruhe.  
Obwohl der Schock, Thomas  
nach all den Jahren  
wiedergesehen zu haben, für  
ihr Unwohlsein  
verantwortlich war. Das und  
ein damit verbundenes  
Schuldgefühl, ein fast  
unerträgliches Schuldgefühl  
inzwischen, daß sie in ihrem

Leben Ordnung gekannt  
hatte, Verantwortung, und  
daher einsehen mußte, wie  
unverzeihlich ihre  
Handlungen gewesen waren.  
Vor Jahren waren die  
Schuldgefühle von  
beschämend unerträglichem  
Schmerz überdeckt gewesen –  
und von Begierde und Liebe.  
Liebe hätte sie vielleicht  
großzügig und selbstlos  
werden lassen, aber sie war

weder das eine noch das andere geworden.

Sie ging ins Badezimmer und hielt das Gesicht nahe an den Spiegel. Ihr Eyeliner war unter dem linken Auge zu einem peinlichen Rand verschmiert. Es war eine Sache, Kunstgriffe anzuwenden, dachte sie, aber eine ganz andere, sie schlecht zu beherrschen. Ihr Haar hatte in der Feuchtigkeit seine Fülle

verloren und sah  
zusammengefallen aus. Sie  
bückte sich und zerzauste es  
mit den Fingern, aber als sie  
sich wieder aufrichtete, fiel es  
in seine vorherige Form  
zurück. Das Licht im  
Badezimmer war wenig  
schmeichelhaft. Sie weigerte  
sich, die Schäden zu  
registrieren.

War sie wegen Thomas  
Dichterin geworden? Es war

eine berechnete, wenn auch  
unverschämte Frage. Oder  
hatte eine gemeinsame  
Sichtweise sie zueinander  
hingezogen? Thomas'  
Gedichte waren kurz und  
schlicht, mit brillanten  
Nebeneinanderstellungen, so  
daß man nach dem Lesen  
eines Bandes den Eindruck  
hatte, durchgerüttelt worden  
zu sein. Als wäre man über  
eine Straße mit vielen

Windungen und Kurven  
gefahren; als hätte ein  
Mitfahrer ins Steuer gegriffen  
und einen Unfall riskiert.  
Wohingegen ihre Arbeit  
langsam und träumerisch war,  
elegischer, eine ganz andere  
Form.

Sie wanderte ins  
Schlafzimmer zurück, eine  
Frau, die für kurze Zeit  
vergessen hat, wo sie ist, und  
sah das Telefon, die

Lebensader zu ihren Kindern. Sie las die Anweisung für Ferngespräche. Sie müßte entsetzlich hohe Zuschläge zahlen, aber darum konnte sie sich jetzt nicht kümmern. Sie setzte sich auf den Bettrand, wählte Marias Nummer und war enttäuscht, als Maria sich nicht meldete. Linda öffnete den Mund, um eine Nachricht zu hinterlassen – Leute, die anriefen, ohne eine Nachricht

zu hinterlassen, fand sie  
ärgerlich –, aber obwohl sie  
unbedingt etwas zu ihrer  
Tochter sagen wollte und  
noch dringender die Stimme  
ihrer Tochter hören wollte,  
fiel ihr nichts ein. Ein Mann,  
den ich dir gegenüber nie  
erwähnt habe, hat plötzlich an  
meiner Fassade gekratzt.  
Unlogisch oder nicht, Linda  
dachte an Ovum und Sperma  
und an eine einzelne Zelle, die



eine zarte Membran durchstieß. Sie legte den Hörer auf und fühlte sich sprachlos und frustriert. Sie lehnte sich zurück und schloß die Augen.

Sie stellte sich ihre Kinder vor, das eine kräftig, das andere nicht, und seltsamerweise war es der Junge, der zarter war. Als sie an Maria dachte, fielen ihr lebhaftere Farben und Klarheit

ein (wie ihr Vater sagte Maria offen ihre Meinung und machte sich nur selten klar, daß die Folgen verhängnisvoll sein könnten), doch wenn sie an Marcus dachte, fielen ihr verblaßte Farben ein, einst leuchtend, jetzt aber matt, obwohl er erst zweiundzwanzig war. Der arme Junge hatte Lindas irisches Aussehen geerbt, während Vincents robusteres

italienisches Blut für Marias  
dunkle Augenbrauen und das  
blauschwarze Haar  
verantwortlich war, das die  
Leute veranlaßte, sich nach  
ihr umzudrehen. Und obwohl  
Vincent zuweilen Schatten im  
Gesicht hatte, vor allem unter  
den Augen (und wenn diese  
Schatten frühe Anzeichen von  
Krankheit gewesen wären,  
hätte man sie nur als solche  
erkannt, wenn man Bescheid

gewußt hätte?), war Marias Haut rosig und glatt, nachdem die glücklicherweise vorübergehenden Entstellungen der Pubertät vorbei waren. Wie schon so oft, fragte sich Linda erneut, ob ihre Reaktion auf das Aussehen ihrer Kinder deren Persönlichkeit mitgeprägt hatte; wenn sie ihren Kindern nicht ständig zu verstehen gegeben hätte, daß Maria

immer geradeheraus wäre,  
während sich unter Marcus'  
äußerer Schale etwas  
Untergründiges ausformte.  
(Wie unpassend Marcus all die  
Jahre seinen Namen  
empfunden haben mußte –  
Marcus Bertollini widerlegte  
alle Erwartungen, die jemand  
an ihn stellte, da er so viel  
mehr wie ein Phillip oder  
Edward aussah.) Sie hielt  
diese Gedanken über ihre

Kinder nicht für unfair; sie liebte beide gleich stark. Sie hatten nie miteinander konkurriert, da sie schon in frühester Kindheit gelernt hatten, daß kein Wettstreit gewonnen werden konnte.

Die Ziffern auf der Uhr leuchteten, als es im Raum dunkler wurde. Dichter und Schriftsteller würden sich jetzt vor dem Hotel versammeln wie Schulkinder, die sich auf

einen Ausflug begaben. ›Ich werde hinuntergehen‹, entschied sie plötzlich. ›Ich werde mich nicht davor fürchten.‹

Am Horizont waren die Wolken aufgerissen, das rosafarbene Licht versprach einen schöneren Tag. Linda registrierte alles: die Art, wie eine Frau, die in den Bus stieg, ihr rechtes Knie nicht belasten

konnte und sich am Geländer festhielt; die gewollt abgewetzte Aktenmappe eines Dichters mit modisch schwarzgeränderter Brille; die Art, wie alle in Regenmänteln dastanden, die Hände in die Taschen gesteckt, und sich leicht vorwärts drängten oder geschoben wurden, bis sie ein dichtes Knäuel bildeten. Aber sie zwang sich, nicht nach Thomas Ausschau zu halten,



der entweder hinter ihr stand oder nicht gekommen war. So daß sie, als sie im hinteren Teil des Busses saß und ihn beim Einsteigen beobachtete, gleichermaßen überrascht wie verlegen war, verlegen, weil er plötzlich seiner Männlichkeit beraubt war und wie ein Schulkind im Bus fahren mußte. Sein Trenchcoat war zu ausladend, er hielt die Arme vor sich

verschränkt, und über seinem Rumpf wölbten sich seine Schultern. Robert Seizek, der betrunkenener war, als sie seit Jahren einen Mann gesehen hatte – sein Gesicht wirkte, als müßte es Wasser sprühen, wenn man darauf drückte –, brauchte Hilfe, um die Stufen hinaufzukommen. Die Autoren, die an diesem Abend lesen mußten, wirkten geistesabwesend und aufs

äußerste bemüht, sich  
entspannt zu geben.

Sie fuhren durch trüber  
werdende Straßen, die um  
diese Zeit verlassen waren  
und einen eher nüchternen als  
charmanten Eindruck  
machten. Linda versuchte,  
nicht auf Thomas zu achten,  
was schwierig war. Er sah  
verlottert aus, ganz anders als  
Vincent, der das Talent besaß,  
makellos zu erscheinen,

genauso adrett und gepflegt wie sein Körper. Sie mochte es, wie sich die Hemden ihres Mannes eng an seine Schultern schmiegen, wie er seinen Bart stutzte, der immer perfekt in Form war. Er hatte italienische Ledergürtel und maßgeschneiderte Hosen getragen, was bei Vincent keine Eitelkeit war, sondern vielmehr das Erbe seiner eingewanderten Eltern, die

ängstlich darauf bedacht  
waren, daß ihre Kinder es in  
der neuen Welt schafften. Was  
bei anderen geckenhaft  
gewirkt hätte, war bei Vincent  
Gewohnheit und hatte Stil;  
Vincent, der nichts davon  
hielt, die harmlosen Wünsche  
seiner Eltern zu mißachten;  
Vincent, den die allgemeine  
Unverschämtheit der Freunde  
seiner Kinder oft verblüffte.

Der Bus hielt an, und Linda

war entschlossen, als letzte auszusteigen. Sie würde sich im Restaurant einfach einen freien Platz suchen und sich einem Fremden vorstellen. Aber als sie ausstieg, stand Thomas in der Nähe der Tür und wartete auf sie.

Er brachte es fertig, zwei Plätze abseits von den anderen zu finden. Es war tatsächlich ein kleines Bistro, möglicherweise echt

französisch. Die Festivalteilnehmer waren in einem schmalen Raum mit zwei langen Tischen und Bänken untergebracht. Linda und Thomas saßen an dem Ende, das sich am nächsten zur Tür befand, und auch das schien ganz nach Art des Mannes zu sein, an den sie sich erinnerte, ein Mann, der immer an schnelle Fluchtwege gedacht hatte. Sie bemerkte,

daß das Papiertischtuch, das bereits halbmondförmige Rotweinflecken aufwies, nicht lang genug war. Thomas kritzelte gedankenverloren mit seinem Stift darauf herum. Es herrschte entsetzlicher Lärm im Raum, und sie hatte das Gefühl, in einem Meer aus Stimmen und unverständlichen Worten zu ertrinken. Dies zwang sie, sich näher, geradezu



verschwörerisch einander  
entgegensubeugen, um sich zu  
unterhalten.

»Es ist eine Art

Wiederaufleben, nicht wahr?

Dieses Interesse an Lyrik?«

»Aber keine Renaissance«,

antwortete sie nach einer

Weile.

»Mir wurde gesagt, es gebe

hier zehn von unserer Sorte.

In einer Gesamtzahl von

sechzig. Das sieht doch nach

einem Rekord aus.«

»Im Ausland ist es noch besser.«

»Hast du das getan? Hast du an ausländischen Festivals teilgenommen?«

»Gelegentlich.«

»Also bist du eine Weile auf Lesereisen gewesen?«

»Kaum.« Sie ärgerte sich über die spitze Bemerkung. Sie gab die verschwörerische Haltung auf und lehnte sich

zurück. Er beugte sich näher zu ihr und sah von seinem Gekritzel auf. »Du verkünstelst dich zu sehr bei deinen Gedichten. Du solltest deine Geschichten als Geschichten erzählen. Deinem Publikum würde das gefallen.«

»Meinem Publikum?«

»Deine Gedichte sind beliebt. Du mußt dein Publikum doch kennen.«

Sie schwieg, verletzt wegen des versteckten Tadels.

»Ich halte dich im Kern für eine Romanschriftstellerin«, sagte er.

Sie wandte sich ab. ›Was für eine unverschämte Boshaftigkeit‹, dachte sie. Sie erwog, aufzustehen und zu gehen, aber eine so theatralische Geste würde offenbaren, wie verletzlich sie war, würde ihn vielleicht an

andere theatralische Gesten erinnern.

»Ich habe dich verletzt.« Zu seinen Gunsten mußte man sagen, daß er reumütig aussah.

»Natürlich nicht«, log sie.

»Du brauchst weder mich noch jemand anderen, um zu wissen, was du wert bist.«

»Nein, das brauche ich wirklich nicht.«

»Du bist eine wundervolle

Schriftstellerin, in welcher Gattung auch immer.«

Und er meinte das Kompliment ernst, tatsächlich hielt er es gar nicht für ein Kompliment, sondern für die reine Wahrheit.

Das Essen wurde auf Tellern gebracht, die so groß waren, daß man am Tisch auseinanderrücken mußte. Linda versuchte, sich eine Spülmaschine vorzustellen, in

die die übergroßen Teller  
paßten. Wozu dienten sie  
überhaupt, fragte sie sich, da  
sie das Essen darauf zu  
Zwergenportionen  
schrumpfen ließen:  
indonesisches Huhn für sie,  
Lachs mit Grillstreifen für  
Thomas. Seizek, der mit  
rotunterlaufenen Augen von  
der Bar zurückkam, stieß an  
den Tisch, so daß Wasser- und  
Weingläser ins Wanken

gerieten. Linda sah die verstohlenen und offenen Blicke der anderen, die auf sie gerichtet waren. Welch vorrangigen Anspruch hatte Linda Fallon auf Thomas Janes?

Thomas nahm einen Bissen und tupfte sich die Lippen ab. Das Essen interessierte ihn nicht, und auch darin erkannte sie, daß er sich nicht geändert hatte: eine halbe Stunde



später würde er sich nicht mehr erinnern, was er gegessen hatte.

»Bist du immer noch Katholikin?« fragte er und starrte auf den V-förmigen Ausschnitt ihrer elfenbeinfarbenen Bluse. Es war eine Art Uniform, die seidenen Blusen, die engen Röcke. Sie hatte drei davon, die in Plastikhüllen in ihrem Koffer lagen. »Du trägst das

Kreuz nicht.«

»Schon seit Jahren nicht mehr«, sagte sie, ohne hinzuzufügen, seit mein Mann, der seine Bedeutung kannte, mich bat, es abzunehmen. Sie hob ihr Glas und trank und machte sich erst zu spät klar, daß der Wein ihre Zähne verfärben würde. »Man bleibt immer Katholik. Auch wenn man nicht mehr daran glaubt.«

»Damals wurde so viel Schaden angerichtet.« Sein Blick wandte sich nach innen, möglicherweise wurde er an katholische Sünden erinnert.

»Bist du im Moment gläubig?«

»Nur im Flugzeug«, antwortete sie schnell, und er lachte. Er versuchte, wieder einen Bissen zu essen.

»Ich ein bißchen«, gestand er, was sie verblüffte, und sein

Geständnis wirkte fast  
schüchtern. »Der Pfarrer  
meiner Mutter blieb nach  
Billies Tod tagelang bei mir,  
obwohl ich seine Gegenwart  
kaum wahrnahm. Sie sind  
sehr gut in Krisensituationen,  
nicht wahr? Wir spielen jetzt  
oft Tennis miteinander, und  
ich gehe manchmal zur  
Kirche. Um seine Gefühle  
nicht zu verletzen, denke ich.«

Ihr Atem war angespannt

und brannte in ihrer Brust.  
Diese Erwähnung privaten  
Unglücks war zu früh  
gekommen. Erneut hörte sie  
die Worte: »Nach Billies  
Tod ...«

Er fuhr fort:

»Wahrscheinlich habe ich das  
Gefühl, Dankbarkeit zeigen zu  
müssen. Ich dachte allerdings,  
sie müßten wissen, daß es am  
Ende nicht hilft. Letztlich hilft  
gar nichts. Drogen vielleicht.«

»Ja.«

Er beugte sich vor. »Geht's dir genauso? Ich denke an das, was wir getan haben, und kann einfach nicht glauben, daß wir so grausam waren.«

Sie konnte nicht antworten. Er hatte teurer bezahlen müssen, als es irgend jemand verdiente. Und sie? Womit hatte sie bezahlt? Sie hatte Liebe und Kinder gehabt, und ihre Kinder lebten. Entgegen

allen Erwartungen war sie belohnt worden. Was war gerecht dabei?

Sie legte die Gabel hin, unfähig, so zu tun, als würde sie essen. Auf eine solche Art von Unterhaltung war sie nicht vorbereitet. Sie faltete die Finger unterm Kinn. Sie war nicht in der Lage, das Gespräch fortzusetzen, weil sie nicht wußte, wieviel sie ertragen konnte. Sie würde

sich von Thomas die  
Stichworte geben lassen,  
keine Fragen stellen.

Die riesigen Teller wurden  
durch kleinere ersetzt. Der  
Kellner füllte ihre Gläser.

»Hast du die Briefe noch?«  
fragte er.

»Ich habe sie verloren«,  
sagte sie, erleichtert, auf  
sichereren Boden zu wechseln.  
»Sie sind aus einem Karton  
herausgequollen. Das habe ich



vom Fenster im zweiten Stock  
eines Hauses beobachtet, in  
das mein Mann und ich  
einzogen. Er trug den Karton.  
Ich hielt den Atem an, als er  
ihn hochhob. Es hätte ihn  
verletzt, auch wenn ...«

(Obwohl ich dich seit  
Jahren nicht mehr gesehen  
hatte, wollte sie hinzufügen.)

»Keinem Mann gefällt der  
Gedanke, daß es einen  
anderen gegeben hat, der

wichtig war«, sagte Thomas nüchtern.

»Und dann, Wochen später, als ich danach suchen wollte, waren sie verschwunden. Nirgendwo zu finden. Ich versuchte, indirekt nachzufragen, aber er schien zu wissen, wovon die Rede war. Es ist ein Rätsel. Bis zum heutigen Tag weiß ich nicht, was mit ihnen geschehen ist.«

»Er hat sie vernichtet«,

warf Thomas ein.

Eine solch heimtückische Tat konnte sich Linda nicht vorstellen. Vincent hatte weder den Wunsch noch die Fähigkeit zu hinterhältigem Handeln. Wohingegen sie und Thomas absolute Experten darin waren.

Arme wurden über Stuhllehnen gelegt. Essen wurde verschlungen oder ignoriert. Spiegel an den

Wänden reflektierten die Essenden und zeigten Gesichter, die vorher verborgen waren. Eine Kohorte kleiner Männer in fleckigen Schürzen schlängelte sich wie Tänzer an den schmalen Tischen vorbei. Da es keine Fenster gab, die an den Regen erinnert hätten, herrschte eine traute Atmosphäre im Raum. Diejenigen, die keine

Begabung für Konversation hatten, litten.

»Wann hast du geheiratet?«  
fragte Thomas leichthin.

Gespräche über die  
Vergangenheit riefen wieder  
Schmerz hervor, dachte sie,  
obwohl es töricht war,  
anzunehmen, sie könnten eine  
Unterhaltung fortführen, ohne  
auf das Schlimmste zu  
sprechen zu kommen, das  
zwischen ihnen geschehen

war.

»1976«, sagte sie.

»Vor vierundzwanzig

Jahren.«

Sie nickte, und im nächsten Moment wußte sie, woran er dachte: an sie, wie sie sich auf die Hochzeit vorbereitete. An sie, die leidenschaftliche körperliche Liebe für einen anderen empfand.

»Und du hast Kinder, nicht wahr?« fragte er. »Das habe

ich, glaube ich, gelesen.«

»Ich habe eine  
dreiundzwanzigjährige  
Tochter und einen  
zweiundzwanzigjährigen  
Sohn.«

Und damit war es heraus:  
die Erwähnung ihrer Kinder.

Sie beobachtete Thomas,  
der sich bemühte, seine  
Gesichtszüge unter Kontrolle  
zu bringen. Wie abgrundtief  
mußte der Schmerz sein, der

sich fast ein Jahrzehnt später  
in unaufhaltsamen Tränen  
ausdrückte.

»Wie heißen sie?«

»Maria und Marcus.«

»Maria und Marcus ...?«

»Bertollini.«

»Der Name deines

Mannes.«

»Vincent«, sagte sie, ohne  
hinzuzufügen, daß er  
gestorben war.

»Damit ich's mir vorstellen



kann.«

Sie nickte.

»Du kleidest dich  
inzwischen wirklich  
wundervoll.« Thomas hielt  
den Blick auf ihr Gesicht  
gerichtet, als er das sagte,  
obwohl sie wußte, daß er sie  
bereits taxiert hatte.

»Danke«, sagte sie einfach.

»Billie wäre dieses Frühjahr  
zwölf geworden«, sagte  
Thomas.

Laut ausgesprochen, klang der Name überaus traurig und herb. An der Anspannung seiner Lippen konnte sie ablesen, was es ihn kostete.

»Das Boot war mit Wasser vollgesogen und morsch. Die Toilette im Bug stank. Man konnte Rich in der vorderen Kabine vögeln hören ...«

Einen Moment lang konnte er nicht weitersprechen.

»Wir waren auf dem Weg

nach Maine«, sagte er und hatte jetzt das Zittern in seiner Stimme besser unter Kontrolle. »Rich und seine Freundin waren an Bord. Und Jean, meine Frau.« Er sah zu Linda auf. »Und unsere Tochter Billie.«

»Thomas, hör auf«, sagte sie ruhig. »Du mußt das nicht tun. Ich habe damals über den Unfall gelesen.« Tatsächlich konnte sie sich nur allzugut

erinnern, wie sie damals, wie jeden Morgen, den Boston Globe durchblättert (Vincent mit der Times am anderen Ende des Tisches; ihre Hand war von Marmelade klebrig) und wie die Worte THOMAS JANES und TOCHTER und ERTRUNKEN ausgesehen hatten, die unmöglichen, schreienden Großbuchstaben, alle in einer Schlagzeile. Wie Vincent sofort seine Zeitung

weggelegt und gesagt hatte:  
›Linda, was ist los?‹

Ein Kellner, der Teller  
balancierte, erzeugte eine  
künstliche Pause.

»Es war nicht Jeans Schuld,  
obwohl ich ihr die Schuld  
daran gab.«

Linda beobachtete, wie  
Thomas' Finger den Stiel ihres  
Glases umklammerten.  
Natürlich konnte sie nicht  
bestimmen, wie er diese

Geschichte erzählen sollte.

»Gott, wie ich sie  
verfluchte. Ich hätte sie  
umgebracht auf dem Boot,  
wenn ich die Kraft oder den  
Mut dazu aufgebracht hätte.«

Linda drückte die  
gefalteten Hände auf den  
Mund. »Wie sehr wir uns  
bemühen, nicht  
auszusprechen, was uns auf  
der Zunge liegt«, dachte sie.

Sie sah sich im Raum um,

blickte in all die begierigen und angespannt neugierigen Gesichter, die ihnen zugewandt waren. Es war schrecklich. Hier konnten sie nicht bleiben.

»Thomas«, sagte sie und stand auf. »Komm mit.«

Sie gingen auf einem Quai entlang, der sich in den See hinaus erstreckte. Der Sprühregen spann ein Netz

um ihr Haar und ihr Gesicht. Thomas ging mit leicht hängenden Schultern, die Hände in den tiefen Taschen seines Trenchcoats vergraben. Seinen Gürtel hatte er locker geknotet, eines der Enden hing länger herunter als das andere. Seine Schuhe waren seit längerem nicht geputzt worden. Er war nicht aus Armut so ungepflegt, das wußte sie; es war einfach



mangelnde Aufmerksamkeit.  
Aufmerksamkeit eines  
anderen oder die eigene.

»Du lebst noch immer in  
Hull«, sagte sie.

»Ja.«

»Und wie geht's Rich?«

»Ihm geht's gut. Er ist  
verheiratet und hat zwei  
Jungen. Er hat übrigens eine  
Ärztin geheiratet. Die Jungen  
sind großartig.«

Sie konnte sich nicht

vorstellen, wie Thomas es schaffte, mit den Kindern anderer Leute zu spielen oder auch nur mit ihnen zu reden. War der Schmerz noch immer gegenwärtig? Gäbe es eine oder fünf gemeinsame Stunden, während deren er einfach – und wohltuenderweise – vergessen würde?

»Ich sehe deine Tante gelegentlich«, sagte Thomas.

»Sie versucht immer, so zu tun, als würde sie mich nicht kennen.«

»Kannst du ihr das verübeln?«

»Nein, natürlich nicht. Ich mache inzwischen niemanden mehr verantwortlich, nur noch mich selbst.

Wahrscheinlich ist das ein Fortschritt.«

Der Wind war eisig an ihrem Hals. Sie hielt die

Revers ihres Regenmantels zusammen. »Ich werde dich nicht nach deiner Frau fragen«, sagte sie. »Obwohl ich es gern täte.«

»Du meinst Jean?«

Sie nickte und wußte, daß sie nicht über Regina sprechen konnten. Vielleicht nie.

»Oh, ich kann über Jean sprechen.« Er schien sich von seiner Erregung im Restaurant erholt zu haben. Linda stellte

sich vor, daß der Schmerz möglicherweise in ganz willkürlichen Formen auftrat: in manchen Momenten unerträglich, dann wieder nur in Form einzelner Teile einer schrecklichen Geschichte. »Ich gebe ihr heute keine Schuld mehr«, fügte er hinzu. »Ich sagte es schon. Sie war eine gute Frau. Wahrscheinlich ist sie das immer noch.«

»Du siehst sie nicht?«

»O Gott, nein. Ich glaube, das könnte keiner von uns ertragen. Nach etwa einem Jahr ist sie ins Landesinnere gezogen, nach Indianapolis, wo sie ursprünglich herkommt. Dort ist es sicherer, denke ich. Weit und breit kein Ozean. Ich schätze, sie ist immer noch allein. Ja, ich weiß, daß sie es ist. Sie schreibt Rich gelegentlich.«

Und warum quälte sich

Thomas noch immer mit dem Ozean ab? hätte sie fragen können.

Sie waren an einem Industriepark oder etwas Ähnlichem angelangt. Sie erinnerte sich an einen Weihnachtstag vor Jahren, als sie und Thomas durch die leeren Straßen von Boston geschlendert waren, die einzigen Menschen in einem verlassenen Universum. Aber

dann kam ihr ein  
bedrückender Gedanke:  
Obwohl sie sich an den Tag  
erinnern konnte – an das  
Gefühl endloser verfügbarer  
Zeit, an eine verheißungsvolle  
Zukunft, die scheinbar hinter  
jeder Ecke wartete, an die  
Klarheit der Luft –, spürte sie  
nichts davon. Und sie stellte  
fest, daß diese Unfähigkeit,  
die Vergangenheit zu spüren,  
sie sehr störte. Es war



tatsächlich beunruhigend, von der realen Struktur seines Lebens so weit entfernt zu sein.

Ihr Rock engte sie beim Gehen ein. Sie ruinierte ihre Schuhe. Neben sich konnte sie Thomas' Hitze spüren, sogar in dieser unwirtlichen Kälte. Seine physische Gegenwart war ihr vertraut und gleichzeitig doch fremd. All seine Zellen waren inzwischen

anders, hatten sich dreimal erneuert.

»Unterrichtest du«, fragte er.

»Ja.« Sie nannte das College. »Teilzeit. Mein Mann ist vor zwei Jahren gestorben und hat Geld von einer Lebensversicherung hinterlassen.«

»Das wußte ich nicht. Tut mir leid.« Er, der besser als jeder andere wußte, wie

nutzlos Mitleid ist. »War er lange krank?«

»Nein. Es kam ganz plötzlich.«

Thomas neben ihr schien eher zu springen als zu gehen.

»Nach seinem Tod habe ich angefangen, viel häufiger auf Lesereisen zu gehen«, sagte sie. »Ich habe festgestellt, daß ich in Hotelzimmern nicht so oft an Vincent denke.«

Sie waren an einer Bank

angelangt. Er machte ein Zeichen, sie sollte sich setzen. Ihre Hände steckten in den Taschen ihres Regenmantels, und sie zog sie nun heraus und faltete sie im Schoß. Das Wochenende lag vor ihr, deutlicher umrissen als noch ein paar Stunden zuvor. Sie wußte, in einem Jahr dächte sie vielleicht: ›Das war das Wochenende, als ich ...‹  
Schließlich war es bedeutsam,

daß sie sich nach all den Jahren getroffen hatten. Bedeutsam einfach wegen dieses Austauschs von Geschichte, wegen der Bestätigung der eigenen Vergangenheit. Gedanken an etwas Größeres waren ihr unmöglich; sie gingen ihr in letzter Zeit gegen den Strich, gegen die Natur.

»War deine Ehe gut?«  
fragte er.

Niemand stellte ihr heute noch solche Fragen. Es hatte unbestreitbar etwas Erfrischendes an sich, sie beantworten zu müssen.

»Ich glaube, es war eine wundervolle Ehe.« Sie wußte nichts über Thomas' zweite Ehe mit der Frau namens Jean, nur von dem entsetzlichen Ende und von den Nachwirkungen. »Wir hatten viel Spaß miteinander.

Ich erinnere mich, daß ich  
nach Vincents Tod dachte:  
›Wir hatten viel Spaß.« Und  
kaum unglückliche Zeiten.«

»Das freut mich.«

»Aber niemand kommt  
unbeschadet durchs Leben«,  
sagte sie. Und sie fragte sich:  
Stimmte das? Hat man mit  
zweiundfünfzig ein  
unbeschadetes Leben?

»Vincent schien nie zu leiden,  
und ich fand das ansteckend.

Das Leben war normaler,  
weniger belastend als früher.«

Als mit dir, hätte sie  
hinzufügen können.

»Grund genug, jemanden  
zu lieben.«

»Wir waren gerade von  
unserem zukünftigen  
Sommerhaus in Maine  
zurückgekommen. Wir waren  
für einen Tag hinaufgefahren,  
um den Bauunternehmer zu  
treffen. Es sollte ein tolles



Haus werden – zu toll für uns. Nach jahrelangem Sparen sollte es endlich Wirklichkeit werden. Wir bedauerten nur, daß wir es nicht gebaut hatten, als die Kinder noch kleiner waren, aber wir dachten bereits an die Enkelkinder.« Sie hielt inne, als müßte sie Atem holen, aber tatsächlich deswegen, um den Ärger niederzukämpfen, der sie plötzlich gepackt hatte.

»Ich ging zum Strand und ließ ihn im Haus zurück. Als ich zurückkam, lag er auf dem Boden, von Orangen umgeben.«

»Ein Herzanfall?«

»Ein schwerer Schlaganfall.« Sie stockte. »Es hatte keine Anzeichen dafür gegeben. Er war erst fünfzig.«

Thomas legte seine Hand auf die ihre, die sich beim Erzählen der Geschichte

bewegt hatte. Seine Hand war kalt, die Handfläche wie rauhes Papier, trotz der Schriftstellerfinger. Er berührte sie unbeholfen, mit der Geste eines Mannes, der nicht daran gewöhnt ist, andere zu trösten.

»Es ist eine so große Überraschung, dich zu sehen«, sagte sie. »Ich wußte von nichts. Ich hatte das Programm nicht gelesen.«

»Wärst du gekommen,  
wenn du es gewußt hättest?«

Die Frage war wie ein  
Tunnel mit einem Dutzend  
versteckter Abteile. »Die  
Neugier hätte mich vielleicht  
mutig gemacht.«

Thomas ließ ihre Hand los  
und nahm eine Packung  
Zigaretten heraus. Mit einer  
Reihe von Bewegungen, die  
Linda zugleich uralt und  
vertraut vorkamen, zündete er

eine Zigarette an, zupfte sich einen Tabakbrösel von der Lippe und stieß den dünnen blauen Rauch aus, der in der feuchten Luft stehenblieb wie eine sich langsam auflösende Schrift. Es wäre natürlich sinnlos, seine Gesundheit anzusprechen. Thomas würde höchstwahrscheinlich antworten, er habe bereits zu lange gelebt.

»Bist du jetzt erstaunt,

wenn ich dir sage, daß ich  
deinetwegen gekommen  
bin?« fragte er.

Sie war mehr als  
überrascht, und deshalb  
schwieg sie.

»Ja, es hat auch mich  
überrascht«, sagte er. »Aber  
so war's eben. Ich habe deinen  
Namen gesehen und gedacht  
... Nun, ich weiß nicht, was  
ich dachte.«

Hinter ihnen ertönte das

Pfeifsignal einer Fähre oder eines Schleppkahns.

»Ich habe eigentlich Hunger«, sagte Thomas.

»In einer halben Stunde beginnt deine Lesung.«

»Damit muß ich für das Vergnügen bezahlen.«

Linda sah ihn an und lachte.

Thomas, der Gentleman, stand auf und nahm ihren Arm. »Ich denke, wir schulden uns danach noch ein

Abendessen.«

»Zumindest das«, sagte Linda freundlich.

Wie Menschen, die ganz von Liebe oder Angst gefangengenommen sind, gingen sie los, ohne sich an den Weg zu erinnern, und als das Theater in Sicht kam, rannten sie fast. An der Tür trennten sie sich – mit den üblichen guten Wünschen von



Lindas Seite und der obligatorischen Grimasse von seiten Thomas' –, und tatsächlich schien er leicht zu erbleichen, als Susan Sefton auf ihn zukam und ihm eindringlich klarmachte, daß die Lesung in zehn Minuten begänne.

Es war ein steil ansteigender Raum, der früher vielleicht als Vorlesungssaal gedient hatte, mit Sitzreihen,

die sich von einem Podium  
aus wie Radspeichen  
ausbreiteten. Linda zog ihren  
Regenmantel aus und drückte  
ihn auf ihrer Lehne  
zusammen, so daß aus dem  
Stoff ein schwacher Geruch  
von Synthetik aufstieg. Allein  
jetzt, anonym zwischen zwei  
Fremden, die sich neben sie  
gesetzt hatten, erlaubte sie  
sich, über Thomas'  
Behauptung nachzudenken, er

sei ihretwegen zu dem Festival gekommen. Das entsprach wohl nicht ganz der Wahrheit – es war wohl auch das Bedürfnis, wieder in eine Welt einzutauchen, die er hinter sich gelassen hatte –, aber der Anteil, der vielleicht der Wahrheit entsprach, beunruhigte sie. Sie wollte kein so übertriebenes Vorspiel.

Das Publikum tröpfelte

spärlich herein und füllte die Reihen der Galerie nur lückenhaft, was, von der Bühne aus gesehen, entmutigend wirken konnte, wie Linda wußte. Inbrünstig hoffte sie auf ein volles Haus für Thomas. Es gab Studenten mit Rucksäcken, einige Liebespaare, einige Frauen wie sie selbst, die in fröhlichen kleinen Gruppen beisammensaßen. Die

zukünftigen Dichter kamen  
einzeln herein, Bittsteller, die  
nach Inspiration suchten, oder  
zumindest nach einem  
Agenten. Aber dann ging eine  
bislang unbemerkte oder  
verschlossene Seitentür auf,  
durch die Leute  
hereinströmten, so daß sich  
Reihe um Reihe füllte und die  
Lücken auf der Galerie  
geschlossen wurden.  
Seltsamerweise verspürte

Linda mütterlichen Stolz (oder war es der Stolz einer Ehefrau? Sie hatte wenig Übung darin; Vincent war bereits beim Gedanken an eine öffentliche Rede in Panik geraten). Der beachtliche Zustrom entwickelte sich zu einer Flut, und Türen wurden von Menschen offengehalten, die nicht weiter vorwärts kamen. Thomas' Jahre des selbsterklärten und

notwendigen Rückzugs hatten die Neugier angefacht. Es war sozusagen ein historischer Augenblick, wenn auch von provinzieller und begrenzter Art.

Neben ihr tuschelte ein jüngeres Paar über das berühmte Schweigen des Dichters.

»Seine Tochter ist auf einem Boot umgekommen.«

»O Gott. Ist das wahr?«

»Sie wurde über Bord  
gespült. Sie war erst fünf.  
Oder vielleicht sechs.«

»Mein Gott.«

»Man sagt, er habe danach  
einen Zusammenbruch  
erlitten.«

»Das habe ich gelesen,  
glaube ich.«

Das Saallicht ging aus, und  
jemand hielt eine gelehrte  
Einführungsrede, in der auf  
den Rückzug, wenn auch nicht



auf dessen Ursache, angespielt wurde. Die Einführung wurde Thomas nicht gerecht, doch sie unterstellte eine einzigartige Leistung, die zu würdigen sei, selbst wenn er seit Jahren nichts mehr veröffentlicht habe. Der Scheinwerfer zeichnete wenig schmeichelhafte Schatten auf das Gesicht des Redners am Podium. Bald würde sie selbst dort stehen.

Als Thomas aus der Seitenkulisse trat, senkte sich Stille übers Publikum. Thomas bewegte sich mit bewährter Autorität, sorgsam darauf bedacht, nicht zu den Hunderten von Gesichtern hinaufzusehen. Als er das Podium erreichte, griff er nach einem Glas Wasser, und sie merkte (und hoffte, daß es den anderen entging), daß seine Hand zitterte, während

er das Glas langsam zum Mund führte. Hinter ihr sagte jemand: »Wow, ist der alt geworden«, Worte (welche Kraft), die selbst die Besten von ihnen klein machten.

Thomas patzte schrecklich am Anfang, was sie vor Mitgefühl erröten ließ, eine Röte, die sich, das fühlte sie, über ihren Hals bis hinter die Ohren ausbreitete. Er wirkte unvorbereitet. In der

zunehmenden Stille blätterte  
er umständlich mit dem  
Zeigefinger die Seiten um, so  
daß das Papier wie  
Zwiebelschalen raschelte.

Linda vernahm ein erstauntes  
Gemurmel aus dem Publikum,  
einen leisen Unmut der  
Enttäuschung. Doch das  
Blättern ging weiter. Und  
dann, als sie dachte, sie hielte  
es nicht mehr aus, als sie den  
Kopf beugte und die Finger an

die Augen legte, begann Thomas zu lesen.

Seine Stimme war tief und volltönend, unbeschadet der Jahre, die sein Gesicht verwüstet hatten. Es hätte die Stimme einer feierlichen Verkündigung sein können, der Baß eines Opernsängers. Das Publikum schien den Atem anzuhalten, um kein Wort zu verpassen. Sie strengte sich an, die

verblüffenden Sätze zu verstehen, um anschließend in einen Abgrund von Bildern zu taumeln, die seltsam wohltuend waren, auch wenn ihre schreckliche Bedeutung nicht zu verkennen war: »Wasser wie Seide«, las er, und »Bett aus Sand«. »Die Mutter gebeugt, ein zertretener Halm.« Das Haar in Lindas Nacken sträubte sich, und Kälteschauer liefen

ihr über die Haut. Sie schlang  
die Arme um sich und vergaß  
das Publikum. Diese Mischung  
aus verwirrtem und  
ergebenem Schmerz war  
kaum zu fassen. Noch nie war  
ihr so deutlich zu Bewußtsein  
gekommen – und den  
Menschen um sie ging es  
sicherlich nicht anders –, daß  
sie sich in der Gegenwart von  
Größe befand. Er las aus den  
Magdalenen-Gedichten. Eine

Reihe von Gedichten über ein Mädchen, das nicht zur Frau wurde. Eine Elegie über ein ungelebtes Leben.

Thomas hielt inne und nahm erneut einen tiefen Schluck Wasser. Man vernahm das Geräusch von mehreren hundert Zuhörern, die die Hand an die Brust legten und Oh sagten. Der Applaus, der darauf folgte – man konnte es nicht anders



sagen –, war tosend. Thomas blickte auf und schien erstaunt zu sein über den Tumult. Er lächelte nicht, weder in sich hinein noch in Richtung des Publikums, worüber Linda unglaublich erleichtert war: Thomas war nicht leicht verführbar.

Die Fragen nach der Lesung waren die üblichen (eine bezog sich auf seine Schuld, entsetzlich). Er

antwortete geduldig; und glücklicherweise hatte er nichts routiniert Glattes an sich. Linda war sich nicht sicher, ob sie es ertragen hätte, wenn seine Antworten oberflächlich gewesen wären. Er wirkte erschöpft, seine Stirn glänzte, fahl inzwischen von echtem Lampenfieber.

Die Fragen hörten auf – es war nicht klar, aufgrund von wessen geheimem Signal –,

und der Applaus, der folgte,  
ließ die Stuhlreihen erzittern.  
Einige Zuhörer standen sogar  
auf wie im Theater.

Ungeschickt und ungeübt in  
der Annahme von Lob,  
verließ Thomas die Bühne.

Sie hätte ihn vielleicht  
hinter der Bühne treffen und  
im gemeinsamen  
Überschwang umarmen  
können. Und vielleicht  
erwartete er sie, wäre

enttäuscht über ihre  
Abwesenheit. Aber dann sah  
sie ihn im Foyer, umringt von  
Bewunderern, die quälenden  
Worte in seinem Kopf waren  
beiseite gedrängt, und sie  
dachte: ›Ich werde nicht um  
seine Aufmerksamkeit  
buhlen.<

Sie brauchte Luft und ging  
in die Nacht hinaus. Leute  
standen in Gruppen umher,  
eher angeregt als still. Sie

wollte nicht lauschen, konnte aber nicht umhin, die Worte »erschütternd« und »brillant« aufzuschnappen, obwohl eine Frau empört darüber zu sein schien, daß ein Dichter aus dem Tod seiner Tochter Kapital schlug.

»Geschmacklos«, hörte Linda, »Ausbeutung des Lebens anderer Menschen«. Ein Mann antwortete herablassend:

»Dana, das nennt man Kunst«,

und Linda wußte sofort, daß die beiden verheiratet waren.

Sie ging um den Block, sie hatte es nötig nach diesem Erlebnis. Das Nieseln war in heftigen Regen übergegangen, der ihr Haar und ihren Mantel durchnäßte, bevor sie umkehren konnte. Sie trat in ein kleines Studiotheater und lauschte einer Frau aus Ruanda, die Greuelthaten aufzählte. Benommen saß

Linda da, ohne etwas zu fühlen, bis es Zeit für ihre eigene Lesung war.

Sie wurde hinter die Bühne geführt, wo endlose Schlangen von Elektrokabeln herumlagen. Daß sie sich nicht schnell genug an die Dunkelheit gewöhnen konnte, machte sie linkisch und übervorsichtig, und sie wußte, daß der junge Organisator nichts als eine Frau in

vorgerücktem Alter in ihr sah.  
Seizek tauchte neben ihr auf,  
sein Atem kündigte ihn an,  
bevor sein massiger Leib  
erschien. Er legte  
besitzergreifend die Hand auf  
ihren Rücken und ließ sie  
tiefer gleiten – um das  
Gleichgewicht zu halten oder  
männliche Überlegenheit zur  
Schau zu stellen, sie war sich  
nicht sicher. Blinzeln wurden  
sie auf die Bühne geführt, die



tatsächlich viel zu grell  
beleuchtet war. Sie ließen sich  
zu beiden Seiten des Podiums  
nieder. Seizek, der alle  
Höflichkeitsregeln mißachtete  
und nicht einmal seine eigene  
Vorstellung abwartete,  
taumelte als erster aufs  
Podium. Obwohl er fast zu  
betrunken war, um zu stehen,  
lieferte er eine tadellose  
Lesung ab, eine Tatsache, die  
bemerkenswerter war als

seine Prosa, die verwässert klang, als habe der Autor um der Länge willen Absätze gestreckt, als sei er wegen eines Abgabetermins fahrlässig geworden.

Der Applaus war beachtlich. Einige verließen das Theater, nachdem Seizek gelesen hatte (gelangweilt von Seizeks Lesung? Keine Liebhaber von Lyrik? Nicht interessiert an Linda Fallon?),

und in den Reihen öffneten sich noch breitere Lücken. Sie bemühte sich angestrengt, ihre anscheinend fehlende Popularität (wahrscheinlich war es eher ihr Wunsch nach Anonymität) zu überspielen, als sie aufs Podium stieg; und nachdem sie das Mikrophon zurechtgerückt hatte, war es ihr größtenteils gelungen, obwohl sie nicht umhin konnte, festzustellen, daß

Thomas nicht anwesend war. Sie las den Wortlaut ihrer Verse, Worte, auf die sie durchaus stolz sein konnte, Zeilen, die für sie zwar nicht mehr neu, aber sorgfältig gearbeitet waren. Doch während sie las, begannen ihre Gedanken abzuschweifen, und sie dachte an Thomas' Vorschlag, ihre Lyrik in Prosa umzuwandeln. Und sie bemerkte, daß sogar während

des Vorlesens der Verse ein anderer Teil ihres Gehirns Sätze formulierte, so daß sie in Panik geriet, als hätte sie den Faden verloren, wenn sie durch ein einzelnes Wort aus ihrer Träumerei gerissen wurde.

Der Applaus war der eines Publikums, das aufgrund der Aussicht, bald ins Bett oder zum Abendessen zu gehen, entsprechend nachsichtig

geworden war. Es folgten Fragen, deren eine der übellaunigen Klage jener Frau seltsam ähnelte, die es für geschmacklos hielt, das Leben eines anderen zu Kunstzwecken auszubeuten (warum das so schlimm sein sollte, konnte Linda nicht begreifen, da es doch nicht um das Leben der Fragenstellerin ging). Die Zahl der Leute im Foyer, die Lindas Bücher

kaufen wollten, lag gerade mal bei zwanzig, aber sie war sogar für die zwanzig dankbar. Sie schaffte es, länger zu bleiben, als sie vielleicht geblieben wäre, wenn sie nicht insgeheim auf Thomas und das Abendessen spekuliert hätte, das sie sich ihrer beider Meinung nach schuldeten. Aber sie blieb nicht so lange, um sich blöd vorkommen zu müssen, wenn

er endlich auftauchte. Als sie das Theater verließ, trat sie in die Nacht hinaus. Ein weißer Streifen am Himmel, tiefhängende Wolken, die die Lichter der Stadt widerspiegeln, ließ sie innehalten.

›Wasser wie Seide‹, dachte sie. ›Zertretener Halm.‹

Es war tröstlich, sich vorzustellen, daß das



Schlimmste vorbei war. Sie war siebenundzwanzig und mit einer Flutwelle hoch hinauf an den Strand gespült worden, um in der Sonne zu verdorren oder von einer anderen, schwächeren Welle wieder fortgetragen zu werden. Sie war in Cambridge gestrandet, wo sie unablässig durch die Straßen wanderte, ihr Körper nur Arme und Beine in den

Blusen und Röcken, und ein Minirock war in dieser Saison und in diesem Jahr nicht außergewöhnlicher als ein Dashiki oder eine Bell-Bottom-Hose.

Außergewöhnlich war ihr Haar: wild, ungebändigt und ohne Schnitt, obwohl damals keine bestimmte Frisur Mode war. In Afrika hatte es zahllose Farbtöne angenommen, so daß es jetzt

in einem Spektrum von Mahagoni bis gebleichte Föhre schimmerte. Vom Herumwandern, und weil sie sich nicht groß mit Essen aufhielt, war sie auch schlank und drahtig geworden. Sie bewegte sich völlig frei, sei es bei Regen oder Sonnenschein, wie sie es früher nicht gekannt und auch nicht gewollt hatte. Jeden Morgen zog sie ihre Sandalen an,

befühlte ihr goldenes Kreuz  
und bereitete sich auf einen  
weiteren Tag voller  
Schuldgefühle und  
Gegenanklagen vor, ohne den  
Wunsch zu haben, das  
Ereignis auszulöschen, das ihr  
diese Last aufgebürdet hatte.  
Manchmal lehnte sie sich  
erschöpft gegen eine Wand,  
preßte den Kopf gegen die  
kühlen Steine und rang nach  
Atem, erneut von der

Schwere des Verlusts  
getroffen, und der Schmerz  
war so stechend, als wäre alles  
erst am Tag zuvor passiert.

Sie kannte die Stadt nicht,  
wie man es von ihr erwartet  
hätte. Sie lebte nicht, wie es  
erwartet wurde. Erwartet  
wurden ausgiebige  
Spaziergänge unter den  
Platanen, ohne zu vergessen,  
daß dies geheiligter Boden  
war. Erwartet wurden

Gespräche, die bis tief in die Nacht hinein dauerten und unter den wachsamem Augen bleicher Gelehrter und ärgerlicher Pedanten stattfanden. Ohne berechtigten Anspruch darauf zu haben, kehrte sie in trübselige Räume zurück, wo ein Bett stand, dessen Anblick sie kaum ertragen konnte. Für sie war Cambridge Erinnerung daran, daß

schäbige Küsse hinter einer  
Bürotür einst in den Status  
eines Sakraments erhoben  
worden waren (für sie, die  
jetzt exkommuniziert war);  
oder es war das herbe  
Vergnügen eines  
Sonnenuntergangs, der die  
Ziegel und Steine der Stadt  
und selbst die Gesichter auf  
den Straßen (jene  
rechtmäßigen Gelehrten) mit  
einem rosig zarten Schimmer

überzog, der die Farbe der Liebe selbst zu sein schien. Cambridge bedeutete, in der Badewanne eines gemieteten Appartements zu sitzen und sich Schnitte an den Handgelenken beizubringen, Schnitte, die sofort bereut wurden, wegen des Wirbels, die sie in der Notaufnahme verursachten. (Und die demütigend waren, da sie nur eine von so vielen war, die



dazu Zuflucht nehmen mußten.) Die Röcke hingen ihr an den Hüften herunter wie Wäsche an der Leine, und im September, wenn es kalt wurde, trug sie kniehohe Stiefel, die furchtbar unbequem aussahen, es aber nicht waren.

Sie wohnte in der Fairfield Street, in einer Reihe von Räumen, wo in der Küche eine Badewanne auf einem

Podest stand (ein erhabener Ort für Opferrituale). Sie besaß zusammenpassendes Porzellan und teures Kristall von einem anderen tödlichen Ritual und der darauffolgenden Ehe, die von innen nach außen korrodiert war, wie sich unter der glänzenden Lackschicht eines Autos langsam Rost bildet. (Obwohl sie dieses Auto schließlich zuschanden

gefahren hatte.) Das Geschirr hatte sie in ein Fach im Küchenschrank gestellt, wo es verstaubte, ein stummes Relikt der einstigen Erwartungen. Wenn überhaupt, aß sie von einem Plastikteller, den sie bei Lechmere's gekauft hatte, einem Teller, der sie an nichts erinnerte, den kein Liebhaber oder Ehemann je berührt hatte. Am Morgen, als die

Schule wieder begann, stand Linda an der Tür, nahm ein Instant-Frühstück zu sich und freute sich darüber, daß man vieles in so kurzer Zeit erledigen konnte. Sie ging in ihrem Minirock und ihren Stiefeln hinaus (ungeheuerlich, sich vorzustellen, in diesem Aufzug vor siebzehnjährige Jungen zu treten), stieg in ihren Wagen und tauchte in

den Verkehr ein, der sie zu einer High-School nördlich der Stadt führte. In der Abgeschiedenheit, die nur das Innere eines Wagens zu bieten hat, weinte sie über ihren anhaltenden und schier unersetzlichen Verlust. Oft mußte sie im Rückspiegel ihr Gesicht wieder in Ordnung bringen, bevor sie das Klassenzimmer betrat.

In den Ferien ging sie nach

Hull, als beträte sie ein  
Minenfeld – voller Angst am  
Anfang, stumm vor  
Dankbarkeit, wenn die Fahrt  
hinter ihr lag. Und manchmal  
gelang ihr das nicht. Wider  
besseres Wissen fuhr sie  
manchmal an Thomas’  
Familienwohnsitz vorbei – in  
den Anfangsjahren, um einen  
Blick auf den Skylark zu  
werfen, und später, um sich  
vorzustellen, welcher Wagen

ihm gehörte (der VW? der Fiat? der Volvo?), denn genauso wie sie, mußte er während der Ferien nach Hause zurückkehren. Aber so sehr sie sich davor fürchtete, oder insgeheim darauf hoffte, sie trafen sich nie zufällig, nicht einmal im Schnellimbiß oder an der Tankstelle. (Wenn sie sich vorstellte, wie sehr sie zittern würde, wenn sie auf den Parkplatz des

Schnellimbisses einböge,  
kaum in der Lage zu atmen  
vor Aufregung.)

Um Männer abzuhalten, die  
allgegenwärtig zu sein  
schienen, selbst an dieser  
hauptsächlich weiblichen  
Fakultät, gab sie vor,  
verheiratet zu sein (der  
Einfachheit halber mit einem  
Jurastudenten, der kaum je zu  
Hause war). Es war ein Leben,  
das sie sich gut vorstellen und



in allen Einzelheiten sofort wieder vor sich erstehen lassen konnte: den fiktiven (einst sehr realen) Ehemann, der nach einem aufreibenden Arbeitstag im Gericht nach Hause kam; eine wilde Party am Wochenende, bei der ihr Mann von Bourbon und Cidre todkrank geworden war; ein Geschenk, das für die Hochzeit eines Kollegen besorgt werden mußte.

Cambridge bedeutete, diese Lügen zurückzulassen und wieder in stille Zimmer zu kommen, wo es Zeit und Raum für Erinnerung gab, und dieser Raum und diese Zeit waren anscheinend genauso notwendig wie das Valium, das sie in der Hausapotheke griffbereit hielt (das Valium – ein unerwarteter Segen nach dem Aufenthalt in der Notaufnahme).

Sie war eine gute Lehrerin, und manchmal fanden das auch andere (Mir wurde das von Ihren Klassen gesagt; Sie sind meine Lieblingslehrerin), aber es schien dennoch ein verkümmertes Leben zu sein. Wahrscheinlich gab es Ereignisse, die ihr Denken geprägt hatten. Später erinnerte sie sich, daß sie einen Monat lang Marxistin gewesen war und daß es

einen politisch engagierten  
und beharrlichen Mann  
gegeben hatte, mit dem sie in  
einem Kellerraum geschlafen  
und eine Vorliebe für  
Marihuana entwickelt hatte,  
die erst nach Marias Geburt  
wieder vergangen war. Eine  
Zeitlang hortete sie eine  
umfangreiche Sammlung von  
Ölgemälden in einer  
Holzkiste, die Erinnerung an  
einen Versuch, sich der

Malerei zu widmen.

Seltsamerweise versuchte sie sich nicht im Schreiben, aus Angst, einen Brand zu entfachen, als wäre das Papier selbst entflammbar.

Meistens aber wanderte sie allein umher, die Massachusetts Avenue hinunter und auf die Irving Street. Die Charles Street entlang und zum Porter Square. An Samstagen ging

sie nach Somerville oder zum Fenway. Sie hatte kein Ziel, der Weg war das Ziel, und manchmal, wenn es sehr schlimm war, zählte sie rhythmisch, was für sie dem Singen eines Mantras am nächsten kam. Was sie am meisten beeindruckte, war die Dauerhaftigkeit des Leidens: Es schien unglaublich, daß einem der Verlust eines Menschen so nahe gehen

konnte. Beim Betrachten von Gesichtern fragte sie sich, ob Leute, an denen sie vorbeiging, Überlebende großer Katastrophen waren, obwohl sie es beschämend fand, wenn auch nur in Gedanken, endlos über persönliches Leid nachzugrübeln, wo doch so viele tatsächlich litten. (Beschämender noch, da diese Nachrichten aus Entebbe oder

über Aufstände in Ghettos nur für Momente Leid ins Blickfeld rückten und man anschließend wieder auf sich selbst zurückgeworfen wurde. Manchmal machten Nachrichten von Kriegen, ob im In- oder Ausland, das Leiden nur noch schlimmer: Schließlich sehnte man sich nach jemandem, mit dem man diese Bulletins aus der Hölle teilen konnte.)



Eines Tages im September  
– mehr als ein Jahr des  
Herumwanderns war  
vergangen – betrat Linda ein  
Café, in dem, parallel zu einer  
Theke mit Süßigkeitenvitrine,  
Holztische aufgestellt waren.  
Sie bestellte Kaffee und  
Erdnußbutterplätzchen, das  
Mittagessen hatte sie auf ihrer  
Wanderung verpaßt, und  
brachte beides an ihren Tisch,  
wo sie Unterlagen für ihre

Stundenvorbereitung  
ausgebreitet hatte. Es half ihr  
über die Langeweile des Jobs  
hinweg, in einem Café zu  
arbeiten, und eine Zeitlang  
vertiefte sie sich in die  
Erläuterungen zu Ethan  
Frome und der  
Glasmenagerie. Draußen  
hatte die Sonne die Mauern  
erwärmt, aber nicht die  
Menschen, die sich in  
Erwartung des Winters mit

hochgezogenen Schultern in ihre Jacken hüllten. Geräusche aus einer Ecke zogen ihre Aufmerksamkeit an, und sie ließ sich bereitwillig ablenken. Kaum zu glauben: Eine Frau hatte für ihre beiden Pudel Kindersitze auf Stühle gestellt, um die Tiere mit teuren Makronenstückchen aus der Glasvitrine zu füttern. Sie redete mit ihren Lieblingen wie eine Mutter mit ihrem

Baby, wischte ihnen mit einem Spitzentaschentuch die Schnauze ab und tadelte einen der Hunde, weil er gierig war.

Ungläubig beobachtete Linda die Szene.

»Sie wird die Asche von den beiden in einer Keksdose aufbewahren«, sagte eine Stimme hinter ihr.

Linda drehte sich um und sah einen Mann mit lebhaften Zügen und buschigen

Augenbrauen. Ein leicht sarkastischer Ausdruck lag auf seinem Gesicht. Ein unbändiges Lachen brach aus ihr hervor, in dem sich die Monate von Trauer und Frust Luft machten. Ein Stapel Papiere fiel vom Tisch, und sie versuchte, ihn aufzufangen. Hilflos legte sie die Hand auf die Brust.

Sie stellten sich einander vor, und ihr gewaltiges

Lachen verebbte in kleinen Glucksern, die sie nicht kontrollieren konnte. Das Lachen selbst war ansteckend, und der Mann gluckste ebenfalls von Zeit zu Zeit. Sie legte die Hand auf den Mund, und das Mädchen hinter der Theke sagte: »Was ist denn so komisch?« Einer von ihnen setzte sich mit an den Tisch des anderen (später stritten sie sich darüber, wer), und

Vincent sagte mit Bezug auf das hemmungslose Lachen:  
»Das haben Sie gebraucht ...«

Er hatte große braune Augen und glatte Haut, gebräunt vom Sport oder von einer Fernreise. Sein Haar glänzte wie das Fell eines gesunden Tieres.

Beim Herumdrehen stieß ihr Fuß gegen das Tischbein, und Kaffee schwappte auf seine polierten Schuhe. Sie

beugte sich hinunter, um die Flüssigkeit mit einer Papierserviette abzuwischen.

»Vorsicht«, sagte er. »Ich bin leicht erregbar.«

Sie sah auf und lächelte. Ganz einfach so. Und spürte, wie sie endlich von einer kleineren Welle ergriffen wurde.

All das erzählte sie Thomas auf der Fähre zu einer Insel im



See.

»Er war gut zu dir?«

»Sehr. Ich kann mir nicht vorstellen, was passiert wäre, was aus mir geworden wäre.«

»Meinetwegen.«

»Nun. Ja. Auch  
meinetwegen.«

»Ich habe in Cambridge gelebt«, sagte er. »In der Irving Street. Jahre später allerdings.«

»Das wußte ich nicht.«

Sie fragte sich, wie oft sie durch diese Straße gegangen war, in welchem Haus er gewohnt hatte. Sie lehnte sich gegen ein Schott und beobachtete, wie der nördliche Teil der Stadt verschwand. Wind peitschte ihr Haar, das ihr die Sicht nahm, und sie schüttelte es sich aus der Stirn. Sie trug, wie fast jeden Tag, an dem nichts Eleganteres gefordert

war, eine weiße Bluse und Jeans. Und heute den Regenmantel, der wegen des Windes geschlossen war. Thomas hatte noch immer seinen marineblauen Blazer an, als hätte er darin geschlafen. Schon bevor sie aufgewacht war, hatte er angerufen, aus Angst, sagte er, sie würde tagsüber ausgehen, und er könnte sie nicht erreichen. Mutig fragte sie

ihn, warum er nicht zu ihrer Lesung gekommen sei.

»Es war zermürbend, dich in meiner Lesung zu sehen. Es ist immer schwieriger, wenn jemand im Publikum ist, den man kennt. Ich wollte dir das ersparen.«

Und damit hatte er natürlich recht.

»Deine Arbeit«, sagte sie auf der Fähre. »Ich weiß nicht, wann ich je ...«

Thomas' Gesicht zeigte einen Ausdruck, den sie von sich selbst kannte: Freude, mangelhaft durch Bescheidenheit getarnt.

»In zehn Jahren werden deine Werke Unterrichtsstoff sein«, fügte sie hinzu.

»Vielleicht auch schon eher. Dessen bin ich sicher.«

Sie wandte sich ab und gönnte ihm die Freude ohne ihren eindringlichen Blick.

»Warum nennst du sie die Magdalenen-Gedichte«, fragte sie nach einer Weile.

Er zögerte. »Das solltest du wissen.«

Natürlich wußte sie es und wünschte, sie hätte nicht gefragt. Denn die Frage ermutigte zu Geständnissen und rief Erinnerungen wach, die sie nicht wollte. »Du schreibst es Magdalene«, sagte sie, »mit ›e‹«.

»So wird es in der Bibel geschrieben. Aber oft wird es Magdalen geschrieben, ohne ›e‹. Es gibt viele Versionen des Namens: Maria aus Magdala, Madeleine, Mary Magdalena. Wußtest du, daß Prousts Madeleines nach ihr benannt sind?«

»Du hast lange an den Gedichten gearbeitet.«

»Ich konnte damit nicht weitermachen. Nach Afrika.«

Es entstand eine peinliche Stille zwischen ihnen.

»Sie gehen über jedes Thema hinaus«, sagte sie schnell. »Gute Dichtung tut das immer.«

»Es ist ein Mythos, daß sie eine gefallene Frau war. Das nahm man bloß deswegen an, weil sie zum ersten Mal gleich nach einer gefallenen Frau erwähnt wird, einer Sünderin.«



»In der Bibel, meinst du.«

»Ja. Es spielt aber eigentlich keine Rolle. Wir interessieren uns nur für den Mythos.«

»Und sie waren Liebende?«

»Jesus und Maria

Magdalena? ›Maria salbte die Füße Jesu«, heißt es bei Johannes. Mir gefällt der Gedanke, daß sie Liebende waren. Aber die meisten Gelehrten wollen allenfalls so weit gehen, zuzugestehen, daß

sie ihn sein ließ, was Er als Mann war. Ich verstehe das als einen Code für Sex.«

»Warum auch nicht«, fragte sie.

»Alles, was wir über sie wissen, ist, daß sie einfach eine Frau war, die weder als Ehefrau noch als Mutter ausgewiesen ist – schon an sich interessant. Und tatsächlich wird sie jetzt als eigenständige Person

verkauft. Als eine Frau, die für Jesus wichtig genug war, sie als eine Art Jüngerin anzusehen. Wichtig genug, um als erste die Botschaft von der Auferstehung zu überbringen. Das ist ohnehin die feministische Interpretation.«

»Was war mit dem Hinweis auf die sieben Teufel?«

»Einladung zur Spekulation. Lukas sagt: ›Maria, genannt Magdalena, von welcher

waren sieben Teufel  
ausgefahren.« Wir wissen es  
nicht. Litt sie an einer  
Krankheit wie Epilepsie? War  
es eine emotionale, eine  
spirituelle oder eine  
psychische Krankheit, von der  
sie geheilt werden mußte?  
War sie einfach verrückt?«

»Deine Gedichte jedenfalls  
sind hervorragend.«

Auf der Hafenseite sah  
Linda, wie Robert Seizek die

Reling umklammerte, als wäre er der Kapitän des Schiffs. Vielleicht behielt er den Horizont im Auge, wie Leute es tun, die im Begriff sind, seekrank zu werden. Sie bezweifelte, daß er sich an seine Lesung am Abend zuvor erinnerte, oder daran, daß sie ebenfalls anwesend war. Auf den Bänken der Fähre saßen Teenager, zu leicht bekleidet für den Ausflug in dieser

Kälte; kleine Silberringe  
ließen Sonnenlicht an ihrem  
Nabel aufblitzen. Ihre  
Gegenwart erinnerte sie  
daran, daß Samstag war. Alle  
Mädchen trugen das Haar in  
der Mitte gescheitelt und  
straff zu einem Pferdeschwanz  
gebunden. Entsprechend  
ihrem Namen, wippten die  
Pferdeschwänze im Wind. Ihre  
eigene Frisur war zeitlos, weil  
sie mit dem Föhnen nicht

zurechtkam.

»Was ist mit Peter  
geschehen?« fragte Thomas  
und zündete eine Zigarette an.  
Die Frage überraschte sie.

»Ich weiß nicht genau. Er  
ist nach London  
zurückgegangen. Als ich  
einmal dort war, habe ich im  
Telefonbuch nachgesehen,  
aber es gab niemanden unter  
diesem Namen in der Stadt.«

Thomas nickte, als wäre es

ganz alltäglich, daß jemand,  
mit dem man einst verheiratet  
war, aus dem Leben des  
ehemaligen Partners  
verschwand. Das vom Wasser  
reflektierte Sonnenlicht war  
unbarmherzig und entblößte  
jeden Makel in seinem  
Gesicht, das selbst in der  
Jugend nicht makellos war.  
Über ihr eigenes Gesicht  
wollte sie nicht nachdenken  
und bekämpfte den Drang,



sich in den Schatten  
zurückzuziehen.

»Bist du je wieder dort  
gewesen?« Er meinte Afrika.

»Nein. Ich wäre gern mit  
meinen Kindern hingefahren.  
Aber es war immer zu teuer,  
und irgendwie kam es nie  
dazu.«

»Es ist jetzt ein gefährliches  
Land.«

»Uns kam es damals schon  
gefährlich vor.«

»Es war damals gefährlich. Aber jetzt ist es noch schlimmer. Mir wurde gesagt, Touristen müßten bewaffnete Begleiter haben.«

Unerwarteterweise war es wärmer auf der Insel, und sie mußten die Mäntel ausziehen, als sie an Land waren. Thomas zog seinen Blazer aus, und sie ertappte sich dabei, daß sie seine eckigen Schultern in dem weißen

Hemd betrachtete. Sie war sich ihrer Bluse bewußt, des Gewichts ihrer Brüste, der vertrauten Schwere. In letzter Zeit hatte sie gelegentlich das Gefühl, es trete Milch aus. Wahrscheinlich spielten irgendwelche Hormone verrückt.

Zwischen Holzkaten gingen sie eine Straße hinauf, Thomas mit seinem zusammengelegten Blazer

über dem Arm wie ein in der Hitze unpassend gekleideter Kolonialherr. Sie hätten auch in Nairobi oder auf Lamu sein können. Sie hatte den Mantel über die Schultern gehängt, weil sie diese maskuline Geste nicht nachahmen wollte.

»Gab es ein Kind?« fragte sie.

»Falscher Alarm.«

Einen Moment lang geriet die Straße vor ihr ins Wanken,

und sie bemühte sich, ihr Gleichgewicht wiederzufinden.

»Was für eine Ironie«, flüsterte sie.

»Was?«

»Oh, nichts«, sagte sie ausweichend. Sie wollte ihm keinesfalls von dem Martyrium in dem katholischen Krankenhaus erzählen. Von der Feindseligkeit der Nonnen.

Von der Freundlichkeit des belgischen Arztes, der die Abtreibung für notwendig erklärt hatte. Auch nicht von der unverstellten Boshaftigkeit von Schwester Mary Patrick, die Linda den Fötus in einem Glas gebracht hatte, damit sie ihn ansähe. Sie würde Thomas keinen weiteren Schmerz zufügen.

»Du mußt  
weitschreiben«, sagte sie

nach einer Weile atemlos.

»Wie schwierig es auch sein mag.«

Thomas schwieg eine Zeitlang. »Es ist ein Kampf, den ich öfter verliere als gewinne.«

»Hilft die Zeit?«

»Nein.« Die Überzeugung schien sich langer Erfahrung zu verdanken.

Sie gingen einen Hügel hinauf und verließen die

Straße, um sich auf einen Fels zu setzen. Sie war für den Anlaß passender gekleidet als Thomas, und sie dachte, daß sie beide den großen amerikanischen Trend zur Freizeitmode hatten verstreichen lassen. Sie hatte ihn nie in einem T-Shirt gesehen, und da sie ihn nie darin gesehen hatte, konnte sie es sich auch nicht vorstellen. Sein Hemd war



steif, wie sie sah, und von hervorragender Qualität. Plötzlich überkam sie das Verlangen, das allerdings sofort unterdrückt wurde, ihre Hand auf seinen Rücken zu legen. Manchmal überkam sie Begierde in der Nacht, unvermittelt und ungewollt – aufdringlich präsent in ihrem Bett. Es machte sie unruhig und gereizt und zwang sie, mit neuerlicher Endgültigkeit

festzustellen, was sie verloren hatte.

(Vincent und sie, im Liegen das Gesicht einander zugekehrt, während sich ihre Körper an mindestens einem Dutzend Stellen berührten wie Elektroden. Maria und Marcus verbrachten den Samstagnachmittag mit Freunden; der Luxus von Zeit und Sonnenlicht auf dem Bett. Vincent, dessen Augen dunkel

und ernst sind, sagt, als sei ihm gerade der Gedanke an die Sterblichkeit gekommen: »Ich hoffe, ich sterbe vor dir.« Sie sieht ihn mit großen Augen an. Das sagte Vincent, der kein Romantiker war. »Ich müßte das Bett zerstören«, sagte er. »Ich könnte es nicht ertragen.«

Und sie, die einst Romantikerin war, schlief allein in ebendiesem Bett und

konnte sich nicht vorstellen, es zerstören zu wollen.)

»Warum hast du es getan?«  
fragte Thomas.

Er sah entschlossen auf die Skyline der nördlichen Stadt. Die Frage hätte er schon vor Jahren stellen wollen. Seit fünfundzwanzig Jahren, um genau zu sein.

Sie konnte ihm zunächst nicht antworten. Wie in einem Film beobachteten sie die

Ausflugsboote und Tanker,  
die in den Hafen einführen.

»Welchen Unterschied hätte  
es gemacht«, fragte sie. »Am  
Ende?«

Er sah sie scharf an. »Wir  
hätten es zusammen schaffen  
können.«

»Wie denn?«

»Vielleicht mit der Zeit, wir  
hätten einen Weg gefunden.«

»Du machst dir was vor.«

»Aber die Art, wie es

geschehen ist«, sagte er. »Du hast keinen Ausweg zugelassen.«

Vielleicht glaubte er, der Tod seiner Tochter berechtige ihn zu Vorwürfen, dachte sie.

»Ich war betrunken«, sagte sie. Sie, die normalerweise nicht nach Ausreden suchte.

»Nun, ja«, sagte er. »Aber es war mehr als das. Du wolltest verletzen.«

»Wen?« fragte sie scharf.

»Mich? Regina?«

»Regina natürlich.«

Aber sie hatte niemanden verletzen wollen; sie hatte nur vermitteln wollen, was ihr als große Wahrheit erschien, die auf ihre Art genauso gewaltig war wie das Lachen, das sie Jahre später erbeben lassen sollte. Daß sie damals so entsetzlich grausam war, hatte sie immer schockiert.

»Es war der selbstsüchtigste

Moment in meinem Leben,  
Thomas. Ich kann mir nur  
vorstellen, daß ich damals  
wünschte, es wäre vorbei.  
Alles.«

»Verzeih mir«, sagte er.  
»Natürlich bin ich genauso  
schuld wie alle anderen.«

Ihr Gesicht brannte, als sie  
sich an den furchtbaren  
Abend erinnerte. »Es ist  
schwer zu glauben, daß etwas  
so viel Bedeutung gehabt



haben konnte«, sagte sie.

Sie hatte Scotch pur getrunken. An einer Wand hatte Peter gestanden, ohne zunächst zu verstehen, was der ganze Aufruhr sollte, aber wohl wissend, daß Worte gefallen waren, die nicht wiedergutzumachen waren. Er schien damals ein Nebendarsteller zu sein, nur Zeuge eines größeren Dramas. Auch das war

unverzeihlich gewesen von  
ihr. Nicht erkannt zu haben,  
wie beschämt er war. Wie  
anständig es von ihm war,  
sich nicht selbst zum  
Mittelpunkt zu machen. Bis er  
später in der Nacht in der  
Abgeschiedenheit des  
Hotelzimmers wegen ihres  
Betrugs, der so absolut, so  
öffentlich war, geweint hatte.  
Und sie saß stumm neben ihm  
und spürte nur Entsetzen, weil

sie ihren Liebhaber verloren hatte.

Es war besser, sich nicht zu erinnern.

»Ein Komödienschriftsteller würde eine Farce daraus machen«, sagte Thomas. »Die Geständnisse in verschiedenen Zimmern und so weiter.«

»Der Komödienschreiber wäre vielleicht kein Katholik«, sagte sie.

Sie folgten einem Weg, der durch niedriges Gebüsch führte. Die Katen waren mit Brettern vernagelt und warteten darauf, daß ihre Besitzer im Sommer zurückkehrten. Auf der Insel waren Autos verboten, und sie fragte sich, wie man die Häuser gebaut hatte. Waren Wände, Kacheln und Kamine auf Schiffen herübertransportiert worden?

»Inseln erinnern mich immer an die Isles of Shoals«, sagte Thomas. »Ein höllischer Ort.«

Es dauerte einen Moment, bis sie sich erinnerte und verstand. Die Erkenntnis ließ sie stehenbleiben.

Er drehte sich um, um zu sehen, wo sie geblieben war. »Es spielt keine Rolle mehr. Ich war inzwischen viele Male wieder dort.«

Es war tapfer, dachte sie, fähig zu sein, dem Schlimmsten ins Auge zu sehen. Gab es ein Grab dort, einen Grabstein? Wie war ein solcher Anblick zu ertragen?

»Was ist mit Regina geschehen?« fragte sie beim Weitergehen.

»Sie ist jetzt in Auckland und hat zwei Kinder.«

»Auckland, Neuseeland?«

»Wir schreiben uns

gelegentlich. Sie arbeitet für eine pharmazeutische Firma.«

Die Unterschiedlichkeit der Themen, die Last des Unheilvollen und die Leichtigkeit des Plaudertons lösten bei Linda leichtes Schwindelgefühl aus.

»Ihr Mann hat eine Schaffarm«, fügte Thomas hinzu.

»Also sind keine bleibenden Narben zurückgeblieben.«

Thomas krepelte die Hemdsärmel hoch. »Nun, wer weiß?«

Sie blieben vor einem kleinen weißen Haus mit leuchtendblauen Läden stehen, das jetzt ein Teehaus war für diejenigen, die zu Fuß über die Insel wanderten. Linda, die überrascht war, daß sie und Thomas so weit gegangen waren, schwitzte unter ihrer seidigen Bluse; bei



der für die Jahreszeit  
ungewöhnlichen Hitze erwies  
sich das synthetische Material  
als nicht besonders günstig.  
Sie zog die Bluse aus dem  
Bund und ließ sie locker über  
die Jeans fallen. Sie spürte  
eine kühle Brise um die Taille.  
Ihr Haar klebte im Nacken  
zusammen, und sie löste es  
mit einer schwungvollen  
Handbewegung.

»Hungrig?« fragte Thomas.

Zur Wahl stand ein Tisch mit Tischtuch im Innern des Lokals oder ein roher Holztisch draußen. Sie nahmen letzteren und beschwerten die Servietten mit Gläsern und einer Ketchupflasche. Sie saßen nebeneinander und sahen aufs Wasser hinaus, das glänzte, abgesehen von den Schatten, die ein paar harmlos wirkende Wolken warfen. Thomas

rückte näher zu ihr, entweder absichtlich oder weil er kein Gespür für Privatsphäre hatte. Ihre Arme berührten sich da und dort, an den Ellbogen, an den Schultern, eine Nähe, die sie sehr verwirrte. Sie sah das Innere eines Wagens vor sich, eines Buick Skylark Cabrios mit roter Lederausstattung. Sie konnte nicht sagen, in welchem Jahr es war. Das Verdeck war geschlossen, die

Fenster waren beschlagen,  
und ein Polizist leuchtete mit  
einer Taschenlampe durch die  
undurchsichtigen feuchten  
Scheiben. Hatte jeder  
Teenager dieser Jahrgänge  
solche Erinnerungen?

»Eigentlich sollte ich an  
einer Diskussion teilnehmen«,  
sagte Thomas. »Im Moment  
schwänze ich gerade ein  
Interview.«

Sie, die keine Interviews zu

geben hatte, abgesehen von  
einem Anruf am Morgen.

»Wann ist deine  
Diskussion?«

Thomas sah auf seine Uhr.  
»Um vier.«

»Es gibt eine Fähre um 14  
Uhr 30«, sagte sie. »Worum  
geht's bei der Diskussion?«

»Das phänomenale Ego des  
zeitgenössischen Dichters.«

Sie sah ihn an und lachte.

Er drehte sich leicht herum,

stellte einen Fuß auf die  
Picknickbank und legte den  
Arm aufs Knie. Thomas hatte  
immer Haltungsprobleme  
gehabt und litt an  
Rückenschmerzen, schon als  
Junge. Es hatte mit dem  
Verhältnis seiner Größe zur  
Länge seiner Knochen zu tun.  
Sein latschiger Gang hatte  
ihm immer etwas anziehend  
Schlaksiges verliehen.

Ein Mädchen im

Teenageralter kam scheu an den Tisch, um die Bestellung aufzunehmen. Die Auswahl war begrenzt. Cheeseburger, Fischburger und Hot dogs. Linda traute dem Fisch nicht. Sie bestellte einen Cheeseburger. »Ich hab seit Jahren keinen mehr gegessen«, sagte sie.

»Wirklich«, fragte Thomas, ehrlich überrascht.

»Hast du je wieder

Hummer gegessen?«

»Oh, sicher. In Maine ist man dazu mehr oder weniger verpflichtet.«

Sie wollte von ihm abrücken, einfach um die bestehende Spannung aufzulösen. Sie nahm die äußerlichen Makel wahr: ihre eigenen, über die es sich nicht nachzudenken lohnte; Kerben im Tisch; ein Tischbein, das ein wenig wackelte; eine



Kruste vertrockneten  
Ketchups unter den weißen  
Plastikbechern. Boote, die um  
die windabgewandte Seite der  
Insel gekommen waren,  
warfen hohe Wellen auf,  
Gischt prasselte und zischte.  
Sie bemerkte, daß sich  
irgendwelche Raubvögel  
sogar vor ihren Augen zu  
paaren schienen und sich in  
taktvoller Entfernung  
aufreichten, um auf Krümel zu

warten. Schlaue Vögel mit gutem Gedächtnis.

»Wenn du über deine Tochter reden möchtest«, sagte Linda und war sich des Risikos der Aufforderung wohl bewußt. »Ich würde gern mehr über sie erfahren.«

Er seufzte. »Tatsächlich wäre das eine Erleichterung. Das ist eines der Probleme, wenn man nicht mit der Mutter des Kindes zusammen

ist. Es gibt niemanden, der sie zum Leben erweckt. Es gab Rich, aber sein Gedächtnis haben wir überstrapaziert.«

Linda rückte weg, unter dem Vorwand, ihre Beine übereinanderzuschlagen.

»Aber was gibt's zu erzählen?« Plötzlich wirkte er niedergeschlagen, noch bevor er angefangen hatte.

Sie sah auf seinen langen Rücken, das Hemd

verschwand im Halbmond  
seines Gürtels. Einen  
Augenblick lang sehnte sie  
sich danach, mit den  
Fingernägeln über den Stoff  
zu streichen, das Rückgrat  
hinauf und hinab. Sie war  
sicher, daß er vor  
Wohlbehagen stöhnen würde,  
unfähig, sich dessen zu  
erwehren. Möglicherweise  
würde er den Kopf  
vorbeugen, als Aufforderung,

seine Nackenwirbel zu kraulen. Das Wissen um die körperlichen Freuden des anderen blieb immer erhalten.

Thomas nahm den Fuß herunter und griff in seine Gesäßtasche. Er zog eine Lederbrieftasche heraus, die an den Kanten abgeschabt war.

»Das ist Billie.«

Linda nahm das Bild und betrachtete es eingehend.

Dunkle Locken umrahmten das Gesicht. Die dunkelblaue Iris der Augen, groß wie Murmeln, war von dichten, glänzenden Wimpern gesäumt. Ein rosafarbener, perfekt geformter Mund, weder lächelnd noch schmollend (obwohl der Kopf argwöhnisch oder kokett – das war schwer zu sagen – zur Seite geneigt war). Die Haut war strahlend, ein rosiger

Hauch lag auf den runden Wangen. Bei einem Gemälde hätte man es nicht für naturgetreu gehalten, aber auf diesem Foto mußte man es. Wie war es möglich, daß dieses Bild kein Loch durch die abgewetzte Lederbrieftasche gebrannt hatte?

Sie sah Thomas erneut prüfend an. Daß Thomas in dem Mädchen vorhanden

war, daran bestand kein Zweifel, auch wenn die Schönheit des Vaters von ganz anderer Art war. Neugier, die fast schon an Eifersucht grenzte, ergriff Besitz von ihr, als sie versuchte, sich die Mutter vorzustellen: Jean war ihr Name. Thomas' erste Frau Regina, eine Frau, die sie gekannt hatte, war groß und üppig gewesen, voller Sinnlichkeit, aber irgendwie



keine Bedrohung. Nie eine Bedrohung.

Linda schüttelte den Kopf. Wie konnte sie auf eine Frau eifersüchtig sein, die alles verloren hatte.

»Es wurde im Hinterhof unseres Appartements in Cambridge aufgenommen.« Thomas schien nicht in der Lage zu sein, das Bild anzusehen, obwohl die abgeschabten Ecken von

häufigem Anfassen zeugten.

Thomas sah zu ihr hin, dann schnell wieder weg, als wäre jetzt sie diejenige, die für sich sein mußte. Die Cheeseburger kamen, ein monumentales Nichts. Sie reichte Thomas das Foto zurück.

»Sie war sehr intelligent«, sagte Thomas. »Nun, das behaupten alle Eltern, nicht wahr. Und vielleicht haben sie recht. Verglichen mit uns,

meine ich.«

Der Appetit war ihr vergangen. Die Cheeseburger sahen widerlich aus in dem Fettsee, der die Papierteller aufweichte.

»Sie konnte stur sein.«  
Thomas lächelte über eine Erinnerung, die er nicht mitteilte.

»Und ungewöhnlich tapfer. Sie weinte nie, wenn sie sich verletzt hatte. Obwohl sie

durchaus quengeln konnte,  
wenn sie etwas haben wollte.«

»Das tun alle Kinder.«

Thomas aß seinen  
Cheeseburger und hielt dabei  
seine Krawatte fest. Nun, er  
mußte ja schließlich essen,  
dachte Linda. Sonst wäre er  
schon vor Jahren verhungert.  
Er sah auf ihren unberührten  
Teller, sagte aber nichts.

»Sie war eine gute kleine  
Sportlerin«, sagte Thomas.

»Ich setzte mich immer auf einen Gartenstuhl und sah ihr beim T-Ball-Spielen zu. Die meisten Kinder waren im Außenfeld und pflückten Löwenzahn. Einige setzten sich einfach hin.« Er lachte.

Linda lächelte. »An die kann ich mich erinnern. Jemand schlug einen Ball ins Aus, und alle Kinder liefen los, um ihn zu holen.«

»Sie sagen, es habe weniger

als eine Minute gedauert. Das Ertrinken. Ein Kind schluckt schneller Wasser als ein Erwachsener. Außerdem bestand durchaus die Möglichkeit, daß sie einen Schlag erhalten hatte und bewußtlos war. Ich habe Jahre damit verbracht zu beten, daß es so war. Daß sie einen Schlag erhalten hat und nicht ertrunken ist. Erstaunlich, nicht wahr? Viele hundert

Stunden von Gebeten, nur um  
ihr diese eine Minute zu  
ersparen.«

Keineswegs erstaunlich,  
dachte Linda. Sie hätte das  
gleiche getan.

»Der Gedanke, ich würde  
allmählich vergessen, ist  
schrecklich«, sagte er. »Und  
dennoch tue ich es. Ich  
erinnere mich nicht mehr an  
so viele Einzelheiten wie  
früher. Ich weiß noch nicht

einmal, woran ich mich nicht mehr erinnere.«

Daraufhin berührte sie seinen Arm. Es wäre unmenschlich gewesen, es nicht zu tun. »Es gibt einfach keine Worte dafür, Thomas.«

»Nein, die gibt es nicht, und ist das keine Ironie? Wir, die wir glaubten, alle Worte zu haben. Jean mit ihrer Kamera hat uns bedeutungslos gemacht.«



Ein Motorboot mit einer jungen blonden Frau am Steuer raste um die Ecke. Das Bewußtsein der eigenen Schönheit und der erste warme Tag im Jahr schienen das Mädchen vor Freude übersprudeln zu lassen.

Thomas beugte den Kopf leicht nach vorn. »Kratz mich zwischen den Schultern«, sagte er.

Auf dem Weg zur Fähre ging Thomas, entweder weil ihm ungewöhnlich warm war oder weil er sich reinwaschen wollte, ins Wasser. Linda saß auf einem kleinen Hügel und beobachtete, wie er eintauchte und sich wieder erhob, schwankend wegen des Kälteschocks. Er schüttelte den Kopf wie ein Hund und zog seine Boxershorts zur Taille hinauf. Sie hingen weit

über die Schenkel hinab, als er herauskam, und zeichneten seine Genitalien ab, die im Lauf der Jahre länger geworden waren.

»Es ist wie eine Elektroschocktherapie«, sagte Thomas, als er sich mit seinem Hemd abtrocknete.

Er fröstelte auf der Fähre, trotz Jacke und Mantel. Später erfuhren sie, daß der See verseucht war. Sein Hemd

hatte er zu einem Knäuel  
zusammengeballt. Sie stand  
dicht neben ihm, um ihn zu  
wärmen. Aber das Frösteln  
kam tief aus seinem Innern  
und wollte nicht nachlassen.  
Die neugierigen Blicke auf  
dem Boot und am  
Hoteleingang schien er nicht  
wahrzunehmen. Sein Haar  
war durch das Wasser und  
vom Wind auf der Fähre zu  
einem komischen Gebilde auf

seinem Kopf getrocknet. Er stieg in ihrem Stockwerk aus, begleitete sie zu ihrem Zimmer und sah für alle Welt wie ein Überlebender einer Katastrophe aus (und das war er auch, dachte sie). Er stand an der Tür und kämmte sich mit den Fingern durchs Haar.

»Ich werde dich nicht hereinbitten.« Sie meinte das scherzhaft, als hätten sie ein Rendezvous gehabt. Aber

Thomas nahm es, wie immer, ernst.

»Was kann es schaden?«

»Was es schaden kann?«

fragte Linda ungläubig.

»Die Vorgeschichten«, sagte er. »Findet das hier unabhängig von dem Gewesenen statt, oder nur aufgrund des Gewesenen?«

»Aufgrund dessen, was vorher war, glaube ich.«

Er sah sie eindringlich an.

»Was für ein großes Drama wird uns deiner Meinung nach diesmal trennen?«

»Es muß überhaupt kein Drama geben, Thomas. Wir sind zu alt für Dramen.«

Er wandte sich zum Gehen und hielt dann inne.

»Magdalene«, sagte er.

Der Name, der alte Name. Fast eine Zärtlichkeit.

Wider bessere Einsicht suchte

sie nach Spuren von  
Vorgängern und fand ein  
einzelnes Haar,  
beunruhigenderweise ein  
Schamhaar, auf den weißen  
Fliesen unter dem  
Waschbecken. Sie war  
inzwischen weitsichtig und  
konnte ihr Spiegelbild  
verschwimmen lassen, wenn  
sie wollte, was sie manchmal  
tat, wenn sie in Eile war. Aber  
heute wollte sie sich ansehen:



nüchtern und objektiv.

Sie knöpfte die Bluse auf wie eine Frau, die nicht beobachtet wird, öffnete den Reißverschluß ihrer Jeans, ließ sie fallen und stieß sie mit den Füßen beiseite. Die Unterwäsche, die nicht zusammenpaßte, behielt sie an. Sie legte die Hände auf die Hüften und sah in den Spiegel. Es gefiel ihr nicht, was sie sah. Sie war, was sie nie für

möglich gehalten hätte: eine  
zweiundfünfzigjährige Frau  
mit dünner werdendem  
blondem Haar; nein, nicht  
einmal das, nicht blond, eher  
farblos, grau, eher in Richtung  
zum Unsichtbaren. Unsichtbar  
an den Wurzeln und in  
schmutziges Gold  
übergehend, das es von Natur  
aus nicht gab. Sie betrachtete  
die eckigen Hüften und die  
füllige Taille, deren Zustand

sie noch vor einem Jahr für vorübergehend gehalten hatte. Sie hatte über Mädchen gelesen, die sich für dick hielten, obwohl sie in Wirklichkeit erschreckend dürr waren (Marias Freundin Charlotte war so eines gewesen), wohingegen sie, Linda, sich eigentlich für schlank hielt, obwohl sie etwas Übergewicht hatte. Und natürlich waren da ihre

Hände, deren Haut seit langem rauher geworden war und noch vieles andere.

Abrupt wandte sie sich vom Spiegel ab, unwirsch wie ein Arzt, der sich über einen Patienten ärgerte. Sie nahm den Frotteebademantel vom Haken, wollte ihn anziehen, behielt ihn dann aber über dem Arm und blieb wie erstarrt stehen. War sie verrückt? Was hatte sie

gedacht? Niemand würde ihren Körper sehen. Wozu also dieser prüfende Blick eines Liebhabers?

Sie versuchte noch einmal, ihre Tochter zu erreichen, diesmal über das Handy. Linda hatte angeboten, die Gespräche zu bezahlen, aber Maria hatte abgelehnt, und ihr Wunsch nach Unabhängigkeit war selbst angesichts hoher Studentendarlehen nicht

überraschend. Anders Marcus.  
Marcus brauchte Fürsorge, er  
hatte Charme entwickelt, um  
fehlenden gesunden  
Menschenverstand zu  
kompensieren, Charisma, das  
immer dann zum Einsatz kam,  
wenn es jemanden zu  
gewinnen galt, der ihn  
behüten würde. Wie etwa  
David, Marcus' Liebhaber, der  
zuweilen ausgesprochen  
fürsorglich war und Marcus'

Esß- und Schlafgewohnheiten überwachte, wie sie es in Jahren nicht getan hatte.

Marcus war brillant, ohne je Gebrauch davon zu machen; tatsächlich machte er es sich zum Prinzip, aus diesem Vorteil keinen Nutzen zu ziehen.

Linda legte sich mit dem Telefon aufs Bett in der Hoffnung, ihre Tochter würde abnehmen und dabei lächeln.

»Stör ich gerade?« fragte Linda.

»Nein, ich schreibe Laborberichte fertig.« Maria war am glücklichsten, wenn sie zwei Sachen gleichzeitig tun konnte.

»Ich bin auf einem Literaturfestival«, sagte Linda. Und dachte sogleich: Es ist nicht nötig, die Wahrheit zu sagen. Die Wahrheit war, daß etwas Unerwartetes sie aus



dem Gleichgewicht gebracht hatte.

Die Vorzüge der nördlichen Stadt wurden besprochen.

»Ich habe gerade an deinen Vater gedacht«, fügte Linda hinzu. Was zum Teil stimmte, wenn es auch nicht die Gedanken an Vincent waren, die sie aus dem Gleichgewicht gebracht hatten. Diese Unaufrichtigkeit versetzte ihr einen Stich.

»Du vermißt ihn«, sagte Maria.

Linda konnte sich in dem Spiegel über der Kommode sehen. Im sanften Licht des Schlafzimmers sah sie besser aus – schlanker, vielleicht sogar begehrenswert in dem weichen Hotelbademantel. »Hast du diesen Sommer irgendwann frei?« fragte Linda.

»Eine Woche. Vielleicht

zehn Tage, wenn ich Glück habe.«

»Könnte ich dich überreden, nach Maine raufzukommen?«

Es folgte ein kurzes Zögern, lange genug, um Pläne aufzugeben, die bereits gemacht oder erhofft worden waren. Linda registrierte die winzige Pause und ärgerte sich, daß sie gefragt hatte. Sie erinnerte sich, wie Maria und

Marcus als Kinder gebettelt hatten, in die Stadt gebracht zu werden oder Freunde nach Hause einladen zu dürfen. Und an ihr eigenes Zögern, wenn elterliche Tagespläne überdacht und verworfen werden mußten. ›Natürlich kann ich das. Natürlich werde ich das tun.‹ Wann war die Natur aus dem Gleichgewicht geraten und hatte die Mutter in die Lage gebracht, das Kind

um einen Gefallen zu bitten?  
Als es zwanzig war?  
Zweiundzwanzig?

»Nur für ein paar Tage«, fügte Linda schnell hinzu, ihre Bitte einschränkend. »Ich erwarte nicht, daß du deine ganzen Ferien opferst.«

»Nein, ich würde sehr gern kommen.« Es war Maria hoch anzurechnen, daß sie begeistert klang. »Den genauen Zeitpunkt machen

wir noch ab.«

Aber Linda entband ihre Tochter von dem Versprechen; sie ließ ihr die Freiheit, ihr eigenes junges Leben zu führen. »Kommst du überhaupt zum Schlafen?« fragte die Mutter.

Die Antwort der Tochter ging im Rauschen der Leitung unter. Linda rollte zur Seite und zerrte das Telefon vom Nachttisch. Sie zog den Hörer

an der Schnur hoch. Eines  
Tages würde Maria  
Herzspezialistin für Kinder  
sein. Eine verblüffende  
Vorstellung. Verblüffend für  
Linda, die als erste in ihrer  
Familie ein College besucht  
hatte.

»Ich habe jemanden  
kennengelernt«, sagte Maria,  
offensichtlich zum  
zweitenmal.

Einen Augenblick lang war

Linda verwirrt, aus Furcht, die Worte wären ihr selbst entschlüpft.

»Erzähl mir von ihm.«

»Er ist Assistenzarzt. Er heißt Bill.«

Ein Bild formte sich vor Lindas Augen, zweifellos unzutreffend, zweifellos aus anderen Bills zusammengesetzt, obwohl sie sich im Moment an keinen einzigen erinnern konnte.



»Und du magst ihn«, sagte Linda vorsichtig.

Wieder ein kurzes Zögern auf Marias Seite, möglicherweise, um der Sache Nachdruck zu verleihen. »Ja. Er sieht gut aus.«

»Das spricht für ihn«, sagte Linda, die männliche Schönheit nie geringgeschätzt hatte.

»Vielleicht bringe ich ihn mit nach Maine.«

Und Linda dachte: »Es ist etwas Ernstes.«

»Woran hast du dich bei Dad erinnert?« fragte Maria.

»An seine weißen Hemden. An die Art, wie sie sich um seine Schultern schmiegen.«

Die Tochter erwiderte nichts angesichts einer Erinnerung, die zu intim war, als daß ein Kind sie hätte teilen können. »Sind auf dem Festival Leute, die du

kennst?« fragte sie statt dessen.

»Inzwischen schon«, sagte Linda, die nicht bedauernswert erscheinen wollte.

»Gut«, sagte Maria leichthin. »Ich muß jetzt Schluß machen. Wenn ich die Laborberichte bis sechs nicht fertig habe, bringt mich der Assistenzarzt um.«

Linda bezweifelte es und

dachte, daß ein Opfer, das von jemandem gefordert wurde, der Arzt werden wollte, atavistisch war. Fehler wurden aus Schlafmangel begangen. In einem Tränenausbruch hatte Maria eines Tages den ihren gestanden.

Linda legte auf, verwirrt über die Mischung aus Wahrheit und Lüge im Gespräch mit dem eigenen

Kind. Mehr Lügen als Wahrheit diesmal, obwohl es oft so war. Man konnte ein Kind nicht auf die Zukunft vorbereiten; derlei Einsichten wären unerträglich.

Es herrschte vollkommene Stille im Raum. Selbst die Klimaanlage hatte zu summen aufgehört. Es war, als stünde plötzlich der Verkehr still, als wären alle Radios verstummt. Wie spät war es? Fast vier?

Sie stellte sich vor, wie Menschen zu Ehren eines großen Helden die Straßen der Stadt säumten.

Sie ging in den Sonnenschein hinaus, nur um sich davor zurückzuziehen. In dieser nördlichen Stadt, hatte man ihr gesagt, gebe es Geschäfte, die sie aufsuchen sollte (der Wechselkurs war gut), aber als sie das berühmte Kaufhaus

betrat, bedrückte sie der  
Anblick von Leuten, die  
Dinge kauften, die sie  
glücklicher, schlanker oder  
dem Tod gegenüber  
unempfindlicher machen  
sollten. Sie befühlte einen  
Seidenschal, strich über die  
Schulterpolster von  
Kostümen, die, zum Beweis  
für erste Qualität, besonders  
akkurat und in bestimmten  
Abständen voneinander

aufgehängt waren. Sie bewunderte ein Negligé und erinnerte sich an Nächte mit anderen Negligés, und dennoch ließ sich die Wolke der Traurigkeit nicht vertreiben. Sie fuhr mit der Rolltreppe hinauf, höher und höher, und zog das Vorbeigleiten an den Stockwerken dem mühelosen Hinaufschweben im Fahrstuhl vor. Sie sah einen



zitronengelben Pullover mit  
zarter Borte in der  
Kinderabteilung und  
versuchte sich zu erinnern, ob  
sie jemanden mit einem Baby  
kannte, und dann fiel ihr ein,  
daß dies jetzt ein Enkelkind  
sein müßte. Sie stand vor dem  
Eingang eines Cafés,  
heißhungrig und ungeduldig,  
an einen Platz geführt zu  
werden, aber als man sie an  
ihren Tisch gebracht hatte,

überkam sie plötzlich das Gefühl, im Kaufhaus sei es stickig. Sie roch Chemikalien in den Stoffen, die schwadenweise Männerhemden entströmten, als sie floh. Was hatte sie getan? Sie hatte eine Familie gegründet. Man würde sich nicht an sie erinnern. Sie kam von Tag zu Tag weiter herunter. Sie konnte ihren Körper nicht mehr zeigen. Sie

würde nie unbekleidet an einem Strand sitzen. Gewisse Dinge waren nicht zurückzugewinnen. Sogar ihre Erinnerungen an Vincent wurden schwächer: Auf Fotos war er inzwischen gegenwärtiger als vor ihrem geistigen Auge, wie bei Kindern, nachdem sie groß geworden waren.

Sie ging hinaus, überaus bewußt, eine Frau in mittleren

Jahren zu sein, die trotz der Hitze einen vernünftigen Regenmantel trug. Als wären sie programmiert worden, drehten sich keine Männer nach ihr um. Vincent hingegen, ihr Bewunderer, ihr Geliebter, hatte sie sogar am Morgen, als er starb, noch als schön bezeichnet.

»Du bist schön«, hatte er gesagt.

»Ich bin fünfzig. Niemand

ist schön mit fünfzig.«

»Du überraschst mich.

Natürlich hast du unrecht.«

Erstaunlich, wie sehr man sich danach sehnte, als schön bezeichnet zu werden, wie allein das Wort bezaubern konnte. Sie sah ein Paar in teurer Kleidung, das sich im Gehen stritt. Er hatte blondes Haar und einen Bart und ging ein Stück vor der Frau, die ärgerlich gestikulierte und

sagte: »Ich kann nicht glauben, daß du das gesagt hast.« Er behielt die Hände in den Taschen und antwortete nicht. Er würde bei dem Streit gewinnen, dachte Linda.

Sie stand vor einem Gebäude mit gotischen Türmchen und geschwärzten Steinen, aber sie war wie immer nicht in der Lage, eine katholische Kirche nur als Gebäude anzusehen. Ihre

Unverfälschtheit wirkte anziehend angesichts des ausschweifenden Übermaßes der schicken Boutiquen zu beiden Seiten. (Aber waren die Türmchen nicht auch ein Ausdruck von Übermaß?) Sie betrat eine muffige Vorhalle und erinnerte sich, daß sie als Kind nicht hatte glauben wollen, daß der Geruch schlicht das Ergebnis von Staub und Moder war. Sie

hingegen war überzeugt, daß das Becken mit Weihwasser für diesen irgendwie beklemmenden Mief verantwortlich sein mußte. Einen Augenblick lang war es ihr peinlich, die Messe zu stören (sie, die nur samstags zur Beichte in die Kirche ging), und sie begab sich leise in eine der Bankreihen, ohne die Knie zu beugen, ohne sich zu bekreuzigen, obwohl ihr



Körper dies  
gewohnheitsmäßig tun wollte.

Das Innere der Kirche  
kühlte den Schweiß in ihrem  
Nacken. Sie ließ den Mantel  
von den Schultern gleiten und  
war froh, keine raschelnden  
Tüten dabeizuhaben. Es war  
noch nicht so lange her, daß  
ihr die Worte fremd  
geworden wären, dennoch  
lauschte sie der Liturgie mit  
einem gewissen heimlichen

Staunen. Und während sie das tat, kam ihr ein ebenso einleuchtender wie bestürzender Gedanke: Ihre eigenen Gedichte imitierten diesen Sprechrhythmus. Warum war ihr das nicht schon früher aufgefallen? Warum hatte dies kein anderer, ein Kritiker etwa, ebenfalls bemerkt? Die Ähnlichkeit im Rhythmus konnte einem doch nicht

entgehen. Es war eine verblüffende Entdeckung, als fördere man einen Brief zutage, der einem endlich die eigene Kindheit erklärte.

Eine ältere Frau vor ihr weinte hemmungslos (welcher Kummer oder welche Sünde hatte diesen Tränenstrom verursacht?), aber Linda konnte die Gesichter der anderen Gemeindemitglieder nicht

sehen, die etwa zehn Reihen  
vor ihr saßen. Sie sprach ein  
schnelles Gebet für Marcus,  
der es am meisten brauchte,  
und als sie fertig war, sah sie  
zu den dunklen  
Mosaikfenstern hinauf (es gab  
so wenig Sonnenlicht  
zwischen den hohen  
Gebäuden auf beiden Seiten)  
und versuchte, Maria  
Magdalena zu finden. Sie fand  
Johannes den Täufer und ein

Bild des Letzten Abendmahls, aber nicht die Frau, nach der sie suchte.

Maria salbte die Füße Jesu.

Daraufhin, wie fast immer, wenn sie früher in der Kirche war, ließ sie ihre Gedanken schweifen. Und mit dem Schweifenlassen stiegen Bilder auf. Als sie ein Mädchen war, hatten die Bilder etwa mit dem Kirschbaum im Hinterhof

angefangen, waren dann zu einem Glas mit Kirsch-Cola übergegangen, um schließlich bei Knien und Beinen eines Jungen zu enden, den sie, mit einer Lederjacke bekleidet, im Schnellimbiss eine Kirsch-Cola hatte bestellen sehen. Aber an diesem Nachmittag sah sie Gesichter (die von Vincent und Thomas), dann zerwühltes Bettzeug (von ihr und Vincent an dem Tag, als

er gestorben war), dann ein kleines ordentliches Paket frischer Bettwäsche aus der Belmont-Wäscherei, das monatelang ungeöffnet auf einem Stuhl in ihrem Schlafzimmer gelegen hatte. Jedes Bild führte zum nächsten, als hingen sie an einem feinen Faden, einem unsichtbaren Faden, dessen Knoten sowohl beweglich wie labyrinthisch waren. Die

Bilder waren manchmal verstörend und zuweilen angenehm, Zeugnisse eines gelebten Lebens, wenn auch einige Erinnerungen nur von Dummheit und entsetzlicher Naivität zeugten.

Aber dann, fast unmerklich, schlich sich ein ungebetenes und unerwünschtes Bild zwischen die andern, und sofort versuchte sie, es abzuwehren. Sie spürte, daß



es sie hinabzog, aber sie konnte sich nicht gleich losreißen. Sie hörte ein gedämpftes Geräusch – ein Wort? Nein, eher ein Keuchen oder ein Flüstern, der Mund eines Mannes preßte sich auf ihr Schlüsselbein, sein Gewicht lastete schwer auf ihrem Schenkel. Hatte er sich verletzt, oder war dies (wahrscheinlich) ein weiterer Ausdruck der neuen Sprache,

die er sie lehrte, jener  
seltsame Dialekt, der ohne  
Vokabeln und Sätze auskam,  
aber dennoch voller  
Bedeutung zu sein schien –  
voller Bedürfnis, stummen  
Flehens und stiller, sogar  
außergewöhnlicher  
Dankbarkeit?

Ihr blaßblaues Kleid fühlte  
sich trocken an auf ihrer Haut  
und glitt wie Seidenpapier  
über die Höhlung ihres

Bauchs. Die Sonne schien auf die Bettcouch und auf ihr Gesicht. Es war etwa zehn oder halb elf Uhr morgens.

Seine Bartstoppeln waren nicht weich, sondern stachlig wie der Pelz der Disteln, die auf dem leeren Grundstück am Ende der Straße wuchsen. Nach dem ersten Mal, als sie sich, wie von Mittagssonne benommen, im Spiegel betrachtete, hatte sie gesehen,

daß sein Bart die zarte Haut  
an ihrem Schlüsselbein rot  
gescheuert hatte; und diese  
Wundtheit, zusammen mit der  
anderen, hatte sie den ganzen  
Tag und den Tag danach an  
die schreckliche Sache  
erinnert, die ihr widerfahren  
war. Aber sie hatte keine  
Angst, weder vor dem Mann,  
der zwar nicht ganz  
bedeutungslos erschien, aber  
auch ihre Gedanken nicht

beherrschte, noch vor dem Ereignis selbst, das sie viermal hatte geschehen lassen. Denn etwas in ihr sehnte sich nach dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit – freute sich tatsächlich darüber.

Sie hörte ein weiteres Un-Wort, ebenfalls eindeutig in seinem Sinn. Er wollte an ihre Brust, fummelte jetzt sogar an den Knöpfen ihres Kleids und schob den Stoff beiseite. Er

drückte seinen Mund auf ihre Brust, die jetzt neu und immer in Veränderung begriffen war. Sie konnte sein Gesicht nicht sehen, wollte es auch nicht – seine Augen waren fest zusammengekniffen, der Nacken war faltig, in den Falten hatte sich Schmutz festgesetzt. Denn was sie beide taten, wurde am besten heimlich getan, mit weggedrehtem Gesicht und

geschlossenen Augen.

Ihr Körper entspannte sich, sie hatte ein flaues Gefühl im Magen. Sie war feucht zwischen den Beinen, angeschwollen. Ruckartig zog er sich über ihren Körper hinauf und kämpfte einen Moment lang mit ihrem Rock. Das Lecken war wie Blutsaugen, dachte sie, und Bilder von Blutegeln unter Glasglocken fielen ihr ein, und

die Gläser hinterließen  
kreisrunde Wülste auf dem  
Rücken einer Frau. Er schob  
einen Finger in sie hinein,  
dann zwei, eiliger jetzt, sogar  
irgendwie hektisch. Sie fragte  
sich, ob es genauso wäre, als  
striche man mit dem Finger  
über die glitschige Innenseite  
eines Flaschenhalses. Ein  
Fingernagel grub sich in ihre  
Haut, sie zuckte zusammen,  
aber er schien es nicht zu



bemerken. Und jetzt war es nicht sein Finger, sondern das andere Ding (sie hatte das Wort nie ausgesprochen), und sie wußte, daß es bald vorbei wäre.

Sie reckte den Kopf, so daß sie durch das Fenster auf das Kopfende der Schlafcouch sehen konnte. Ein großer Vogel saß bewegungslos auf dem Dach des Nebenhauses. Der Mann beendete die Sache

wie immer mit  
konvulsivischem Zittern und  
einem leichten Schluckauf.  
Und als er sich zurückzog,  
spürte sie ein wenig Nässe aus  
sich herausrinnen, ein kleines  
feuchtes Rinnsal auf ihrem  
Schenkel. Sie beobachtete ihn,  
als er sich ans Bettende setzte,  
weiß und einen erschütterten  
Ausdruck um die Augen. Er  
schloß den Reißverschluß  
seiner Hose und zog seine

Stiefel an.

Sie hatte weder ein zärtliches Wort für ihn, noch verlangte sie nach einem. Als er aufgestanden war, sagte er nur: ›Sag niemandem, was wir hier getan haben.‹

Als wollte sie das. Als wollte sie das.

In der Bankreihe begann Linda heftig zu zittern bei der Erinnerung, die sie jahrelang

verdrängt hatte, bis Worte – besänftigende und tröstliche Worte – ihr gestatteten, sich zu beruhigen. Es war nicht von ihr ausgegangen, sagte sie sich. Und es hatte ihr Leben nicht zerstört. Das Leben war mehr als Mißbrauch in der Kindheit, mehr als kindliche Siege. Leben war Arbeit, einen Menschen zu lieben und Kinder zu bekommen; Leben waren Vincent, Marcus und

Maria. Aber sobald sie Maria dachte, begann Linda wieder zu zittern. Aus dem Blickwinkel einer Mutter war die Geschichte unentschuldig und furchterregend. Sie brauchte sich nur Maria auf der Bettcouch vorzustellen und wurde von Zorn gepackt. Neben ihr kamen Leute den Mittelgang hinunter, einige sahen in ihre Richtung. Die Messe war vorbei, und sie

hatte es nicht bemerkt.

Sie holte tief Luft und ließ sie langsam ausströmen.

Vincent war das Gegenmittel für die Erinnerungen gewesen. Verlor sie ohne ihn jetzt diesen Schutz? Und warum diese beschämenden Bilder nach so langer Zeit?

Sie kehrte in ihr Zimmer zurück, brauchte etwas zu essen und eine Tasse Tee, aber

der Anrufbeantworter blinkte.  
Auf der Bettkante sitzend,  
immer noch im Mantel,  
überlegte sie sich Fragen und  
mögliche Antworten: ›Wie ist  
deine Podiumsdiskussion  
gelaufen? Abendessen? Bist  
du sicher? Glaubst du, es  
würde den anderen etwas  
ausmachen?‹ Aber als sie die  
Nachricht abhörte, war sie  
nicht von Thomas, sondern  
von David, Marcus’

Liebhaber, und er bat sie, zurückzurufen, wenn sie wieder zu Hause wäre. Der anstehende Kummer eines anderen machte sie nervös, sie verwühlte sich zweimal, sagte Mist, bevor sie die richtige Nummer hatte. Wie lange war sie unterwegs gewesen? Eine Stunde? Zwei Stunden?

»Marcus wurde wegen Trunkenheit am Steuer festgenommen«, sagte der



Liebhaber ohne Einleitung.

Linda beugte sich vor, als hätte sie nicht richtig gehört.

»Wann?«

»Heute, früh am Morgen.  
Gegen fünf.«

Instinktiv sah Linda auf ihre Uhr. Sie hatten zwölf Stunden gewartet, bevor sie sie informierten.

»Und es gab einen Unfall«, fügte David hinzu.

»O Gott«, sagte Linda,

unfähig, Worte mit mehr als einer Silbe herauszubringen:  
»Ist er verletzt?«

»Er hat sich das Knie ziemlich schlimm angeschlagen. Er wurde geröntgt. Sie sagen, er hat sich einen Knorpel gequetscht.«

»Wurde sonst jemand verletzt?« fragte Linda schnell und fürchtete sich schon vor der Antwort.

»Nein.«

Sie seufzte erleichtert auf. Wenn man bedachte, daß sie erst kurz zuvor ein Gebet für Marcus gesprochen hatte. »Ist er da? Kann ich mit ihm reden?«

Die absichtliche Pause am anderen Ende war nicht mißzuverstehen. Sie stellte sich David vor – genauso groß wie Marcus, aber kräftiger; rötliches Haar und blasse Augen; weich in den

Konturen, obwohl seine Anzüge hervorragend geschnitten waren –, wie er in der Küche des Appartements in Brooklyn stand. Oder war er mit ihrem Sohn im Schlafzimmer?

»Mrs. Fallon«, sagte David (David, der unfähig zu sein schien, sie Linda zu nennen, obwohl sie ihn mehrmals dazu aufgefordert hatte; David, der gesagt hatte, sie könne keine

Lyrik vortragen, hoffe aber, sie würde ihm das nicht verübeln), »ich glaube, Marcus und ich müssen das allein durchstehen.«

Nach dieser Abfuhr schwieg Linda.

»Natürlich«, fügte David schnell hinzu, um den Schlag zu mildern, »gebe ich Ihnen sofort Bescheid, wenn die Sache mit dem Knie schlimmer wird.«

Linda war überrascht, daß sie nicht gereizter reagierte.

»Und ich glaube«, fuhr David nach einer weiteren Pause fort, »ich glaube, wir müssen in Erwägung ziehen, daß Marcus einen Entzug macht.«

»Entzug? Sie meinen, weil er betrunken war? Ist das wirklich nötig?«

»Ich fürchte schon. Marcus hat seit Tagen getrunken. Er

hat mein Konzert gestern  
abend verpaßt. Er war  
ohnmächtig und kam erst  
wieder zu sich, als ich nach  
Hause kam. Wir haben uns  
schrecklich gestritten, und er  
ist abgehauen. Heute morgen  
hat er mich aus dem  
Gefängnis von Nashua  
angerufen.«

»Nashua? New Hampshire?  
Was hat er dort denn  
gemacht?«

»Ich bin mir nicht sicher, ob er das weiß.«

O Marcus, dachte Linda.

Ach, mein armer, armer Marcus. Sie hatte ihn an Thanksgiving betrunken erlebt und an Weihnachten wieder, aber sie hatte es nicht wirklich ernst genommen. Oder sich einfach geweigert, es wahrzunehmen?

»Denken Sie an eine umfassende Therapie, die die



Familie mit einbezieht, an eine Intervention? Ist das der Ausdruck dafür?«

»Ich glaube nicht, daß das nötig ist«, sagte David nachdenklich, womit er andeutete, daß er es in Erwägung gezogen hatte.

»Zumindest hoffe ich das. Er braucht bloß einen Tritt in den Hintern. Und den hat er in Nashua gekriegt. Er hat ziemliche Angst.«

»Haben Sie schon einen bestimmten Ort im Sinn?«

»Ich bin nicht sicher. Ich muß ein bißchen herumtelefonieren. Man sagt, Brattleboro sei der beste.«

Linda erschauerte bei dem Gedanken, daß ihr Sohn in eine Anstalt kommen sollte. Sie preßte die Lippen zusammen. Wenn es so schlimm war, wie David sagte – natürlich war es das; Marcus

hatte einen Unfall gebaut –,  
brauchte eine Mutter noch  
mehr Beweise?

»Ich würde gern mit  
Marcus sprechen«, sagte sie  
erneut.

»Er schläft«, antwortete  
David. »Man hat ihm im  
Krankenhaus etwas gegeben.«

»Ich verstehe.« Sie holte  
tief Luft, um ihren Ärger zu  
unterdrücken. Es war  
unnatürlich, eine Mutter von

ihrem Baby fernzuhalten.  
Obwohl Marcus, um ehrlich  
zu sein, eigentlich kein Baby  
mehr war.

»Wenn es so schlimm ist,  
wie Sie sagen, müssen die  
letzten Monate schwierig für  
Sie gewesen sein«, sagte  
Linda in einem Versuch,  
großmütig zu wirken.

»Ich liebe ihn.«

Die knappe Erklärung war  
wie der Anblick eines

Nackten auf der Straße, wie etwas, was eigentlich verhüllt sein sollte. Vincents Tod hatte Marcus befreit. Einen Monat später eröffnete er seiner Mutter und seiner Schwester, daß er schwul sei. Im gleichen Jahr hatte er David kennengelernt.

»Ich hatte keine Ahnung, daß er so unglücklich ist.«

»Ich weiß nicht, inwiefern das mit Glücklichkeit zu tun

hat.«

Wie wird man Alkoholiker, fragte sich Linda. Schlechtes Elternhaus? Schlechte Erbanlagen? Ein verhängnisvolles Gen, das sich häufig in irischem Blut findet? Sie hatte ihren Vater kaum gekannt, aber ihre Onkel, die abwechselnd himmelhoch jauchzend oder zu Tode betrübt waren, zuweilen gewalttätig. Und wenn sie

daran dachte, wie  
selbstgefällig, wie stolz sie auf  
den Erfolg ihrer Kinder  
gewesen war: Maria in  
Harvard, jetzt  
Medizinstudentin an der Johns  
Hopkins; und Marcus am  
Brown-College, jetzt im  
Hauptstudium an der Boston  
University. Wie oft hatte sie  
die prestigeträchtigen Namen  
in Gesprächen fallen lassen?  
Und jetzt mußte sie sagen:

Mein Sohn ist Alkoholiker.  
Mein Sohn Marcus ist  
Alkoholiker.

War auch sie  
Alkoholikerin? Ihre eigenen  
Trinkgewohnheiten  
erschieden ihr jetzt in einem  
ganz anderen Licht.

»Der Wagen hat einen  
Totalschaden«, sagte David.  
»Er wurde abgeschleppt.«  
Wieder eine Pause. »Er wird  
seinen Führerschein



verlieren.«

»Oh, ich weiß, das ist so.«

Sie unterdrückte ein  
aufkeimendes Schluchzen.

»Wir müssen einen Anwalt  
nehmen.« Zu spät bemerkte  
sie das ›wir‹.

David wartete geduldig, er  
sprach jetzt von Elternteil zu  
Elternteil. »Wir haben einen,  
Mrs. Fallon. Ein Freund von  
uns. Er ist sehr gut.«

Auf dem Bett sitzend, legte

Linda eine Hand an die Stirn, die kalt geworden war bei den Neuigkeiten. »Sie geben mir Bescheid.« Sie versuchte, nicht hysterisch zu klingen. »Sie lassen mich wissen, wie es ihm geht und was Sie unternommen haben. Was Sie entschieden haben.«

Sie war sicher, ein Seufzen zu hören. »Natürlich mache ich das«, sagte David.

Linda legte sich aufs Bett zurück. Marcus litt, er schämte sich und hatte ein verletztes Knie. Und würde noch mehr leiden, vor Gericht und sicherlich im Entzug, über den sie nichts wußte. War der Entzug physisch schmerzhaft? War er quälend eintönig? Sie versuchte, sich an all die Gelegenheiten zu erinnern, bei denen sie Marcus hatte trinken sehen. Im Brown-

College hatte Bier in seinem  
Kühlschrank gestanden. Am  
Strand hatte er manchmal  
nachmittags um drei mit Gin-  
Tonics angefangen. Doch sie  
hatte gedacht, das Trinken sei  
fröhliches Feiern, bloße  
Ausgelassenheit in den Ferien.  
Aber sie hatte Bescheid  
gewußt, nicht wahr? Sie hatte  
Bescheid gewußt. Und hatte  
ihrem Sohn schon verziehen,  
noch bevor das Wort Problem

überhaupt ins Bewußtsein treten konnte, fast genauso schnell, wie sie versucht hatte, ihre Erwartungen anzupassen, als sie erfuhr, daß er schwul war. Und das war ihr damals auch schon vorher klar gewesen. Natürlich war es ihr klar gewesen.

Verzweiflung und Zorn wuchsen gleichermaßen an. Sie sah sich in dem leeren Zimmer um, der Luxus

verblich angesichts der  
Nachricht von zu Hause. Sie  
stand auf und begann, mit  
verschränkten Armen auf und  
ab zu gehen. Sie redete mit  
sich selbst und mit Marcus  
und Vincent, die nur blasse  
Abbilder dessen waren, was  
sie eigentlich brauchte. Sie  
ging auf und ab, bis sich all  
ihre Gedanken und Worte  
erschöpft hatten und sie  
dachte: ›Ich muß dieses

Zimmer verlassen. Sonst  
werde ich wahnsinnig.<

Die Empfangssuite machte  
diesmal einen anderen  
Eindruck auf sie, als sie  
verspätet bei der  
Veranstaltung eintraf. Es war  
fast Zeit, sich zum  
Abendessen zu versammeln.  
Der Lärm war größer als am  
Abend zuvor – wurde am  
letzten Abend des Festivals

mehr getrunken? Nein, es war etwas anderes: Die festliche Stimmung im Raum hatte zugenommen, und ein Gefühl von Wichtigkeit war zu spüren, die zuvor nicht vorhanden war. Eine Frau, winzig und mausgrau, stand in der größten Gruppe. Ein Flaschenkorken knallte, und Linda bemühte sich, genauer hinzusehen, aber sie hatte keine Lust, sich der Gruppe



anzuschließen, ihre angeborene Schüchternheit siegte über ihre Neugier. Sie ging zur Bar und bestellte sich ein Bier, aber dann fiel ihr Marcus ein, und sie besann sich anders. Sie aß Käse und Crackers statt dessen, und Pickles von einem Beilagenteller. Sie hatte den Mund voller Brie, als der Australier, der jetzt nicht beachtet wurde, neben ihr

auftauchte und sie ansprach.

»Sie haben die Neuigkeit gehört?«

»Welche Neuigkeit?« Sie tupfte sich den Mund mit einer Serviette ab.

Er sah von allen im Raum am gesündesten aus: fit und gebräunt, eher wie jemand, der sich mit Pferden rumquälte, um seinen Lebensunterhalt zu verdienen, nicht mit Worten. In seinem

Land war jetzt Herbst.

Die Neuigkeit überraschte sie tatsächlich: Während sie und Thomas auf der Fähre waren, hatte die winzige mausgraue Frau den renommierten Preis gewonnen.

»Was für ein Glück für das Festival, würde ich sagen«, meinte der Australier freundlich. Linda drehte sich um und sah die

Champagnerflaschen in den  
Kübeln auf dem Tisch, die ihr  
vorher nicht aufgefallen  
waren.

»Ich bin mir nicht sicher, ob  
ich zuvor von ihr gehört  
habe.«

»Da sind Sie nicht allein.  
Man hat sie tatsächlich aus  
dem Nichts hervorgezaubert.  
Angeblich soll sie sehr gut  
sein. Nun, das muß sie ja  
wohl, nicht wahr? Ich wette,

es gibt keine zwei Leute hier im Raum, die etwas von ihr gelesen haben.«

Linda beugte sich ein wenig vor, um eine bessere Sicht zu haben. Inzwischen waren weitere Fotografen aufgetaucht, die die anderen baten, zur Seite zu gehen.

»Sie benutzt den Ausdruck ›fuck‹ sehr oft«, sagte der Australier.

Plötzlich meinte sie, sich zu

erinnern. Vielleicht hatte sie doch etwas von dieser Dichterin gelesen. ›Es ist das Jahrhundert des Ficks‹, zitierte sie, obwohl sie selbst das Wort sonst nicht benutzte.

»Es sind bereits so viele Blumen in ihrem Zimmer, daß sie den Pagen bitten mußte, sie zur Rezeption zu bringen.«

Linda spürte einen Anflug von Neid. Sie und der

Australier lächelten sich an, jeder wußte, was der andere dachte. Man konnte nicht zugeben, neidisch zu sein, aber man konnte es stillschweigend anerkennen. Es wäre unaufrichtig, das nicht zu tun.

Das Lächeln des Australiers verblaßte. Linda spürte eine massige Gestalt neben sich.

»Wie schade, daß Ihr Junge den Preis nicht bekommen hat.« Robert Seizeks

Unterlippe war dick und naß,  
seine Zischlaute waren scharf  
und bedrohlich.

»Er gehört nicht mir, und er  
ist kein Junge«, sagte Linda.

»Das komische ist«, sagte  
der Australier, »auf ihrer  
Lesung gestern war nicht  
einmal ein Dutzend Leute.  
Jetzt versucht man, sie heute  
abend zu einer Extra-  
Vorstellung zu bewegen.«

»Ich freue mich für sie«,



sagte Linda und versuchte, Seizek zu ignorieren.

»Sie ist Bibliothekarin im bürgerlichen Leben. Aus Michigan.« Der Australier stärkte ihr den Rücken.

»Sie sind ja dick befreundet mit Thomas Janes«, sagte Seizek laut und wollte sich nicht abwehren lassen.

Der Zorn, der sich noch ein paar Minuten zuvor so erfolgreich hatte zähmen

lassen, reckte die Glieder in ihrer Brust – ein Käfigtier im Vergleich zu Seizeks Löwenhaftigkeit. Sie wandte ihm das Gesicht zu und war (einen Moment lang) eingeschüchtert von seinem riesigen Kopf.

»Thomas Janes hat jahrelang keine Arbeit veröffentlicht.« Sie sprach so beherrscht, wie sie konnte. »Und kann daher wohl kaum

die Aufmerksamkeit eines Preisrichters auf sich gelenkt haben. Obwohl ich sicher bin, wenn Sie gestern abend bei seiner Lesung gewesen wären, würden Sie mir zustimmen, daß seine künftigen Veröffentlichungen in unzähligen Ländern Preise erringen können.«

»Und wenn Sie heute nachmittag bei Mr. Janes' Podiumsdiskussion gewesen

wären«, sagte Seizek, ohne zu zögern, »bin ich sicher, Sie würden mir zustimmen, daß Ihr Junge einen vollkommenen Narren aus sich gemacht hat.«

Linda sah den Australier an, der den Blick abwandte.

Sie wußte, daß sie sich wie ein Schulmädchen verhielt, dessen Freund auf dem Schulhof beleidigt worden ist. Aber jetzt konnte sie nicht

mehr zurück, sie war schon zu weit gegangen.

»Mir jedenfalls«, sagte Linda, »sind die brillanten Gedichte eines Mannes, der sich in der Öffentlichkeit blamiert oder nicht blamiert hat, lieber als die verwaschene Prosa eines Möchtegernschreibers, der auf einen Streit mit mir aus ist, auf den ich mich nicht einlassen werde.«

Und Seizek antwortete  
sotto voce, womit er ihr  
gleichzeitig bedeutete, daß  
sein Kampfstil dem ihren  
überlegen war: »Ich wußte  
gar nicht, daß jemand zu  
solcher Leidenschaft fähig ist,  
dessen langweiliges Äußeres  
nur in der Trübseligkeit seiner  
Gedichte Entsprechung findet.  
Ich nehme an, es gibt Frauen,  
die dieses Zeug lesen? Die Art  
von Frauen vermutlich, die

gewöhnlich Kitschromane verschlingen. Wahrscheinlich kann man damit ordentlich Kohle machen, oder?«

Linda antwortete ebenfalls sotto voce. »Von Ihnen lasse ich mich nicht ficken«, sagte sie, das Wort an einem Fremden ausprobierend.

Seizek sah verdattert aus, wenn auch nur einen Moment lang, was Linda dennoch als Sieg verbuchte.

Mit bewußt langsamen  
Bewegungen, damit es nicht  
nach Flucht aussah, wandte  
sich Linda um und ging in  
Richtung Tür.

Das Wort gefiel ihr, dachte  
sie, als sie den Raum verließ.  
Es hörte sich gut an. Es fühlte  
sich gut an.

Den Rest ihres Ärgers  
reagierte sie am  
Bedienungsknopf des



Fahrstuhls ab, der sich zu rächen schien, indem er einfach nicht kam. Ein älteres Ehepaar tauchte auf und stellte sich neben sie. Aus einem Zimmer irgendwo im Gang waren Beischlafgeräusche zu hören: das rhythmische Stöhnen einer Frau, angestrengt und gedehnt. Das ältere Ehepaar erstarrte vor Verlegenheit. Linda empfand Mitleid und

wünschte, ihr wäre eine  
originelle Bemerkung  
eingefallen, um dem Ehepaar  
die Befangenheit zu nehmen,  
aber die Verlegenheit erwies  
sich als ansteckend. Als sie zur  
Treppe ging, dachte sie:  
›Welches riesige Gefäß von  
Schuld hat Thomas  
angezapft?‹

Vincent's Appartement in  
Boston unterschied sich von

allem, was sie vorher gesehen hatte – schmucklos und klar wie ein Schulraum, mit einer Werkbank in der Mitte, die sich mit einer Kurbel in verschiedene Schrägstellungen bringen ließ. An den Wänden hingen Schwarzweißfotos, einige von seiner großen Familie (es sollte Monate dauern, bis sie alle Namen gelernt hatte), andere von Fenstern, die seine

Phantasie angeregt hatten:  
strenge koloniale  
Kassettenfenster; große,  
vielfach gegliederte  
Dachfenster, tief in  
Ziegelmauern gesetzt,  
einfache Seitenlichter neben  
einer getäfelten Tür. Seine  
Räume wirkten klar und  
makellos, merkwürdig  
erwachsen und seltsam  
calvinistisch in ihrer heiter-  
strengen Rechtwinkligkeit.

Manchmal, wenn er am  
Wochenende kurz weg war,  
saß sie mit einem Stoß Papier  
und einem Stift an seiner  
Werkbank und schrieb kurze  
Prosastücke, Briefe an sich  
selbst, Briefe, die Vincent nie  
zu Gesicht bekam. Er wußte  
nichts von ihren  
Schwierigkeiten, denn er hatte  
sie lachend kennengelernt,  
und sie hatte entdeckt, daß sie  
das Glück, das sie bei ihm

gefunden hatte, nicht durch schmutzige Geschichten aus ihrer jüngsten Vergangenheit trüben wollte. Und folglich – teils auch, weil es so von ihr erwartet wurde – entsprach sie allmählich dem Bild, das er von ihr hatte: vernünftig und praktisch (was größtenteils zutraf), verträumt und unbeschwert im Bett, immer bereit, über die eigenen oder die Schwächen der anderen zu

lachen. Am ersten Abend, als er sie in sein Appartement mitnahm, kochte er für sie – Spaghetti mit roter Soße – und machte ihr nachdrücklich klar, daß er italienischer Herkunft war, im Kontrast zu ihrer irischen. Die Soße war glatt und dick und hatte wenig mit den Tomatensoßen zu tun, die sie bislang gesehen oder gegessen hatte. Doch sie, die achtlos gehungert hatte,

aß gierig und förderte den Eindruck, eine Frau mit Appetit zu sein, ein Eindruck, der im Bett nicht widerlegt wurde, wenn sie (auch auf diesem Gebiet ausgehungert) auf ihren neuen Liebhaber mit fast animalischer Lust reagierte. (War es Vincents glänzender Pelz, der sie an Seehunde erinnerte?) Und es war keine Lüge, wenn sie sich als gesund präsentierte, denn



bei Vincent wollte sie es sein und war es daher auch. Und sie hielt es für gar nicht so unwahrscheinlich, bei einem anderen Mann eine andere Frau zu sein, denn all diese Anlagen schlummerten in ihr und warteten nur darauf, von einem anderen Menschen oder anderen Umständen erweckt zu werden. Es gefiel ihr, diese Entdeckung zu machen, und zwar so sehr,

daß sie, als sie nach Ablauf dieses ersten herrlichen Wochenendes in ihr Zimmer in der Fairfield Street zurückkehrte, beim Anblick der Badewanne auf dem Podest und dem einzelnen Plastikteller auf dem Geschirrständer zurückschreckte. Sofort ging sie los und kaufte Teller, um sie auf den Geschirrständer zu stellen, sowie eine

Marimekko-Decke für ihr Bett, um Vincent nicht in die Flucht zu schlagen und sich selbst keine Gelegenheit zu geben, wieder dem alten Sog zu verfallen. Als Vincent zum erstenmal kam, in der Tür ihres Appartements stehenblieb und sich umsah, fügte er die Einzelteile so zusammen, daß sie zu der Person paßten, die er kannte (als entwürfe er ein Haus,

dachte sie später, nur umgekehrt). Und auch sie begann, ihre Umgebung wahrzunehmen – eher schmucklos als schäbig.

Maria war leicht zur Welt gekommen, aber Marcus (prophetischerweise) unter schmerzvollen Komplikationen. Inzwischen lebten sie in einem Haus in Belmont, das für Vincent wegen seines banalen Designs

und seiner schlechten handwerklichen Verarbeitung eine Herausforderung darstellte. (Vincent, der Sohn eines Bauunternehmers, war ein Mann, der schlechte Fugenarbeit auf den ersten Blick erkannte.) Linda unterrichtete nicht, Vincent hatte ein eigenes Geschäft eröffnet und steckte alles Geld, das er verdiente, wieder in die Firma (was sie richtig

fand), und es blieb ihnen wenig zum Leben; doch wenn sie je anstrengende Zeiten hatten, dann nur damals, als ihnen Babys und unbezahlte Rechnungen die Ruhe nahmen. Aber im großen und ganzen empfand sie diese ersten Jahre als eine schöne Zeit. Wenn sie in Belmont in ihrem kleinen Garten hinterm Haus saß (der Grill, die Schaukel, das

Plastikplanschbecken) und Vincent und den Kindern beim Pflanzen der Tomaten zusah, war sie zutiefst erstaunt, daß ihr dies entgegen aller Erwartung geschenkt worden war, daß sie und Vincent diese Familie gegründet hatten. Sie konnte sich nicht vorstellen, was aus ihr geworden wäre, wenn das nicht geschehen wäre, denn die Alternative hierfür sah sie

nur in anhaltend quälenden Kopfschmerzen, für die es wenig Erleichterung gegeben hätte. Eines Morgens, als Marcus schlief und Maria in der Montessori-Schule war, setzte sich Linda an den Küchentisch und schrieb keinen Brief an sich, sondern ein Gedicht, eine andere Art von Brief. Das Gedicht handelte von Fenstern, Kindern, Glasscheiben und



zarten, gedämpften Stimmen,  
und während der nächsten  
Tage stellte sie fest, daß, wenn  
sie schrieb und an  
Sprachbilder und Sätzen feilte,  
die Zeit wie im Flug verging,  
so daß sie oft verblüfft war,  
wenn sie auf die Uhr sah und  
bemerkte, daß sie zu spät dran  
war, um Maria abzuholen  
oder Marcus rechtzeitig zu  
wecken. Ihre Phantasie  
begann, in Schwung zu

kommen, und selbst wenn sie nicht schrieb, brachte sie oft rasch Verszeilen oder ungewöhnliche Wortverbindungen zu Papier. Und war im allgemeinen geistesabwesend. So sehr, daß Vincent es bemerkte und sie darauf ansprach, und sie, die monatelang im Geheimen geschrieben hatte, holte den Stapel Papiere heraus und zeigte sie ihm. Sie verging fast

vor Angst, während er las,  
denn die Gedichte offenbarten  
eine Seite von ihr, die Vincent  
nicht kannte und vielleicht  
nicht kennenlernen wollte  
(schlimmer noch, er könnte  
wissen wollen, mit wem diese  
Linda zusammen war, denn  
einige Gedichte handelten von  
Thomas, selbst wenn es nicht  
deutlich wurde). Aber Vincent  
fragte nicht, sondern sagte, sie  
seien seiner Meinung nach

sehr gut; und er schien aufrichtig beeindruckt zu sein, daß seine Frau dieses Talent besaß, von dem er nichts gewußt hatte. Für sie war dies ein Geschenk, und sie schrieb mit doppelter Energie weiter, und nicht nur, wenn die Kinder aus dem Haus waren oder schliefen, sondern bis spät in die Nacht hinein; sie füllte die Seiten mit Worten und formte diese zu kleinen

Gegenständen, die im Geist festgehalten werden konnten. Und Vincent sagte nie: »Schreib nicht diese Worte über einen anderen Mann« (oder später dann, über ihn selbst), und befreite sie damit von der schärfsten Zensur, die es gibt, der Angst, andere zu verletzen.

Abends besuchte sie einen Lyrik-Workshop und war verblüfft (und heimlich

ermutigt) von der öden und allzu selbstbekenntnishaften Arbeit der anderen. Dadurch bestärkt, schickte sie ihre ersten Beiträge an kleine Literaturzeitschriften, die in den ersten Monaten alle ihre Arbeiten ablehnten (einmal erreichte sie aus Versehen ein Brief, der an jemand anders gerichtet war, so daß sie scherzend behaupten konnte, man lehne bereits Gedichte

ab, die sie gar nicht geschrieben habe). Um das Gefühl des Versagens abzuwehren, sagte sie, sie könne ihr Bad tapezieren mit den Ablehnungsschreiben, die sie allerdings nicht als Aufforderung zum Aufhören ansah, sondern als Einstieg zum Erfolg. Bis eines Nachmittags ein Brief von einem Redakteur eintraf, dem ein Gedicht gefiel, das er

veröffentlichen wollte. Er könne ihr zwar nichts zahlen, fügte er hinzu, aber er hoffe, sie erweise ihm die Ehre, der erste zu sein, der dieses Gedicht abdrucke. Weit entfernt, sich von der fehlenden Bezahlung stören zu lassen, war Linda so begeistert, daß sie kein Wort herausbrachte; und als Vincent an diesem Abend nach Hause kam, hielt sie den Brief noch



immer an die Brust gedrückt.  
Monate später, als ein Gedicht  
von einer Zeitung  
angenommen wurde, die ein  
Honorar zahlte, feierten Linda  
und Vincent dies bei einem  
Essen, und Vincent sagte, der  
Scheck des Magazins reiche  
gerade für die Cocktails.

Danach strömten die  
Gedichte aus ihr heraus und  
überfluteten das  
Schlafzimmer, in dem sie

schrieb. Es war, als wäre ihr Inneres verriegelt gewesen, als müßten jahrelang angestaute Gedichte sich den Weg nach draußen bahnen. Ihre Dichtung wurde mit einiger Regelmäßigkeit publiziert (die Auflistung früherer Publikationen hatte einen positiven Effekt), und als Maria zwölf war, schrieb jener erste Redakteur, mit dem sie freundschaftlich

korrespondierte, er wechselte zu einem Verlag in New York und bitte sie, ihm zu erlauben, einen Band mit ihren Gedichten zu verlegen.

»Du hast es geschafft«, sagte Vincent, als sie ihn bei der Arbeit anrief und davon berichtete.

»Ich glaube, ich habe gerade erst angefangen«, sagte sie.

An all das erinnerte sie sich, als sie die Hoteltreppe hinunterging. Sie öffnete die Tür zum Treppenhaus (das nach Zigarettenrauch stank; Zimmermädchen, die hier ihre Pause verbrachten?) und war sich nicht sicher, welche Nummer Thomas' Zimmer hatte. Sie glaubte, es sei im siebten Stock, hatte Thomas 736 gesagt? Aber vielleicht verwechselte sie die Nummer

mit einem Hotelzimmer, das sie selbst einmal gehabt hatte? Sie konnte natürlich einfach in ihr Zimmer zurückgehen und anrufen. Nein, das würde nicht genügen. Sie wollte Thomas sehen, wenn sie mit ihm sprach. Sie klopfte bei 736 an, ein beherztes Klopfen, obwohl sie sich auf einen verwirrten, halbbekleideten Geschäftsmann gefaßt machte, der öffnete, um dem

Zimmermädchen zu sagen,  
daß er keine Dienste benötige.  
Eine große Frau in  
hochhackigen Schuhen und  
mit einer Perlenkette um den  
Hals ging im Flur an ihr  
vorbei und wich ihrem Blick  
aus: Wirkte Linda wie eine  
Frau, die von ihrem zornigen  
Ehemann ausgesperrt worden  
war? Linda klopfte erneut,  
aber noch immer antwortete  
niemand. Sie kramte in ihrer

Tasche und fand einen winzigen Block und einen Stift. Diese Botschaften, dachte sie, als sie schrieb – welch alte Gewohnheiten, welche Erinnerungen. Und dennoch könnte Thomas, der keine Nachricht erwartete, vielleicht einfach auf den Zettel treten, der unter seiner Tür durchgeschoben worden war?

»Mein Sohn ist

Alkoholiker«, schrieb sie.  
»Und was ist die  
Vorgeschichte dafür?«

Wieder ließ sie sich mit der  
Herde in den Bus drängen und  
bei einem Restaurant absetzen  
– diesmal bei einem  
japanischen, die einzige Art  
von Essen, für die sie sich  
nicht interessierte, da sie nie  
Geschmack an Sushi oder  
Gemüse im Teigmantel



gefunden hatte. Dennoch, auswärts zu essen war besser, als im Hotelzimmer zu bleiben und der Versuchung widerstehen zu müssen, entweder Marcus oder Thomas anzurufen, obwohl sie außerordentlich neugierig war, wo die beiden sich gerade befanden. War Marcus bereits nach Brattleboro gegangen? War Thomas nach Hause gefahren? Sie wollte

Mary Ndegwa fragen, mit der sie zusammen zu Abend aß, ob sie wisse, was Thomas während der Podiumsdiskussion getan habe, um das Publikum so zu empören, das sich ihrer Meinung nach durch nichts mehr empören ließ. Aber sie hatte Bedenken, daß eine solche Frage ein Gespräch über Thomas' Vergangenheit heraufbeschwören könnte,

über die sie im Moment nicht sprechen wollte. Mary Ndegwa und sie waren einander zwar nie offiziell vorgestellt worden, aber sie teilten ein Stück gemeinsamer Geschichte und verbrachten nun ein nostalgisches Abendessen zusammen. Linda genoß die erinnerungsträchtigen Rhythmen des Kikuyu-Akzents sogar dann, als sie

über die Freilassung von Marys Mann aus dem Gefängnis sprachen, über das Verbot ihrer Arbeit in Kenia, über die entsetzlichen Nachwehen der Wahlen 1997 und die grauenvolle Bombardierung der amerikanischen Botschaft. Kenia sei gefährlicher geworden, sagte Mary Ndegwa, und obwohl sich Linda lieber an die

schimmernden grünen  
Teeplantagen im Hochland  
und an die weißen Dhaus von  
Lamu erinnerte, konnte sie  
sich genauso an die Askaris,  
die grau uniformierten  
Polizisten mit ihren Macheten  
und die kümmerlichen, aus  
Pappkarton bestehenden  
Elendssiedlungen von Nairobi  
erinnern.

»Sie müssen  
wiederkommen«, sagte Mary

Ndegwa. »Sie sind zu lange fortgeblieben.« Die Afrikanerin lachte plötzlich und versteckte ihre Zahnücke hinter der Hand. Wie immer fand Mary Ndegwa die Amerikaner schrecklich komisch.

Während des Abendessens bemerkte Linda, daß sich Seizek auf Distanz hielt, was sie ungemein freute. Der Australier lächelte zweimal in

ihre Richtung, nachdem die  
Verschwörung sie einander  
nähergebracht hatte und sie  
jetzt mehr als bloße Bekannte  
waren. Es gab einen Moment  
während des endlos langen  
Abendessens (das ihr  
Schmerzen in den Beinen  
verursachte, weil sie es nicht  
gewohnt war, im  
Schneidersitz auf dem Boden  
zu sitzen), als sie darüber  
nachdachte, daß sie für eine

kurze Affäre zu haben  
gewesen wäre und vielleicht  
mit dem cowboyhaften  
Schriftsteller eine hätte haben  
können. Aber kurze Affären  
hatten sie nie interessiert (zu  
wenig Investition, trotz des  
momentanen Profits; und es  
war doch schließlich die  
Investition, die zählte, oder?),  
und dann dachte sie über den  
Begriff zu haben und dessen  
Bedeutung nach: War sie



wirklich nicht zu haben? Und wenn nicht, an wen oder was war sie gebunden? An die Erinnerung an Vincent? An die Geschichte mit Thomas? An sich selbst, als die ausschließliche Besitzerin ihres Körpers?

Auf der Rückfahrt machte der Bus mehrmals halt, und nur sie und ein älterer kanadischer Biograph stiegen am Hotel aus, wobei Linda

(beschämenderweise) leichtes Unbehagen empfand bei dem Gedanken, mit dem älteren Mann aussteigen zu müssen. Vielleicht hüpfte sie deshalb etwas beschwingter aus dem Bus, als es angebracht war.

Er saß in einem Sessel gegenüber vom Eingang, als sie durch die Drehtür kam. Er stand auf, und sie sahen sich eine peinliche Sekunde lang an, während deren sie sich

leicht hätten umarmen können. Aber nachdem sie den entscheidenden Moment verpaßt hatten, konnten sie es nicht mehr nachholen. Hinter ihnen kamen beständig Paare in Abendkleidung durch die Drehtür.

»Ich weiß, es ist vielleicht ungehörig«, sagte Thomas.  
»Aber hättest du Lust auf einen Drink?«

»Ja«, sagte sie einfach.

»Große sogar.«

Das Mahagoni glänzte, ohne Fingerabdrücke darauf. Linda registrierte weiße Stoffservietten, die auf einem Regal aufgestapelt waren. Der Barmann war ein Profi mit routinierten Bewegungen, fließend wie die eines Tänzers. Er mixte einen funkelnden Martini, der ihr wie ein Geschenk erschien, das sie durch Auspacken nicht

kaputtmachen wollte. Flüchtig erwog sie, einen Scotch zu bestellen, der alten Zeiten wegen, aber sie wußte, daß sie das starke Zeug nicht mehr vertrug. Während sie so dasaß, sann sie darüber nach, daß sie es vor Jahren wie Orangensaft runtergekippt hatte. (Ihre ganze Trinkerei sah sie jetzt unter dem Aspekt ...) Die Männer an der Bar hatten sie taxiert, als sie

mit Thomas eintrat, aber sie fragte sich, ob ihre Blicke tatsächlich ihr galten. War es nicht Thomas, der ihre Aufmerksamkeit erregt hatte? (Den Männern wäre nicht einmal bewußt gewesen, daß sie aufgeblickt hatten, so sehr war ihnen das Bedürfnis zu schauen in Fleisch und Blut übergegangen.)

»Du hast dir die Haare schneiden lassen«, sagte sie

und sah ihn ebenfalls  
abschätzend an.

Er strich sich über die  
kurzen grauen Stoppeln, als  
fühlte sich sein ganzer Kopf  
ungewohnt an.

»Es ist hübsch«, sagte sie.  
»Nicht einmal in der High-  
School hattest du einen  
Bürstenschnitt.«

»Ich dachte, ich würde dir  
damit besser gefallen«, sagte  
er unumwunden.

»Du möchtest mir gefallen?« Sie wagte es, ein bißchen zu flirten.

»Ja, tatsächlich.«

Sie stießen miteinander an, wie es sich gehörte.

»Möchtest du über deinen Sohn sprechen?«

»Ein bißchen später«, sagte sie. »Ich brauche eine Minute. Einfach bloß Leere.«

Thomas, der verstand, daß man einfach bloß Leere



brauchte, saß neben ihr auf dem Barhocker. Sie tauschten in dem Spiegel über der Bar Blicke aus.

»Man sollte annehmen, daß deine Tante dir nach all den Jahren vergeben würde«, sagte Thomas. »Ist es nicht das, was die katholische Kirche lehrt? Vergebung?«

»Meine Tante geht zur Messe. Ich wüßte nicht, was sie zu vergeben hätte.«

Ihre Tante verbrachte ihre Tage in einem vollgestopften dunklen Raum, den die Familie immer als Wirtschaftsraum bezeichnet hatte, saß dort auf einem Sofa, das mit rauhem Karostoff bezogen war. Vor den beiden Fenstern hingen Stores; der Fernseher bildete den Mittelpunkt des Raums. Ein Beutel mit Häkelarbeit und ein Meßbuch lagen auf dem

Ahorntisch neben dem Sofa.  
Linda war dankbar für den  
täglichen Gang zur Messe:  
zumindest mußte ihre Tante  
dafür das Haus verlassen und  
sich bewegen.

»Es stört mich, denn wenn  
ich sie sehe, möchte ich sie  
fragen, wie es dir geht, und  
das kann ich nicht«, sagte  
Thomas.

Linda schwieg.

»Und wie geht's Michael

und Tommy und Eileen und all den anderen?« fragte Thomas, nachdem ihm Auskunft über sie selbst verweigert worden war. Er griff nach einer kleinen Schale mit Nüssen. Ihre Cousins und Cousinen waren für ihn hauptsächlich Namen, die er mit bestimmten Gesichtern in Verbindung brachte, obwohl er mit Michael Hockey gespielt und Jack sehr

gemocht hatte. Aber wie sollte man sechs komplizierte Leben, sechs verschiedene Leben voller Sorge, Sieg und Scham in sechs Sätze pressen. Sie dachte einen Moment nach und zählte dann mit Hilfe der Finger auf:

»Michael lebt in Marchfield mit einer Frau, die zwei Jungen hat. Sie haben finanziell schwere Zeiten hinter sich. Tommy, der nicht

aufs College ging, kaufte Aktien von Cisco, als sie bei siebzehn Dollar standen, und hat jetzt Millionen. Er ist nicht verheiratet. Eileen ist vermutlich am glücklichsten von allen. Ihr Mann ist Anwalt in Andover.« ( »Das macht sie glücklich?« warf Thomas ein.)

»Vincent und ich haben ihre Familie oft gesehen«, fügte Linda hinzu. »Sie hat drei

Kinder, alle sind jetzt mit der Schule fertig. Patty ist Bankerin in New York. Sie ist ledig, was meine Tante ihr übelnimmt. Erin ist in Kalifornien. Sie hatte Drogenprobleme. Sie war sogar einige Zeit im Gefängnis.« Linda hielt inne, als sie merkte, wie geschockt Thomas reagierte. Er hatte Erin nur als kleines hübsches Mädchen in einem rosa

Kleidchen gekannt.

»Ich schätze, du hast auch die Sache mit Jack nicht erfahren«, sagte sie ruhig.

Er drehte den Kopf, um sie anzusehen. Er, der jetzt wahrscheinlich immer das Schlimmste erwartete. Oder vielleicht hatte er gehört, daß ihre Stimme stockte.

»Er ist gestorben ...« Sie brach ab, überrascht von den Tränen, die wieder



aufzusteigen drohten. »An Leukämie, mit vierzig. Meine Tante ist nie darüber hinweggekommen. Er war ihr Liebling.« Linda griff nach einer Serviette, für den Fall, daß sie sie brauchte. »Sich vorzustellen, daß der Jüngste von uns als erster gehen mußte. Er hat eine Frau und zwei Babys zurückgelassen, Zwillinge.«

Thomas schüttelte den

Kopf. »Ich habe Jack Eislaufen beigebracht«, sagte er fassungslos.

»Ich erinnere mich.« Sie blinzelte und andere Erinnerungen stiegen in ihr auf. »Es war ein schrecklicher Tod. Manchmal bin ich froh, daß Vincent auf diese Weise gestorben ist. So schnell. Vielleicht hat er gar nicht gewußt, was mit ihm geschah.« Sie hielt inne, und

Thomas' Gebete für Billie fielen ihr ein. Sie schneuzte sich und richtete sich auf.

»Also, jetzt weißt du Bescheid.«

Thomas nickte nachdenklich.

»Wie stehen die Chancen, daß sechs Kinder ein hohes Alter erreichen?« fragte sie.

»Wahrscheinlich nicht sehr gut.«

»Besser als früher.«

»Ich habe mit der Gruppe zu Abend gegessen«, sagte sie.  
»Aber hast du gegessen?«

»Nein. Ich bin nicht hungrig.«

»Was hast du heute auf der Podiumsdiskussion angestellt? Alle reden nur davon.«

Thomas legte beschämt die Hand über die Augen. »Ich habe verloren«, sagte er, nur vermeintlich beschämt.

»Was ist passiert?«

»Irgendeine Frau im Publikum hat mir vorgeworfen, ich würde Billie ...« Er brach ab. »Was in Ordnung war, finde ich. Aber dann griff dieser Robert Seizek, der mit mir auf dem Podium saß, das Thema auf, und mich schüttelte es fast bei dem Gedanken, daß ein Romanschriftsteller, ein verdammter Romanschriftsteller, solchen

Mist von sich gibt. Und dann, nun ...« Er brach wieder ab.

Thomas' Hemdkragen war offen, die Krawatte gelöst. Sein Hemd bauschte sich über dem Gürtel, der tiefer saß als früher.

»Du wirkst sehr selbstzufrieden«, sagte sie.

»Es war eine langweilige Diskussion.«

Sie lachte.

»Ich habe heute eines

deiner Bücher gekauft und beim Friseur ein paar Stellen wiedergelesen«, sagte er. »Ich habe sogar den Klappentext noch einmal gelesen.«

»Wirklich?« Das Eingeständnis berührte sie mehr, als sie zu zeigen bereit war. Wann hatte Thomas Zeit dafür gefunden? Ihre Finger strichen nervös über ihr Glas. Obwohl der Wodka zu wirken begann und ihren Magen

langsam aufwärmte.

»Unterrichtest du Literatur oder Schreiben?« fragte er.

»Ich halte hauptsächlich Workshops.«

Thomas gab ein anteilnehmendes Stöhnen von sich. »Ich habe das versucht. Aber ich war nicht gut. Ich konnte einfach meine Verachtung für die meisten Arbeiten nicht verbergen.«

»Das ist allerdings ein



Problem.« Sie wandte sich ihm ein wenig zu und schlug die Beine übereinander. Sie trug heute abend eine anders geschnittene Bluse, aber denselben Rock. Er würde die Uniform als das erkennen, was sie war.

»Wie sieht das College aus?« fragte er. »Ich war nie dort.«

Sie erklärte ihm, daß es ein Bau in Form eines Kreuzes sei,

mit einer Kapelle an einem Ende und, groteskerweise, einem Hotel am anderen. Es gebe Steingebäude, Arkaden und bleiverglaste Fenster, die dieser Oxford-Cambridge-Kopie, die erst während der letzten beiden Jahrzehnte erbaut worden war, ein ehrwürdiges Gepräge verleihen sollten. Es sei ein College ohne alle Extravaganzen und

Häßlichkeiten, ohne all das bemüht Neue, das jedes College, das eine wirkliche Entwicklung hinter sich hatte, herausstellen würde. Es sei ein Universum, das fix und fertig auf der Bildfläche erschienen sei, ohne den Preis des Alterns bezahlt zu haben. (»Wie Amerika«, sagte Thomas.) Manchmal komme es ihr vor wie eine Bühnenkulisse, sagte sie, obwohl die Dramen, die

dort aufgeführt würden,  
durchaus real seien: man  
verzeichne eine ungewöhnlich  
hohe Zahl von Liebesaffären  
zwischen Professoren und  
Studentinnen,  
Alkoholmißbrauch bei  
Verbindungsfesten, eine fast  
epidemische Ausbreitung  
bewußter Schnittverletzungen  
(hauptsächlich bei Frauen)  
und die leidigen Intrigen  
zwischen eifersüchtigen

Talenten. »Ich sehe meine Aufgabe hauptsächlich darin, die Studierenden zu ermutigen. Es ist schwierig, jemandem das Schreiben beizubringen.«

»Ermutigst du auch die Unbegabten?«

»Das muß man.«

»Vergeudest du nicht einfach ihre Zeit? Und die deine?«

»Dafür bin ich da. Ich

schätze, wenn ich einen wirklich hoffnungslosen Fall hätte, würde ich Alternativen vorschlagen. Wenn ich den Eindruck hätte, der Student käme überhaupt nicht zurecht. Aber ich bin ein bißchen feige, was Kritik anbelangt. Ich gebe ungern schlechte Noten.«

Er lächelte.

»Ich habe mit Mary Ndegwa zu Abend gegessen«,

sagte sie.

»Ich hatte kaum  
Gelegenheit, sie zu sehen.«

»Sie schildert sehr  
anschaulich, was sie verpaßt  
hat.«

»Nun, das ist die  
Quintessenz ihres gesamten  
Schreibens.«

»Ihr Sohn, Ndegwa,  
arbeitet im  
Finanzministerium.«

Thomas schüttelte den Kopf

– ein Mann, der sich weitgehend isoliert hatte und deshalb von Veränderungen verwirrt war; ein Mann, dessen Kind mit fünf Jahren das Leben verloren hatte.

»Baby Ndegwa«, sagte er mit einem Anflug von Wehmut.

»Ich war nie in der Lage, über Kenia zu schreiben. Es scheint nicht zu mir zu gehören.«

»Wir waren nur Besucher.«

In einem Nebenraum



begann ein Mann, Klavier zu spielen. Die Bar füllte sich jetzt sehr schnell. Sie und Thomas mußten lauter sprechen, um sich zu verstehen.

»Manchmal denke ich an Peter«, sagte Thomas. »Ich wünsche mir oft, ich könnte ihn einfach anrufen und mich entschuldigen.«

Linda nahm einen Schluck von ihrem Drink. »Ich kann

mich nicht erinnern, wie es war, mit ihm zu schlafen«, sagte sie. »Was wir gemacht haben, meine ich. Ich weiß, daß es passiert ist, aber ich habe keine Vorstellung davon. Und ich kann nicht verstehen, wie ich mit jemandem so intim sein konnte, ohne eine konkrete Erinnerung an die gemeinsamen Nächte zu haben. Ich weiß nicht, ob ich es einfach vergessen habe

oder ob ich bloß nicht besonders aufmerksam war.« Sie hielt inne und schüttelte den Kopf. »Wie schrecklich, so etwas zu sagen. Ich würde sterben, wenn ich mir vorstellen müßte, jemandem so wenig bedeutet zu haben, mit dem ich einmal verheiratet war.«

Thomas schwieg. Vielleicht unterdrückte er mühsam die Frage, ob sie sich an ihre

gemeinsamen Nächte  
erinnerte.

»Weißt du, daß wir nur  
viermal miteinander  
geschlafen haben?« fragte  
Thomas. »In all den Jahren.  
Viermal.«

»Genaugenommen«, sagte  
sie.

»Rich hat meine Frau  
gevögelt. Das habe ich durchs  
Fernglas gesehen. Er hat  
behauptet, es sei nicht wahr,

aber ich habe ihm nie geglaubt. Das war all die Jahre eine quälende Frage zwischen uns. Wenn ich recht habe, könnte ich ihm nie verzeihen, und das weiß er. Wenn ich unrecht habe, wird er mir nie verzeihen, daß ich ihn zu so etwas fähig halte. Wie auch immer, die Lage ist ziemlich verfahren zwischen uns.«

Sie wartete, daß Thomas

mehr über Rich sagte, aber er schwieg. Sie bemerkte, daß Thomas' Lippen ein wenig stärker zusammengepreßt waren, was ihn argwöhnischer aussehen ließ. Sie fragte sich: Gab es so etwas wie menschlichen Anstand?

»Danke für den Drink«, sagte sie. »Aber ich muß in mein Zimmer zurück. Ich mache mir Sorgen um meinen Sohn. Sein Freund bringt ihn

heute abend in eine Klinik, falls Marcus einverstanden ist.« Sie schwieg einen Moment. »Mein Sohn ist schwul.«

Thomas wirkte nicht schockiert, sondern fast ein bißchen ermattet angesichts der Eröffnung, als wären diese Neuigkeiten zuviel, um ertragen zu werden. »War das schwierig für dich?«

»Das? Nein. Nicht

wirklich.« Sie glitt vom Barhocker herunter. »Aber das andere wird schwierig sein.«

Es gab keinerlei Nachricht. Als Linda Marcus' Nummer wählte, sagte eine Stimme, Davids Stimme: »Sie sind mit dem glücklichen Heim von David Shulman und Marcus Bertollini verbunden.« Linda zuckte zusammen vor Scham



für Marcus.

»Das könnte heißen, daß sie auf dem Weg nach Brattleboro sind«, erklärte sie Thomas, der sich in einen Sessel in der Ecke des Zimmers gesetzt hatte. Sie legte sich ein Kissen in den Rücken, streckte die Beine auf dem Bettüberwurf aus und streifte die Schuhe ab.

»Was ist eigentlich aus Donny T. geworden«, fragte

sie plötzlich.

»Wie kommst du jetzt auf Donny?«

»Ich weiß nicht. Er stand immer auf der Kippe.«

»Zum Unheil, meinst du.«

»Oder zum großen Erfolg.«

»Es war der Erfolg. Er ist eine Art Banker und millionenschwer. Inzwischen wahrscheinlich Milliardär.«

Linda lächelte und schüttelte langsam den Kopf.

Sie dachte an Donny T. auf dem Rücksitz von Eddie Merullos Bonneville, wo er im trüben Licht einer einzelnen Laterne am Pier Dollarnoten zählte. Vielleicht war es nicht das Risiko gewesen, das all die Jahre die Attraktion ausgemacht hatte. Sondern einfach nur das Geld.

»Ich möchte dir von Billie erzählen«, sagte Thomas, was sie überraschte, bis sie ihn

ansah und spürte, daß ihm die ganze Zeit nichts anderes durch den Kopf gegangen war. Und sie dachte, daß dieses Bedürfnis, die Geschichte immer wieder zu erzählen, vermutlich nicht so verschieden war von dem einer Frau, die ein Kind geboren hatte und jedem, der es hören wollte, in allen Einzelheiten von dieser Tortur erzählte. Sie selbst hatte es

genauso gemacht.

»Ich spiele es im Kopf immer und immer wieder durch«, begann Thomas. »Ich stelle mir immer vor, wenn ich nur hineingreifen und ein winziges Detail erhaschen würde, nur eine einzige Tatsache, könnte ich ganz leicht alles ändern.« Thomas rutschte in seinem Sessel nach unten und stellte die Füße auf den Bettrand, benutzte ihn als

Schemel. »Es war von vornherein ein Schwindelauftrag. Jean war vom Globe engagiert worden, Fotos von einem Ort zu machen, an dem vor mehr als hundert Jahren zwei Frauen ermordet wurden. 1873. Auf den Isles of Shoals. Kennst du sie?«

Linda nickte. »Ich war allerdings nie dort.«

»Rich hatte diese Idee, daß

wir Jeans Auftrag, da Sommer war, mit ein bißchen Ferien verbinden könnten. Zu den Inseln hinaufsegeln und um sie herum, vielleicht bis nach Maine hinauf.« Thomas schwieg einen Moment. »Ich hasse Segeln. Es war immer Richs Sache.« Thomas schüttelte den Kopf. »Er hatte eine Frau mitgebracht, eine Frau, mit der er ausging und die ich ein paar Monate zuvor

auf einer Party kennengelernt hatte. Sie hieß Adaline, und sie war sehr nett – tatsächlich war sie ganz reizend –, aber vielleicht, ganz unbeabsichtigt, war sie auch gefährlich. Hast du je bei einem Menschen so ein Gefühl gehabt? Daß er oder sie gefährlich ist?«

Linda dachte einen Moment nach. Nur sie selbst war so gewesen, vor Jahren.

»Ich glaube inzwischen, daß



Adaline eine Art Katalysator war. Für irgendeine teuflische Sache, die sich gegen uns drei richtete – gegen mich, Jean und Rich.« Thomas schwieg einen Moment. »Eigentlich hat mich Adaline an dich erinnert. Sie sah so aus wie du in Afrika. Ich hatte dich seitdem nicht mehr getroffen, also warst du in meiner Erinnerung noch dieselbe Person wie damals. Und

unheimlicherweise trug auch sie ein Kreuz.« Er legte die Finger aneinander, während er sich erinnerte. »Ich konnte den Blick nicht von ihr wenden. Und sie kannte meine Gedichte. Und sagte sehr schmeichelhafte Dinge darüber. Und vor Schmeicheleien war ich noch nie gefeit.«

»Das ist keiner.«

»Jean hat das alles bemerkt

– es war ja auch nicht zu übersehen –, und es quälte sie natürlich, wie es jeden gequält hätte. Ich glaube nicht, daß Jean von Haus aus besonders eifersüchtig war. Bloß auf dem Boot war dem nicht aus dem Weg zu gehen. Was auch passierte auf dem Boot, man mußte damit leben. Es fand direkt vor deinen Augen statt, Stunde für Stunde.«

»Und Rich hat es auch

gesehen?« fragte Linda ruhig.

»Davon muß ich ausgehen.

Warum sonst hätte er vorgehabt, auf dieser Fahrt meine Frau zu vögeln? Jean und er kannten sich schon seit Jahren. Ich glaube nicht, daß vorher etwas zwischen ihnen war.« Thomas' Blick war nach innen gerichtet, durchforstete die Vergangenheit. »Nein, sicher nicht. Das hätte ich gespürt, glaube ich jedenfalls.«

Linda nickte.

»Zwischen allen herrschte angespannte Stimmung. Und Jean und ich ...« Er wandte kurz den Blick ab. »Zu sagen, wir hätten Probleme gehabt, klingt banal. Und das war es, es war banal. Aber es waren keine Probleme, die man hätte definieren, für die man eine Lösung hätte finden können, um dann weiterzumachen. Nein, es war eher so, daß

unsere ganze Ehe aus den Fugen geriet.«

Thomas seufzte.

»Also, was soll man tun?

Man hat eine wundervolle fünfjährige Tochter. Man kommt einigermaßen miteinander aus. Es gibt keine nennenswerten Krisen. Gibt man eine Ehe auf, weil man das vage Gefühl hat, daß etwas nicht in Ordnung ist? Und natürlich weiß man nicht

sicher, ob die Ehe  
unwiderruflich zerbrochen ist.  
Ein Teil in einem gibt die  
Hoffnung nicht auf, daß es  
sich wieder kitten ließe.«

»Wie meinst du das?«

»Verstehst du? Das ist ja  
genau das Problem. In jeder  
Ehe arbeitet man immer auf  
etwas hin, aber man ist nie  
sicher, wann man es erreicht  
hat. Ob man es schon erreicht  
hat. ›Gibt es noch mehr?‹

fragt man sich ständig.«

Er zog seine Krawatte unter dem Kragen heraus, faltete sie zusammen und legte sie auf die Sessellehne. »Jean und ich schliefen nicht miteinander. Das hatten wir ohnehin nicht oft getan. Also mußten wir uns auch noch damit auseinandersetzen, weil wir von allen Seiten damit konfrontiert wurden. Mit Sex. Am Morgen konnte man Rich



und Adaline in der vorderen Kabine vögeln hören. Das habe ich ja schon gesagt.«

Vögeln war ein so ordinäres Wort, dachte Linda. Er mußte noch immer eine gehörige Wut haben. Er klang verbittert.

»Ich weiß, Jean war jahrelang der Meinung, ich hätte sie benutzt. Gleich nachdem ich sie kennengelernt habe, gab es

diese unheimliche Periode, als ich nach einer langen fruchtlosen Phase wieder zu schreiben anfang. Jahrelang hatte ich mich mit Schreibblockaden herumgeschlagen. Jean dachte, ich bliebe deshalb bei ihr, weil sie eine Art Muse für mich sei. Ich war nie in der Lage, sie von dieser Vorstellung abzubringen.« Er strich sich über das Haar, das

sich offenbar noch immer  
ungewohnt anfühlte. »Und  
alles wurde noch  
komplizierter durch die  
Tatsache, daß ich ihr gleich  
am Anfang – bevor ich Jean  
richtig kannte und wußte, daß  
wir heiraten würden – von dir  
erzählt habe. Sie wußte, daß  
ich dich liebte.« Er holte  
Atem. »Das war ein  
Problem.«

Linda verschränkte die

Arme über der Brust. Warum beunruhigte sie das Wissen darum so sehr?

»Wie löst man diese Unbekannte in der Gleichung?« fragte Thomas.  
»Wie löst man ein solches Problem?«

Linda atmete langsam und gleichmäßig. Der Raum war kalt, und sie rieb sich die Arme.

»Am zweiten Tag, als wir

dort angekommen waren,  
fuhren Jean und Rich zu der  
Insel, wo die Morde  
geschehen waren. Wir gingen  
direkt vor der Insel vor Anker  
– sie hatte einen  
phantasievollen Namen:  
Smuttynose –, und Adaline  
und ich blieben allein auf dem  
Boot zurück. Wir unterhielten  
uns bloß. Sie hatte durch eine  
üble Scheidung ihre Tochter  
verloren und erzählte mir

davon.« Er kratzte sich wieder am Kopf. »Was für eine Ironie. Wenn man sich vorstellt, daß ich sie tröstete, und ein paar Stunden später sollte ich derjenige sein, der eine Tochter verlor.« Einen Moment lang legte er den Kopf in die Hände, dann sah er auf. »Zufällig entdeckte ich Leute drüben auf der Insel und dachte, es seien Rich und Jean. Ich wollte ihnen

zuwinken. Ich nahm das Fernglas und sah, wie Rich und Jean sich umarmten. Jean war von der Taille aufwärts nackt.«

Linda hielt den Atem an. Das Bild war schockierend, sogar in einer Welt voller schockierender Bilder.

»Ich sah eine Weile zu, dann ertrug ich es nicht mehr. Ich warf das Fernglas über Bord. Adaline fragte immer

wieder: ›Was ist, Thomas?  
Thomas, was ist?‹, aber ich  
konnte nicht sprechen. Und  
ich weiß nicht, warum es  
mich so quält, selbst jetzt  
noch. Nachdem alles  
andere ...«

Er lehnte sich im Sessel  
zurück.

»Es war dein Bruder«, sagte  
Linda. »Sie war deine Frau.«

Er nickte.

»Es war geradezu biblisch«,



sagte sie.

Wieder nickte er. »Was ist Sex eigentlich?« fragte er.

»Vor dem Schwager das Hemd ausziehen, ist das schon Sex? Genaugenommen? Wo siehst du da die Grenze?«

»Es gibt keine.«

»Eben.« Er holte tief Luft.

»Ich war vollkommen wahnsinnig danach. Ich konnte nicht mehr klar denken. Ich war so verdammt

abwesend. Und dann, als sie zurückkamen ...« Er hielt inne. »Ein Sturm hatte sich zusammengebraut. Ein schlimmer Sturm. Ich bin kein großer Segler, aber selbst ich wußte, daß er schlimm war. Es war gar keine Zeit, Rich oder Jean zur Rede zu stellen.« Thomas schüttelte beständig den Kopf, während er sprach. »Und wegen des Sturms und der gespannten Stimmung

paßte keiner von uns richtig auf.«

Er erhob sich plötzlich, als müßte er für den Rest der Geschichte seinen ganzen Mut zusammennehmen. Er ging zum Fenster. »Wir dachten, Billie sei sicher bei Adaline. Adaline war seekrank und lag mit Billie, der es selbst übel zu werden begann, in der vorderen Kabine. Rich, Jean und ich versuchten, das Boot

zu stabilisieren und das Ufer zu erreichen.« Thomas rieb sich die Augen, wie nur ein Mann es tat: energisch, fast wütend. »Adaline ließ Billie auf dem Bett liegen und stieg durch die vordere Luke nach oben, um Luft zu schöpfen. Wahrscheinlich auch, um sich zu übergeben. Ich weiß, sie dachte, Billie würde nicht vom Bett aufstehen.«

Thomas begann, auf und ab

zu gehen. Er ging durch die Glastüren in den Wohnraum hinüber. Er nahm eine kleine Vase und stellte sie wieder hin. Er kam ins Schlafzimmer zurück. »Jean und ich hatten versucht, Billie die Schwimmweste anzulegen. Ich glaube, wir dachten, wir hätten es getan, aber vielleicht wurden wir unterbrochen, ich weiß es nicht mehr. Aber wir hätten es wissen sollen. Billie

wollte sie nicht tragen, und wir wußten besser als jeder andere, wie stur sie sein konnte. Wir hätten sie zwingen müssen, sie anzuziehen, und sie ständig im Auge behalten müssen. Wenn nötig, sie am Boot festbinden müssen.«

Linda schloß die Augen. Es genügte ein Moment der Unaufmerksamkeit. Man fuhr rückwärts aus der Einfahrt

und bemerkte nicht, daß das Kind hinters Auto gelaufen war. Man hatte Streit mit dem Ehemann und sah nicht, daß das Baby auf den Fenstersims geklettert war. Eine Sekunde nur. Mehr brauchte es nicht.

»Adaline fiel über Bord. Ich sprang ihr nach. Rich versuchte, das Boot im Gleichgewicht zu halten. Jean war außer sich. Und dann ... Und dann war es Rich, glaube

ich, der es als erster bemerkte.« Thomas sah zur Decke. »O Gott, das ist unsere Strafe, nicht wahr? Diese Erinnerungen. Es war wie ein Eispickel in der Brust. Der Körper weiß es schon, obwohl der Geist es noch nicht begreifen will. ›Wo ist Billie?‹ rief Rich.«

Thomas hielt inne. Er sah Linda an. »Und das war's«, sagte er. »Das war das Ende



meines Lebens, wie ich es gekannt hatte.«

»Thomas.«

Sie hatten keine Worte. Sie, die nach Worten schürften, Worte erfanden.

»Monatelang war ich vollkommen wahnsinnig. Verrückt. Ich wachte mitten in der Nacht auf, schreiend. Rich kam ins Zimmer gelaufen – er blieb die ganze Zeit über bei mir – und mußte mich aufs

Bett niederdrücken.«

»Thomas.«

Er lehnte am Türpfosten,  
die Hände in den Taschen,  
unerklärlicherweise hingen  
seine Hemdzipfel heraus. »Ich  
glaube, es war wichtig, daß  
ich dir diese Geschichte  
erzählt habe.«

Ihre Blicke trafen sich,  
keiner sprach. Die Erde hätte  
sich einmal um sich selbst  
drehen können, während sie

schwiegen.

»Ich werde nicht mit dir schlafen, solange du auf Nachricht von deinem Sohn wartest«, sagte Thomas schließlich. »Obwohl ich es gern täte.«

Linda zog die Knie hoch und legte den Kopf darauf, so daß Thomas ihr Gesicht nicht sehen konnte. Er machte keine Anstalten, sie zu berühren, ganz so, wie er

gesagt hatte.

›Die Einzelheiten machen es unerträglich‹, dachte sie.

Sie preßte die Stirn fest an ihre Beine. Sie wußte, daß jede Bewegung, egal welche, alles ausdrücken würde, was zu sagen war. Wenn sie sich erhob und zum Fenster ging, wüßten sie beide, daß die Vergangenheit sich nicht wiederbeleben, die Zukunft sich nicht retten ließe. Und

dann würde Thomas seine Krawatte und sein Jackett nehmen und sie vielleicht fragen, wann ihr Flugzeug ginge, sie vielleicht sogar auf die Wange küssen, obwohl diese Geste bedeutungslos wäre, vollkommen unwichtig, und es sich sogar erübrigen würde zu fragen, was hätte sein können. Denn aufzustehen und zum Fenster zu gehen, würde alle Fragen

auslöschen, ein für allemal.

»Das hätte ich nicht sagen sollen«, sagte er.

»Du kannst alles sagen, was du willst.«

»Es ist Sex und Trauer«, erklärte er. »Dazwischen besteht eine Verbindung, die ich nie begriffen habe.«

›Das Bedürfnis, am Leben zu bleiben‹, dachte sie, sprach es aber nicht aus.

»Ich gehe jetzt«, sagte er,

an der Tür stehend.

Sie hielt den Atem an. Sie würde ihn nicht aufhalten.

Aber sie wollte ihn auch nicht gehen sehen.

Sie hörte, wie er den Raum durchquerte. Sie erstarrte, dachte, er würde sie berühren. Aber dann hörte sie das Knistern des seidenen Futters in seiner Jacke, als er hineinschlüpfte. Sie wartete, bis sie das leise Klicken der

äußeren Tür hörte.

Sie sah auf und konnte kaum fassen, daß er wirklich gegangen war. Sie wartete und dachte, er käme jeden Moment wieder zurück, würde ihr sagen, daß er es sich anders überlegt habe oder ihr noch mehr erzählen müsse. Aber er kam nicht zurück, und die Leere des Raums wurde ihr bewußt: eine Leere, die vielleicht für immer so bliebe.



Ein flüchtiges Gefühl der  
Erleichterung – Erleichterung,  
daß sie sich nicht berührt  
hatten, nicht hatten  
entscheiden müssen, wie sie  
miteinander umgehen sollten  
– machte einer stillen,  
niederschmetternden Wut  
Platz. Der Wut vielleicht,  
verlassen, allein  
zurückgelassen worden zu  
sein; der Wut sicherlich, daß  
viele ungesagt geblieben

war. Eine Weile schwankte sie zwischen diesem aufkeimenden Zorn und dem Gefühl unendlichen Mitleids.

Draußen hatte heftiger Regen eingesetzt. Mehr als heftiger Regen – dichte Wasserschwaden schlugen gegen die Fenster. Sie fühlte sich genauso instabil wie das Wetter. Sie zwang sich, auf dem Bett sitzen zu bleiben, zwang sich, Thomas fortgehen

zu lassen. Aber irgendein starker Drang – vernichtend und verlockend zugleich – trieb sie zur Tür.

Sie fand ihn vor dem Aufzug stehend. Noch immer hielt er die Krawatte in der Hand. Er sah erschöpft aus und leicht benommen, wie ein Mann, der gerade Sex hatte und in sein Zimmer zurückkehrte.

»Warum hast du mich an

jenem Morgen in Afrika verlassen?« fragte sie.

Die Frage verblüffte ihn, das sah sie. Inmitten der Stille hörte sie durch das Fenster am Ende des Gangs hupende Autos und eine Polizeisirene, die Sirene hatte einen anderen Klang, eher europäisch als amerikanisch. Ein Zimmerkellner schob einen ratternden Servierwagen durch den Gang und drückte

auf den Aufzugknopf, der, wie Linda erst jetzt bemerkte, noch nicht gedrückt worden war. Thomas hatte den Aufzug nicht gerufen.

»Ich mußte es tun«, sagte er schließlich.

Sie holte tief Luft.

»Warum? Warum mußtest du?« Ihre Stimme hob sich, was hier im Gang nicht angemessen war.

»Regina«, sagte Thomas

abwesend, als begriffe er nicht, daß die auf der Hand liegende Antwort nicht die richtige war. »Regina war ...«

»War was?«

»Linda, was soll das?«

»War was?« Ihre Stimme war jetzt so laut, daß sie nirgendwo angemessen geklungen hätte.

»Regina war außer sich. Sie sagte, sie würde sich umbringen. Sie sagte ständig,

ich würde damit zwei Menschen umbringen. Ich wußte, daß ich sie in Afrika nicht allein lassen konnte.«

»Mich hast du in Afrika allein gelassen.«

»Es war deine Entscheidung.«

»Meine Entscheidung?«  
Eine Stimme in ihrem Innern sagte: ›Sei vorsichtig. Das ist Jahre her.< Aber sie war nicht sicher, ob sie die Worte

zurückhalten konnte. Einige Wunden heilen nie, stellte sie leicht erstaunt fest.

»Ich hatte angenommen, wir würden schließlich eine Möglichkeit finden, zusammen zu sein«, sagte sie. Der Aufzug kam, aber Thomas stieg nicht ein. Heilfroh machte sich der Kellner davon.

»Nun, dafür hast du ja gesorgt, nicht wahr?« sagte



Thomas, unfähig, einen leichten Anflug von Sarkasmus zu unterdrücken.

»Hättest du selbst es getan?« fragte sie scharf.

»Schließlich?«

»Ja, natürlich hätte ich es getan. Ich habe dich mein Leben lang geliebt. Das habe ich dir gesagt. Aber damals, genau in dieser Nacht, war es undenkbar, Regina allein zu lassen. Das weißt du so gut

wie ich.«

Ja, das wußte sie. Die Wahrheit war immer belebend, dachte sie.

»Und danach war alles kaputt«, fügte er hinzu. »Wir haben es kaputtgemacht. Wir haben versäumt, uns das Chaos vorzustellen.«

»Ich würde mein Leiden jederzeit gegen Reginas Leiden aufrechnen«, sagte sie.

Der Streit schien ihn

abzustößen. Sie wußte, daß ihr dies später am meisten leid täte: Daß sie in ihrem Zorn gewöhnlich geworden war. Daß sie von einem Moment zum anderen zur Xanthippe geworden war.

»War es denn gar nichts wert?« fragte sie. »Lohnte sich die Mühe für unser Zusammensein nicht? Gib zu, du hast nicht an uns geglaubt.«

Ihre Fragen erstaunten sie ebenso sehr wie ihn. Und warum stellte sie sie? Bedauerte sie wirklich die Wahl, die ihr ihre Kinder beschert hatte? Die Wendung des Schicksals, die Maria und Marcus hervorgebracht hatten? Hätte sie sich gewünscht, sie hätte Vincent nicht getroffen, nicht geheiratet? Natürlich nicht.

»Außer an Billie habe ich

fünfunddreißig Jahre lang  
kaum an etwas anderes  
gedacht«, sagte Thomas ruhig.

Sie sah auf den  
gemusterten Teppich. Sie  
betete, Thomas würde nicht  
über den Gang kommen und  
sie umarmen. Sie beide darauf  
reduzieren. Sie erwog, dies  
auszusprechen, es ihm zu  
verbieten.

Sie war sicher, er würde sie  
jetzt verlassen, sie verlassen,

um die Erinnerung an die letzten Minuten auszulöschen. An das ganze Wochenende vielleicht. Als hätten sie sich nicht getroffen, nicht gesehen, nach all den Jahren.

Sie hatte nicht mehr die Kraft für all das.

Irgendwo im Gang hörte sie ein Telefon läuten. Es klingelte zwei-, dreimal, bevor sie registrierte, woher es kam. Und dann trieb sie der

mütterliche Instinkt, der niemals ruhte, den Gang hinunter, bis sie bei ihrem Zimmer war. Es war ihr Telefon. Mist, dachte sie. Es war sicher Marcus. Sie drehte den Türknopf.

Natürlich. Sie hatte sich ausgesperrt.

»Ich geh runter und hol einen Schlüssel«, sagte Thomas, als er neben ihr angelangt war.

»Sie werden dir keinen geben. Außerdem wäre es ohnehin zu spät.« Das Telefon klingelte weiter. ›Es muß wichtig sein‹, dachte sie. Sie war jetzt sicher, daß Marcus anrief. ›Wie konnte ich bloß so dämlich sein?‹ Wieder rüttelte sie am Türknopf.

Thomas stand tatenlos neben ihr. Das Telefon klingelte immer noch. Sie wünschte, es würde aufhören.



Der Streit zwischen ihnen war nebensächlich geworden.

»Eigentlich«, sagte Thomas, »ist es irgendwie komisch.«

Sie sah wieder zu ihm auf. Er rieb sich das Kinn, um ein Lächeln zu unterdrücken. »Er hat recht«, dachte sie. Es war komisch. Zuerst das ganze Drama, und jetzt die Posse mit der verschlossenen Tür.

»Eine Farce, nach allem«, sagte sie.

Sie hörte Schritte hinter sich. »Entschuldigen Sie, brauchen Sie einen Schlüssel?« Auf dem Wagen des Zimmermädchens lagen Frühstückskarten und kleine Schokoladentäfelchen. Das Mädchen kam, um das Bett aufzuschlagen. Diesen Dienst würde Linda nie mehr abweisen.

Sobald sie im Zimmer war, rannte Linda zum Telefon, in

der Hoffnung, es würde nicht zu klingeln aufhören, bevor sie es erreicht hatte. Sie lauschte der Stimme am anderen Ende. Ihre freie Hand fuhr nach oben und machte unbeholfen flattrige Bewegungen. Thomas, neben ihr, ergriff ihre fahrige Hand und hielt sie fest.

»Ich bin so erleichtert, deine Stimme zu hören«, sagte sie halb lachend, halb

weinend. Sie ließ sich schwer aufs Bett sinken. Thomas setzte sich neben sie und ließ ihre Hand los.

Linda drehte sich um und formte mit den Lippen die Worte: »Es ist gut. Es ist Marcus.«

»Tut mir leid wegen David«, sagte Marcus, der sich bemerkenswert klar bei Verstand anhörte. »Ich weiß, daß er manchmal ein

Arschloch sein kann. Ich war zu angeschlagen, um mich zu wehren. Ich wollte mit dir sprechen, aber er war ...«

»Fürsorglich.«

»Ja.«

»Wo bist du?«

»Ich bin hier. In

Brattleboro.« Es folgte eine Pause. »Mom, ist alles in Ordnung mit dir?«

»Ich bin gerannt, um zum Telefon zu kommen. Ich hatte

mich ausgesperrt. Es ist eine lange Geschichte. Ich bin froh, daß du es so oft hast läuten lassen.«

»Wir dürfen nur einen einzigen Anruf machen. Wie im Gefängnis. Ich war nicht sicher, ob ich es noch einmal versuchen könnte.«

»Wie geht's dir?«

»Wahrscheinlich sollte ich vor Angst die Hosen voll haben, aber ehrlich gesagt,

empfinde ich bloß  
Erleichterung.«

»O Marcus.«

Sie legte die Hand auf die  
Muschel. »Marcus ist in  
Brattleboro«, sagte sie zu  
Thomas.

»Mom, mit wem sprichst  
du?«

»Mit einem Mann, Marcus.  
Einem Mann, den ich früher  
gekannt habe. Vor deinem  
Vater.«

»Wirklich? Hört sich aufregend an.«

Sie schwieg.

»Sie lassen uns nur fünf Minuten telefonieren«, sagte Marcus. »Das hat man mir gesagt. Und ich darf pro Woche nur zweimal anrufen.«

»Ist David bei dir?«

»Nein, sie haben ihn weggeschickt. Fast sofort. Ich glaube, die Theorie ist die, daß Leute von zu Hause einen



in Gefahr bringen. Sie möchten sie so schnell wie möglich loswerden.«

Sie war natürlich jemand von zu Hause.

»Aber sie erlauben Besuche. Sie laden dich ein zu kommen. Tatsächlich, glaube ich, daß sie darauf bestehen, daß du kommst. Sie halten Ganztagsseminare ab, damit du lernen kannst, wie du mit mir umgehen sollst, wenn ich

nachher zu Hause bin.«

Sie lächelte. Marcus' Ironie würde ihm helfen, das Ganze durchzustehen. Oder war die Ironie ein Teil des Problems?

»Du mußt zusammen mit David kommen«, fügte Marcus zögernd hinzu.

»Ich mag David«, sagte Linda.

»Nein, das tust du nicht. Manchmal bin ich mir selbst nicht sicher, ob ich es tue. Du

weiß ja, daß man jemanden  
lieben kann, aber sich  
dennoch manchmal fragt,  
warum man mit ihm  
zusammen ist?«

»Ja. Ja, das weiß ich.«

»Ich muß Schluß machen.

Neben mir steht ein Mann,  
der mir sagt, daß ich  
einhängen soll. Ich kann  
Maria nicht anrufen. Ich hatte  
nur einen Anruf ...«

»Ich ruf sie an«, sagte Linda

erleichtert, eine Aufgabe bekommen zu haben. »Mach dir deswegen keine Sorgen.«

»Ich liebe dich, Mom.«

Mit welcher

Unbefangenheit er das sagte.

»Du tust das Richtige, Marcus. Du machst das großartig.«

»Mom, nur eine Frage. Wußtest du es? Hast du gewußt, daß ich ... Alkoholiker bin?«

Nicht die Wahrheit zu sagen wäre jetzt verheerend.

»Ja«, sagte sie.

»Oh, ich wollte es bloß wissen.«

Jetzt war nicht der Zeitpunkt, darüber zu diskutieren, warum sie sich geweigert hatte, es offen auszusprechen. »Ich liebe dich auch, Marcus«, sagte sie statt dessen.

Noch eine ganze Weile,

nachdem er aufgelegt hatte, hielt sie den Hörer in der Hand. Sie versuchte, sich Marcus in Brattleboro vorzustellen, aber sie sah nur ein Gefängnis vor sich und einen Wärter, der neben ihrem Sohn stand. Es würde viel härter werden, als er oder sie sich vorstellen konnten.

»Es muß doch eine gewisse Erleichterung sein, zu wissen, daß er in Sicherheit ist«, sagte

Thomas.

Und sie nickte, weil er etwas Wahres ausgesprochen hatte, obwohl sie wußte, daß er ohne weiteres mit der gleichen Anteilnahme hätte hinzufügen können: ›Keiner von uns ist sicher.<

Eine Zeitlang saßen sie zusammen auf dem Bett und dachten über den Anruf nach, schweigend. Schließlich war

sie es, die sich ihm zuwandte. Sie sagte seinen Namen. Nicht um das Wunder lebendig zu halten, sondern einfach zum Trost, wie zwei Menschen, die sich in den Bergen verirrt haben und die Körper aneinanderpressen, um sich warm zu halten. Sie legte die Hand auf sein Hemd, worauf er, mit einem hoffnungsvollen Aufleuchten im Gesicht, mit ihrem Namen antwortete.



Nicht mit Magdalene diesmal,  
sondern mit Linda, womit er  
alle Künstlichkeit abstreifte, so  
daß nur noch Klarheit  
übrigblieb.

Und dann, wie vielleicht zu  
erwarten, vielleicht  
vorauszusehen war,  
verwandelte sich ihre Geste in  
eine sexuelle. Wie ein Tier  
beschnupperte Thomas ihr  
Haar, und sie wurde  
gleichermaßen vom Duft

seiner Haut erregt. Es gab so viel wiederzuerkennen, und doch war alles anders. Sie konnte die Höcker seines Rückgrats nicht fühlen, wie sie es früher gekonnt hatte, und sie hielt den Atem an, als seine Hand über ihren Bauch strich und ihre Brust berührte. Einen Moment lang hatte die Geste etwas Verbotenes an sich, und sie mußte sich klarmachen, daß jetzt nichts

mehr verboten war. Und diese Erkenntnis war so überraschend, daß sie sie fast ausgesprochen hätte, wie jemand, der plötzlich mit einer Wahrheit herausplatzt. Sie drehte das Gesicht zur Seite, als er ihren Hals und ihr Schlüsselbein küßte. Wie lange war es wohl her, daß er mit einer Frau geschlafen hatte? Jahre? Eine Woche? Sie wollte es nicht wissen.

In schweigendem  
Einverständnis standen sie auf  
und zogen ihre Kleider aus,  
wobei jeder vermied, den  
anderen anzusehen, obwohl  
sie sich gemeinsam  
umdrehten, um die Decke  
zurückzuschlagen, wie ein  
Ehepaar es tun würde. Als sie  
nebeneinander auf die  
seidigen Laken glitten, dachte  
sie daran, daß sie früher kein  
Bett hatten und die Betten

später, genauso wie die  
gemeinsamen Minuten,  
immer gestohlen, nie die ihren  
gewesen waren. Und dieser  
Gedanke löste eine Flut von  
Bildern aus, die  
verlorengegangen waren,  
flüchtige Augenblicke, die von  
all dem, was danach  
geschehen war, ausgelöscht  
worden waren. Sie roch einen  
feuchten, von Salz  
durchdrungenen Pier, ihr Slip

war naß von Meerwasser. Sie sah in einem fremden Land ein Schlafzimmer, dessen Dach zum Himmel geöffnet war. Sie sah einen Jungen, der scheu in einer Eingangstür stand, mit einer Schachtel, die er selbst verpackt hatte. Sie spürte Thomas' Atem an ihrem Hals und eine Lockerung in ihren Gliedern. Sie sah ein Glitzern auf dem Wasser, während zwei

Teenager auf einem Hügel über dem Atlantik saßen und sich sehnlichst wünschten, das Licht festzuhalten, als wäre es Wasser oder Nahrung und könnte wie ein Vorrat gespeichert werden.

Thomas flüsterte in ihr Ohr. Sie hob die Hand und berührte seine Narbe, strich mit den Fingern darüber. Sie fragte sich, wie seine Bilder aussahen, was an ihm

vorüberzog. Oder war es einfacher für einen Mann? Hatte Thomas vielleicht, von der Begierde angefacht, ein Gefühl von Sendung, wenn er sie mit seinem wundervollen Gespür für den richtigen Moment, für das richtige Maß, berührte?

»Ich habe dich immer geliebt«, sagte er.

Sie legte die Finger auf seine Lippen. Sie wollte keine



Worte, sie, die normalerweise inständig danach verlangte, die sich, wenn nötig, völlig entäußerte, um sie zu bekommen. Aber jetzt, dachte sie, jetzt konnte alles mit dem Körper gesagt werden. Es gab Einzelheiten, kleine Details, wie etwa die weichen Stellen an seiner Taille oder das dünner werdende Haar, mit denen sie sich nicht aufhalten würde. Verleugnung war

zuweilen wesentlich bei Sex oder Liebe, dachte sie.

Thomas glitt mit den Lippen über ihre Rippen, und es war herrlich, und sie war froh, daß dies nicht verlorengegangen war. Und dann bewegte er sich gegen sie, und sie hatte das Gefühl, als strebe sie wieder dem Licht auf dem Wasser entgegen, als zerbräche das Licht in Millionen kleine Teile, die

ineinander verschmolzen und dann zersplitterten, bis das grelle Funkeln fast zu blendend war, um es auszuhalten. Thomas richtete sich auf und betrachtete sie, die jetzt keine Scheu empfand, die ihren Körper jetzt stolz gezeigt hätte, der ihr so viel Freude bereitete. Und als sie kam, mit fest geschlossenen Augen (diese blendenden Lichtsplitter), sagte er ihren

Namen, und, o Gott, er klang nicht gewöhnlich aus seinem Mund, ganz und gar nicht gewöhnlich. Sie öffnete die Augen und sah die gleiche Freude, die seinen Körper, sein Gesicht erschauern ließ, und nichts, dachte sie, nichts war schwächer geworden. Es war, wie es immer gewesen war, die Erinnerung vermischte sich mit der Gegenwart, bis sie das Hier

und Jetzt nicht mehr von der  
Vergangenheit zu  
unterscheiden vermochte.

Und wer konnte sagen,  
welcher Stolz oder welche  
Dankbarkeit den Mann  
erfüllte, der zur Seite rollte  
und sie umschlungen hielt?  
Ließ er sich, genau wie sie,  
träumend in die  
Vergangenheit zurücktreiben?

Eine Stimme im Gang weckte

sie auf, und sie bemühte sich,  
durch die Jalousien zu sehen.  
Es war immer noch dunkel,  
mitten in der Nacht. Sie spürte  
Thomas' Atem an ihrer  
Schulter. Sie dachte sofort,  
daß ihr gemeinsames  
Kommen archaisch und  
primitiv war. Im Rückblick  
gesehen, schien es tatsächlich  
vorbestimmt gewesen zu sein.  
Und zum erstenmal, seit  
Vincent gestorben war, fühlte

sich Linda erleichtert, allein auf der Welt zu sein, daß der körperlichen Liebe mit Thomas nichts Heimliches und Verbotenes mehr anhaftete.

Ihr Fuß war taub geworden, sie versuchte, ihn aus der Verschlingung ihrer Gliedmaßen zu ziehen, ohne Thomas dabei zu wecken. Aber er wachte ohnehin auf und zog sie enger an sich, als fürchte er, sie wolle ihn

verlassen. »Geh nicht weg«, sagte er.

»Das werde ich nicht«, sagte sie beruhigend.

»Wie spät ist es?«

»Ich weiß nicht.«

Er küßte sie. »Bist du ...?«

Er hielt inne, ganz gegen seine Art um Worte verlegen.

Sie lächelte. Thomas brauchte eine Versicherung wie jeder Mann. »Ich fühle mich wunderbar.«



Beruhigt streckte er sich an ihrem Körper aus. »Es gibt mehr Erfahrungen im Leben, für die es keine Worte gibt, als du denken würdest«, sagte er.

»Ich weiß.«

Das Gesicht einander zugewandt, lagen sie nebeneinander, die Augen geöffnet.

»Ich werde dich nicht fragen, was du gedacht hast«, sagte sie.

»Du kannst mich alles fragen.«

»Nun, ich dachte an den Tag, als wir auf einem Hügel über dem Wasser saßen«, sagte sie.

»Das war das erste Mal, daß ich dich weinen sah«, sagte er.

»Wirklich?«

»Du hast geweint wegen all der Schönheit, wie Kinder es tun.«

Sie lachte. »Das kann ich jetzt nicht mehr. Diese starke, unmittelbare Empfindung für Schönheit ist dahin. Gedämpft.«

»Übrigens habe ich an die Nacht auf dem Pier gedacht, als du im Slip ins Wasser gesprungen bist.«

»Mein Gott, ich kannte dich nicht einmal.«

»Mir hat es gefallen.« Er hielt sie mit einem Arm fest

und zog mit dem anderen die Decke herauf. »Hör zu, ich möchte jetzt bei dir schlafen. Aber du mußt mir versprechen, mich nicht zu verlassen, während ich schlafe.«

»Das verspreche ich«, sagte sie. Obwohl sie beide wußten, daß Versprechen nicht mehr unbedingt eingehalten werden konnten.

Auf den Tischen prangten weiße Tischtücher, und Tablett mit Lachs und schweres Silberzeug standen darauf. Im Hintergrund hörte sie das gedämpfte Surren eines Staubsaugers. Es waren fast dreißig leere Tische, dennoch wartete sie, einen Platz zugewiesen zu bekommen, während eine bucklige Bedienung auf einem Plan nachsah. Als Linda zu

ihrem Tisch geführt wurde,  
fiepte das Handy eines  
Mannes mit einer der üblichen  
Melodien.

Sie mochte die Anonymität  
beim Frühstück, die  
Möglichkeit, andere  
beobachten zu können. Neben  
ihr sprachen eine ältere Frau  
und deren Tochter über die  
Chemotherapie einer anderen  
Frau. Linda befühlte das  
Tischtuch und fragte sich, ob

die Tischwäsche jeden Tag gewaschen und gestärkt wurde.

Thomas stand am Eingang des Speisesaals, frisch geduscht, in weißem Hemd und grauem Pullover mit V-Ausschnitt. Er hatte sie noch nicht entdeckt, und so konnte sie ihn einen Moment lang eingehend betrachten. Er wirkte größer und straffer als am Tag zuvor, weniger

ungepflegt und auch  
entspannter. Oder glücklicher.  
Ja, es mochte Glück sein.

»Du bist schnell«, sagte er  
und meinte ihr Duschen und  
Anziehen. Er faltete seine  
Serviette auf und legte sie  
über den Schoß. Die bucklige  
Bedienung brachte sofort eine  
weitere Tasse Kaffee an den  
Tisch.

»Ich war hungrig«, sagte  
sie.



»Ich bin total  
ausgehungert.«

Sie lächelte. Die Sache  
könnte peinlich werden.  
Abmachungen, zögernde  
Versprechungen waren zu  
erwarten. ›Warum planen wir  
kein Treffen?‹ müßte einer  
von ihnen sagen. ›Ich würde  
dich gern wiedersehen‹,  
könnte der andere sich  
gezwungen fühlen zu  
antworten. Sie fragte sich, ob

es möglich war, in den Tag hinein zu leben, die Zukunft nicht zu planen, sich nicht einmal zu erlauben, daß der Gedanke an die Zukunft überhaupt ins Bewußtsein trat. Obwohl solche Überlegungen nötig und seit Urzeiten üblich waren, seit den Tagen des Sammelns und Hortens bestand die Notwendigkeit, für die mageren Zeiten

vorauszuplanen.

»Wann geht deine Maschine?« fragte er.

»Ich muß gleich nach dem Frühstück zum Flughafen fahren.«

»Ich komme mit dir«, sagte er schnell.

»Wann fliegst du?«

»Erst am Nachmittag. Aber ich werde nicht hierbleiben. Ich warte lieber auf dem Flughafen.«

Sie würden mit  
verschiedenen Flugzeugen  
nach Hause zurückkehren. Es  
schien vergeudete Zeit zu  
sein, all die Stunden  
getrennten  
Eingeschlossenseins.

Sie bestellten  
verschwenderisch, und es war  
unmöglich, in dieser  
Verschwendung nicht eine Art  
Feier zu sehen. Als die  
Bedienung fort war, ergriff

Thomas Lindas Hand und hielt sie leicht an den Fingern fest. Die Männer in Golfhemden am Nebentisch sahen im Vergleich zu Thomas wie Jungen aus. Unpassend gekleidet. Ungehobelt.

»Hull ist nicht so weit entfernt von Belmont«, sagte Thomas zaghaft.

»Wir könnten uns irgendwann in Boston zum Abendessen treffen«, bot sie

an.

»Du könntest – theoretisch  
– deine Tante in Hull  
besuchen.«

Sie lächelte. »Ja.

Theoretisch könnte ich das.«

»Ich möchte deine Kinder  
kennenlernen«, sagte er.

»Sie sind beide im Moment  
in geschlossenen Anstalten.«

Thomas zog eine  
Augenbraue hoch.

»Ich meine nur, daß Maria

im Johns Hopkins wohnt, wo sie ein Praktikum absolviert.«

Thomas nickte. Am anderen Ende des Frühstücksraums sah sie den Mann, dessen Schirm am Eingang des Hotels kaputtgegangen war. Er aß allein und las Zeitung. Neben sich hörte sie die ältliche Tochter sagen: »Und wann fängst du wieder mit deiner Therapie an, Mom?«

»Ich liebe Himbeeren«,  
sagte Thomas und stellte  
Überlegungen über deren  
Seltenheit in dieser nördlichen  
Stadt an, noch dazu im April.  
»Gekochte Himbeeren vor  
allem. Jean machte immer  
diese Muffins. Haferkuchen  
mit Himbeeren und Pfirsichen.  
Gott, waren die köstlich.«

Ein Gefühl, nicht unähnlich  
einem Frösteln, durchfuhr  
Linda. Mit diesem Frösteln



ging die seltene Gewißheit einher, daß sie genau dort war, wo sie sein sollte. Wie eine Idee, eine Erinnerung, die perfekte Möglichkeit aus einer unendlichen Anzahl. Und ob sie diesen Gedanken aus der Not heraus erfand oder ob er ihr einfach zugeflogen war, konnte sie nicht sagen. Sie wollte es auch nicht wissen. Sie und Thomas würden zusammen im Taxi zum

Flughafen fahren, eine Fahrt, an die sie sich für den Rest ihres Lebens erinnern würde, und ihr Leben würde lange währen, entschied sie.

Sie verabschiedeten sich am Flugsteig, machten aber nicht viel Aufhebens von dem Abschied, denn ihn allzusehr zu betonen hätte Endgültigkeit bedeuten können, die keiner wollte.

»Ich werde dich anrufen«,

sagte Thomas, und sie zweifelte nicht, daß er das tun würde. Er würde sie schon am Abend anrufen, weil ihn bereits eine Nacht der Trennung schmerzen würde. »Wenn man sich vorstellt ...«, sagte er, und sie nickte, das Gesicht nahe an seinem. Sie hielt seine Hand umklammert, als wäre sie am Ertrinken, und ihre Hilflosigkeit schien ihn zu rühren. Er küßte sie so lange,

daß sie sicher war, man würde sie inzwischen beobachten. Thomas stand am Flugsteig, als sie die Rampe hinunterging, und sie konnte nicht widerstehen, sich umzudrehen, um zu sehen, ob er wartete.

Sie hatte einen Fensterplatz zugewiesen bekommen, obwohl sie normalerweise einen Platz auf der Gangseite bevorzugte. Sie setzte sich,

und als sie ihr Gepäck verstaute, bemerkte sie, daß der Mann, dessen Schirm kaputtgegangen war (sie bezeichnete ihn in Gedanken immer als den Mann mit dem Schirm), zu einem Platz in der ersten Klasse geführt wurde. Sie fragte sich kurz, wo er wohnte, warum sein Zielort Boston war. Sie stellte sich vor, er sei ein Leitmotiv in ihrem Leben und tauche in

seltsamen Momenten auf – in einem Taxi oder, entfernt von ihr, durch eine belebte Straße gehend. Sie fragte sich, ob er bereits in ihr Leben getreten war, ohne daß sie es bemerkt hatte: in einem Hotel in Afrika etwa. Oder bei einem Abendessen in Hull. Und es war unmöglich, sich nicht vorzustellen, daß, wenn das Schicksal ihr Leben anders eingerichtet hätte, er es

gewesen wäre, der bei ihr am Flugsteig gestanden, der sie so lange geküßt hätte. Niemand konnte diese Geheimnisse ergründen. Man konnte Vermutungen anstellen. Daran glauben. Aber nicht wissen, niemals sicher sein.

Sie nahm ein Buch aus der Tasche und öffnete es, obwohl sie zu abgelenkt war, um zu lesen. In ihrem Regenmantel, der weißen Bluse und dem

schwarzen Rock hätte sie eine Anwältin sein können, die von einer Verhandlung zurückkehrte; eine Ehefrau, die von einem Besuch bei Verwandten heimflog. Vor ihrem Fenster hingen die Wolken tief, und sie sagte sich, ganz automatisch, daß Starts sicherer waren als Landungen. Eine Stewardess schloß die Tür, und kurz danach setzte sich die



Maschine in Bewegung. Linda sagte ein Gebet, wie sie es immer tat, und dachte, daß Vincent um Jahre seines Lebens betrogen worden war, und daß Marcus hart arbeiten müßte, um sich von seiner Sucht zu befreien. Sie dachte an Marias Bedürfnis, ihr eigenes Leben zu führen, und an ihre Tante, die in einem dunklen Wirtschaftsraum saß. Sie dachte an Donny T. mit

seinen Dollars und an eine Frau namens Jean, die sie nie kennengelernt hatte. An Regina, die sie betrogen, und an Peter, den sie fast vergessen hatte. Sie dachte an Billie, die über alle Maßen betrogen worden war. Und schließlich an Thomas, ihren geliebten Thomas, dem mit einem vernichtenden Schlag der Hochmut ausgetrieben worden war.

Was blieb übrig als Vergebung? Ohne Vergebung, dessen war sie plötzlich sicher, wäre ihr Leben eine einzige Qual bis hin zum Todeskampf in einem Altersheim.

Ein Signal ertönte, und dann war Stille. Und in der Stille formte sich ein Wort. Dann ein Satz. Dann ein ganzer Absatz. Sie suchte nach einem Stift in ihrer Tasche und begann, auf den Rand der

Buchseite zu schreiben. Sie schrieb eine Seite hinunter und die nächste hinauf, überschrieb ein Buch mit einem anderen. Sie schrieb, bis ihre Hand schmerzte, bis eine Stewardess ihr einen kleinen Imbiß brachte. Sie legte den Stift weg und sah aus dem Fenster. Es war erstaunlich, dachte sie. Das Flugzeug erhob sich aus dem Nebel in ein Universum aus

blauem Himmel und  
gebirgsartigen Wolken.

# TEIL ZWEI



## Sechszwanzig

DIE MANGO WAR  
FREMDARTIG UND fleischig  
und erinnerte ihn an eine  
Frau, obwohl er nicht genau  
hätte sagen können, warum.

Die Farbe reichte von eidechsengelb bis grasgrün, eine gesprenkelte Palette, die sich über Nacht änderte, wenn man die Frucht auf dem Fensterbrett liegen ließ.

Launenhaft wie Regina. Die Schale war dick und zäh und nur schwer zu durchdringen, das Fleisch faserig und saftig, vor Feuchtigkeit glänzend. Der Geschmack war göttlich. Es gab einen Trick beim Essen

dieser Früchte, den er noch nicht heraus hatte, eine bestimmte Art, die Schale abzulösen, den Stein zu entfernen und die Frucht in appetitliche Stücke zu schneiden und auf einen weißen Porzellanteller zu legen. Statt dessen brachte er es gerade fertig, am Abwaschbecken zu stehen und das Fleisch auszusaugen. Es gefiel ihm, sich Regina



nackt in einer Badewanne vorzustellen, während Mangosaft über die Spitzen ihrer Brustwarzen rann. Die Phantasie löste sich schnell wieder auf: Regina würde niemals nackt in der Badewanne essen. Eine solche Schweinerei würde sie sich nie erlauben.

Mein Gott, wie es stank auf dem Markt. Es war das mit Fliegen übersäte Fleisch in

den Läden an der Mauer. Der Geruch von frisch Geschlachtetem, von Kadavern, aus denen noch immer das Blut troff. Noch schlimmer roch das zubereitete Fleisch, nicht zu vergleichen mit irgendwelchen Steaks oder Koteletts, die er je gegessen hatte. Er war sicher, daß es Pferdefleisch war, obwohl das allgemein abgestritten wurde.

Eine Frau, barfuß, ein Kind in einem Tuch auf den Rücken gebunden, stand neben ihm und hielt die Hand auf. Ohne etwas zu sagen, wartete sie nur mit ausgestreckter Hand. Er griff in die Tasche seiner Shorts und zog eine Handvoll Shilling heraus. Sie murmelte Ahsante sana und ging weiter. Wenn er auf den Markt ging, achtete er darauf, die Taschen voller Kleingeld zu haben.

Nicht nur wegen der Schuldgefühle – obwohl er davon eine Menge hatte –, sondern wegen des Theaters beim Abweisen der Leute. Man mußte weitergehen und so tun, als sei man beschäftigt, während der Bettler einem folgte und Tafadhali, bitte, Mister murmelte. Es war weniger lästig, die Taschen voller Geld zu haben. Seine Nachgiebigkeit gegenüber

den Bettlern verärgerte  
Regina maßlos und zermürbte  
sie, als müsse sie ständig  
Anweisungen wiederholen,  
die sie schon hundertmal  
gegeben hatte. Es hilft nichts,  
sagte sie, damit wird ihr  
Problem nicht gelöst.

›Es löst mein Problem‹,  
dachte Thomas.

Wir und sie. Es hörte nie  
auf. Er war jetzt seit fast  
einem Jahr in diesem Land,

und immer noch gab es »wir«,  
immer noch »sie«. Und soweit  
er erkennen konnte, war das  
»wir« gönnerhaft,  
unbegründet und leicht  
lächerlich in seiner kollektiven  
Ernsthaftigkeit. Er hatte  
keinen einzigen Amerikaner  
getroffen, der sich groß  
verausgab hätte –  
einschließlich Regina –,  
einmal vorausgesetzt, daß es  
ein Problem gab, bei dem

man sich hätte verausgaben müssen, und daß Afrika an sich schon ein Problem war. Es war eine endlose und ermüdende Debatte: Brauchte und wollte Kenia wirklich Amerikaner im Land? Ja, was ersteres, nein, was letzteres betraf. Obwohl man nicht herumgehen und diese Meinung offen vertreten durfte. Um überzeugt zu sein, brauchte man eine Art

Tunnelblick. Wie Regina ihn hatte, während Thomas jede Art von Vision fehlte, egal ob eingeschränkt oder nicht. Strukturen interessierten ihn. Die physische Welt. Die Möglichkeit der Ekstase im Hier und Jetzt. Unter der Oberfläche liegende sexuelle Bedeutungen. Und Worte. Immer wieder Worte. Er traute einer Zukunft nicht, die er nicht beschreiben konnte.



Dem Abschütteln des  
Irdischen. Der leeren  
Leinwand.

Er legte die Mango in den  
Strohkorb. Er sollte Früchte  
kaufen, während Regina  
Fleisch kaufte. Regina war  
ärgerlich, daß er das nicht  
schon Anfang der Woche  
getan hatte, so daß sie ihren  
freien Tag opfern mußte.  
Regina, die qualvolle Fälle  
von Amöbenruhr und

Wurmerkrankungen voraussah, Kinder, die vor ihren Augen an Hunger starben. Regina, die Klarheit schätzte und bereits davon sprach, nach ihrem Examen zurückzugehen.

Nein, er hatte die Einkäufe nicht erledigt, sagte er seiner Frau, weil er die Woche mit Schreiben verbracht hatte. Um ihren Mund hatte er die Anstrengung gesehen, die es

sie kostete, nicht (mit hochgezogenen Augenbrauen und sarkastischem Lächeln) zu sagen: ›Die ganze Woche?‹ Ihre Unterstützung nutzte sich ab angesichts des mangelnden Einkommens, des mangelnden Erfolgs. Schlimmer noch, all die Gedichte, die er in Afrika geschrieben hatte, handelten ausschließlich von Hull. Brauchte man zehn Jahre, bis sich Erfahrung in Worte

umsetzen ließ? Würde er nach Hull zurückkehren und über Nairobi schreiben? Nein, das glaubte er nicht. Afrika entzog sich seinem Verständnis. Er verstand das Land nicht, und deshalb konnte er nicht davon träumen. Und wenn man über eine Sache nicht träumte, konnte man nicht darüber schreiben. Wäre er in der Lage gewesen, über Afrika zu schreiben, dachte er, hätte

Regina ihm vielleicht verziehen.

Was sie ihm sicherlich nicht verzeihen würde, war seine Freude am Schreiben: Es war sinnlich und spürbar, ein Ruck, der durch ihn hindurchging, wenn es gut lief. Im Geist war er ständig beim Schreiben; auf Partys sehnte er sich danach, an seinem Schreibtisch zu sitzen. Manchmal dachte er, es sei der einzig unverfälschte

Zugang, den er zur Welt um sich hatte, alle anderen Bemühungen, sogar seine Ehe (Gott, gerade seine Ehe!), verloren sich in übermäßiger Vorsicht vor enttäuschten Erwartungen und verletzten Gefühlen. Aber Freude war mit Reginas Vorstellung von Arbeit nicht vereinbar: Sie glaubte, daß man sich opfern und in einer Art Leidenszustand befinden

müsse. Um sie zu besänftigen, sprach Thomas manchmal von der Qual des Schreibens, vom Kampf, die Schreibblockade zu überwinden. Indem er das Unglück beim Namen nannte, war er sicher, daß es eines Tages einträte.

Er schrieb im Schlafzimmer ihres gemieteten Hauses in Karen, einer geräumigen stuckverzierten Villa, der Parkettböden und

bleiverglaste Fenster einen leicht britischen Anstrich gaben. Ein Gewirr aus kardinal- und fuchsiaroten Bougainvilleen überwucherte die Eukalyptusbäume und war zu einem großen, strotzenden Parasiten verschlungen. Im Hinterhof war ein Kakteengarten angelegt worden, der einem Karneval des Bizarren glich: lange, glatte grüne und gelbe Triebe



mit dolchartigen Stacheln, die einen Mann töten konnten. Bäume mit birnenartigen Früchten, die sich die Vögel holten, bevor man sie ernten konnte. Häßliche knollenartige Stümpfe, die sich von Zeit zu Zeit in hübsche, tiefrote, samtige Blüten verwandelten, und Hunderte riesiger Wolfsmilchstauden mit flehentlich ausgestreckten

Zweigen, die sich dem  
äquatorblauen Himmel  
entgegenreckten. Entlang des  
Schotterwegs, der in die Stadt  
führte, wiegten sich Dutzende  
von Jacaranda-Bäumen in der  
Luft, deren Wipfel sich in der  
Höhe vereinten. Jeden  
November warfen sie einen  
dichten Teppich  
lavendelfarbener Blätter ab,  
die Michael, der Gärtner, zu  
Haufen zusammenkehrte und

verbrannte. Der Geruch war wie von Marihuana, nur süßer, und Thomas konnte sich einbilden, er sei berauscht, auch wenn er es keineswegs war. Nachts warfen die Bäume einen weiteren purpurfarbenen Teppich ab, und wenn er früh am Morgen mit einer Packung Player's (und Milch für sein Müsli, wenn er daran dachte) vom Laden zurückkam,

schlenderte Thomas in einem Zustand, der an Verzückung grenzte, durch die abgefallenen Blüten.

Wenn er morgens mit den Vögeln aufwachte, lauschte er Geräuschen, die er noch nie zuvor gehört hatte: das Trillern winziger Webervögel, die an Katzen erinnernden Schreie von Pfauen, das Kreischen der Ibisse und das rhythmische Stöhnen von

etwas, was er nicht  
bezeichnen konnte, aber  
vielleicht war es einfach nur  
eine Taube. Einmal hatte er  
durchs Schlafzimmerfenster  
einen Baum mit einem Schlag  
aufblühen sehen. Seine Blätter  
waren bläulichgrün, und an  
dem Tag, als er  
explosionsartig kleine gelbe,  
bauschige Bällchen  
hervorbrachte, Tausende und  
Abertausende auf einmal,

erfüllte ein limonenfarbener Nebel den Raum. Es war eines der kleinen Wunder, auf die er sich in Afrika inzwischen eingestellt hatte. Eine von Gottes bescheidenen Darbietungskünsten.

Darbietungen gab es überall: Ein Massai-Krieger, der nur ein rotes Lendentuch trug, um seine Nacktheit zu bedecken, wartete auf seinen Speer gestützt, im

Intercontinental auf den Lift,  
während er mit seinem  
Taschenrechner herumspielte.  
Ein neues Mercedesmodell,  
das vor einer Lehmhütte  
parkte, ein Chemieprofessor  
an der Universität, der weder  
sein Geburtsdatum kannte  
noch wußte, wie alt er war,  
und sich immer leicht  
amüsiert fragte, warum das  
jemanden kümmern sollte.  
Sogar die Landschaft war

widersprüchlich. Er erwachte in der klaren Luft Nairobis in seinem Daunenschlafsack (es war verdammt kalt in der Nacht), fuhr dann fast fünfzig Kilometer nach Westen und kam in eine Wüste von so drückender Hitze, daß nur Dornbüsche dort überleben konnten. Dornbüsche waren das beste Beispiel für Darwins Selektionstheorie, Thomas war nie einer besseren



begegnet – Selbsterhaltung in Extremform.

Er legte die Paw-Paw- und die Passionsfrüchte zu der Mango in den Strohkorb und reichte ihn einem schlanken Asiaten hinter der behelfsmäßigen Ladentheke. Thomas feilschte nicht, obwohl der Mann das wahrscheinlich erwartete. Für Regina war Handeln Ehrensache, ein fester

Bestandteil der kenianischen Kulturerfahrung. Nicht zu handeln, erklärte sie, trage zur Inflation bei. Außerdem mache es den Eindruck, als seien Amerikaner leichte Beute. Nun, das sind sie doch auch, antwortete Thomas, warum sollten sie so tun, als wäre es anders? Und was war schlecht daran, als leichte Beute zu erscheinen? War Jesus letzten Endes nicht auch

leichte Beute? Obwohl Thomas, der nicht besonders religiös war, Mühe hatte, den Streit fortzuführen.

Kenia war tatsächlich ein Land der Gegensätze – nervenaufreibend und manchmal quälend. Eines Sonntags vor nicht allzu langer Zeit, als er Regina wegen ihrer wissenschaftlichen Untersuchungen zur

psychiatrischen Klinik in Gil  
Gil brachte, hatte er den Ford  
Escort über die  
Haarnadelkurven des  
Steilabbruchs in die Ebene des  
Rift Valley hinuntergefahren,  
und das Heck des Wagens war  
auf der zerfurchten Straße  
heftig ins Schlingern geraten.  
Regina hatte ein Kleid  
getragen, das er besonders  
mochte: ein dünnes  
Hemdblusenkleid aus

maulbeerfarbener Baumwolle, das sich eng an Brust und Hüften schmiegte. Regina war üppig, eine Tatsache, für die sie sich verachtete. Eine Tatsache, für die er sie einst angebetet hatte. Was er vielleicht immer noch täte, wenn sie diese Bewunderung nicht durch ihren Selbsthaß verdorben hätte.

Sie hatte dichtes, lockiges schwarzes Haar, das sich nicht

zähmen ließ und ihr oft wirr  
ins Gesicht hing. Ihre Augen  
waren klein, und tiefe  
Zornesfalten standen  
zwischen ihren dichten  
Brauen. Aber im Wagen, mit  
der Sonnenbrille auf der Nase,  
sah sie an diesem Tag fast  
elegant aus. Sie hatte  
Lippenstift aufgelegt, was sie  
selten tat, ein Pink mit  
metallischem Glanz, das ihn  
maßlos ablenkte.

Die Klinik bestand aus einer Reihe von Beton- und Blechhütten, die wie Kasernen angeordnet waren. Männer lagen oder saßen in zerrissenen blauen Hemden und Shorts, der einzigen Kleidung, die sie besaßen, auf dem geteerten Hof. Sauberkeit schien so gut wie unmöglich zu sein, und der Gestank war in der Hitze fast unerträglich. Die Männer

streckten die Hände aus, um Thomas und Regina zu berühren, als sie vorbeigingen, und wenn es ihnen gelang, zischten sie, als hätten sie sich an der weißen Haut verbrannt. In der Abteilung für gewalttätige Patienten hingen die Männer nackt an den vergitterten Fenstern. Sie waren schizophren, hatten Tuberkulose oder litten an Lepra und Syphilis. Ihr Führer,



ein Luo, der einen  
Nadelstreifenanzug und ein  
schneeweißes Hemd trug  
(was in dieser Welt aus Staub  
und Wahnsinn ganz  
unglaublich erschien),  
informierte sie, daß alle von  
offizieller Seite als psychotisch  
eingestuft worden seien.  
Herzlich lachend, hatte ihr  
Gastgeber ihnen die Küche  
gezeigt, die nach  
verfaulendem Abfall stank.

Ein Patient, der vor sich hin sang, wischte mit einem fast schwarzen Lappen in schwungvollen Bewegungen den Boden. Die Ananasschneider, die Messer besitzen durften, waren in Käfige gesperrt, während sie ihre Arbeit verrichteten. In der Frauenabteilung trugen die Patientinnen grüne Kittel. Einmal wöchentlich wurden ihnen die Köpfe geschoren.

Die meisten lagen schlafend oder teilnahmslos auf dem heißen schwarzen Teerboden. Eine Frau hatte sich das Kleid über den Kopf gezogen und war von der Taille abwärts nackt. Nach der Führung tranken sie mit ihrem Gastgeber in einem Raum, der mit englischen Antiquitäten möbliert war, aus zarten Elfenbeintassen Tee. Es ging reserviert und formell zu, und

die Unterhaltung war von  
Pausen peinlichen Schweigens  
bestimmt. Selbst Regina war  
schweigsam geworden,  
niedergeschlagen von dem  
Ausmaß des Elends und  
verblüfft von der  
überheblichen  
Gleichgültigkeit des Leiters.  
Als sie nach Hause kamen,  
krochen sie ins Bett, beide zu  
erschöpft, um zu sprechen.  
Beide konnten sie tagelang

nichts essen.

Thomas sah sich auf dem Markt nach seiner Frau um und fühlte sich schuldig, aber erleichtert, als er sie nicht entdeckte. Er sah auf seine Uhr. Er würde das Obst zum Wagen bringen und dann im New Stanley auf einen Drink vorbeischaun. Die Sonne blendete, und er suchte nach seiner Sonnenbrille. Ein weiterer perfekter Tag mit

blauem Himmel und weißen Wattewölkchen. Der Junge auf dem Parkplatz, den er beauftragt hatte, seinen Wagen zu bewachen, saß auf der Stoßstange des Escort. Die kleinen Parkwächter hatten eine ähnliche Wirkung wie Abwehrraketen: Man gab ihnen ein paar Shilling, und sie bewachten den Wagen als ein Zeichen für Diebe (in dem Fall andere Diebe), sich

fernzuhalten. Verweigerte man ihnen das Geld, standen sie neben dem Wagen als eine Art Beweis für dessen Verfügbarkeit.

Er gab dem Jungen eine Zehnshillingnote für eine weitere Stunde. Billiger als eine Parkuhr, wenn man es bedachte. Er kaufte eine Zeitung bei einem Händler auf dem Markt und warf einen Blick auf die

Schlagzeile. MP ZUM  
TRAGEN EINER HOSE  
BEI DEBATTE  
GEZWUNGEN. Er würde  
einen Drink nehmen, sich  
nicht länger als fünfzehn  
Minuten aufhalten, und dann  
auf dem Rückweg ein Pfund  
Cashew-Nüsse für Regina  
kaufen. Gemeinsam würden  
sie für den Rest des  
Wochenendes nach Hause  
fahren.



Er hatte nicht glauben wollen, daß Kenia gefährlich war, und sich während der Trainingssitzungen, die sich aufs Überleben konzentrierten, als wären Thomas und Regina Soldaten in einem Guerillakrieg, gegen den Gedanken gesträubt. Aber genau das waren sie – Soldaten in diesem besonderen Krieg, der aus Armut und nicht aus

politischen Verwicklungen  
entstanden war. Der  
Unterschied zwischen Arm  
und Reich war so groß in  
diesem Land, daß Reisende  
gelegentlich mit Macheten  
erschlagen wurden. Askaris,  
grau uniformierte Polizisten,  
hielten Wache vor den  
Auffahrten der Europäer.  
Touristen wurden auf Straßen  
und in Bussen so oft  
ausgeraubt, daß der Witz über

den Beitrag zum  
Bruttosozialprodukt  
allmählich schal wurde.

Korruption zog sich durch alle  
Stufen der Regierung und  
blühte an der Spitze. Thomas  
hatte das damals nicht  
geglaubt, jetzt allerdings  
schon. Er war bereits  
siebenmal ausgeraubt worden,  
zweimal hatte man ihm den  
Wagen gestohlen. Einmal  
wurde das ganze Inventar

seines Hauses gestohlen, sogar die Vorhänge und die Telefonschnur. Regina war niedergeschmettert, weil sie ihr Maridadi-Tuch und ihre Kisii-Skulptur verloren hatte, und er wegen seiner Gedichte, bis er feststellte, daß er jedes einzelne auswendig wußte.

Tragen Sie nie einen Rucksack, hieß es bei den Trainingssitzungen. Bleiben Sie nie an einer Kreuzung

stehen, um auf eine Karte zu sehen (weil Sie das sofort als Touristen ausweist). Tragen Sie nie Schmuck oder schicke Sonnenbrillen. Sehen Sie so arm aus wie möglich. Was Thomas nicht schwerfiel, der jeden Tag eine Khaki-Hose und ein weißes Hemd trug – außer dienstags, wenn Mama Kariuki kam und in der Badewanne die Wäsche wusch. Und wenn Ihnen die

Brieftasche oder die Handtasche gestohlen wird, rufen Sie auf keinen Fall »Haltet den Dieb!«. Der Verdächtige werde sonst von den übrigen Kenianern gejagt und, falls sie ihn fangen, zu Tode geprügelt – schreckliche Auswüchse einer Lynchjustiz vor einer größtenteils teilnahmslosen Menge, wie sie Thomas mehr als einmal hilflos mit ansehen mußte.

Er nahm im Thorn Tree  
Platz, dem Straßencafé des  
New-Stanley-Hotels und  
bestellte ein Tusker-Bier. Er  
schlug die Zeitung auf und  
warf erneut einen Blick  
hinein. MALARIA-WELLE  
IN NÖRDLICHEN  
PROVINZEN.  
KILLERLÖWE  
ZERFLEISCHT  
PARTEICHEF. Er überflog  
einen Artikel über

Landstreitigkeiten. Er sah das Wort Bruder in einem Artikel über einen Luo-Geschäftsmann, der von seinem Bruder ermordet worden war, und erinnerte sich an seinen eigenen Bruder Rich und die Tatsache, daß er in einem Monat zu Besuch käme. Sie würden zusammen auf eine Art Safari ins Ngorongoro-Becken und in die Serengeti gehen, und Thomas



hatte ihm versprochen, mit ihm an die Küste zu fahren, wo man das stärkste Marihuana bekäme, das er je geraucht hätte. In Malindi kauten selbst die Frauen miraa, ein Kraut, das eine Art natürliches Speed war. Er würde Rich weder von dem bhanghi noch dem miraa oder den Prostituierten erzählen, die billig und schön waren, aber gefährliche Krankheiten

hatten.

Ein Schatten fiel auf den Tisch. Thomas dachte, er käme von einer Wolke, aber als er aufblickte, sah er einen Mann vor sich stehen, der lächelte und wartete, bis er ihn bemerkte.

»Ah, Mr. Thomas, Sie haben sich verlaufen.«

Thomas erhob sich. »Nein, Ndegwa, Sie haben sich verlaufen, aber jetzt sind Sie

ja wieder gefunden worden.«

Ndegwa, sein Lehrer, ein Altersgenosse von Thomas, schmunzelte. Thomas' Versuche, die afrikanische Ausdrucksweise nachzuahmen, amüsierten Ndegwa immer wieder, schon seit jenen Tagen, als Thomas ein Lyrik-Seminar an der Universität von Nairobi besuchte und als einziger weißer Student in einem Saal

voller junger Afrikaner und  
Asiaten saß. Insgeheim hatte  
Thomas die Qualität der  
Arbeiten als dürftig  
empfunden, obwohl er als  
erster zugegeben hätte, die  
Kunst einer anderen Kultur  
nicht einschätzen zu können.  
Hätte man sie gefragt, hätten  
die anderen Studenten sicher  
gesagt, seine Arbeit sei  
selbstverliebt und ohne  
politischen Gehalt. Ndegwa

hingegen war nicht dieser Meinung. Tatsächlich schien er Thomas besonders gewogen zu sein, was eine bemerkenswerte Leistung literarischer Unparteilichkeit darstellte, vor allem angesichts Ndegwas marxistischer Ansichten.

Thomas schüttelte dem massigen Kikuju die Hand, und Ndegwa, der einen engsitzenden grauen Anzug

trug, machte schnell einen Schritt nach vorn. Seine blauschwarze Haut war mit einer staubigen Patina überzogen, die ein Teil seiner Hautfarbe war. Er war ein breitschultriger, dickbäuchiger Mann, den man eher für einen Politiker oder Geschäftsmann gehalten hätte als für einen Dichter.

»Sie wissen, was man über ein Tusker sagt?« fragte

Ndegwa.

Thomas lächelte und schüttelte den Kopf.

»Setzen Sie sich, mein Freund, und ich erzähle Ihnen meine Geschichte über das Tusker.«

Thomas setzte sich und Ndegwa beugte sich verschwörerisch zu ihm hinüber.

»Am ersten Tag, den Sie in meinem Land sind, sehen Sie

in Ihr Tusker und finden einen Wurm. Sie sind angewidert und schütten das Bier auf die Straße.«

Thomas lächelte, weil er wußte, daß ein Witz kommen würde. Ndegwa hatte schwere, sinnliche Lider, sein Hemd aus dicker grober Baumwolle hatte Thomas oft im Land gesehen.

»Nach einem Monat in meinem Land sehen Sie in Ihr



Tusker und finden einen Wurm darin. Und Sie sagen: ›Da ist ein Wurm in meinem Bier.< Sie nehmen ihn ruhig heraus, werfen ihn auf die Straße und trinken dann Ihr Bier.«

Ndegwa lachte bereits leise, seine Zähne waren rosa verfärbt. Um sie herum saßen deutsche und amerikanische Touristen, deren Geräuschpegel gegen Mittag

immer mehr zunahm. Thomas sah einen Journalisten – Norman Irgendwie –, den er von einer Londoner Zeitung kannte.

»Aber nach einem Jahr, mein Freund, sehen Sie in Ihr Tusker, entdecken den Wurm und sagen: ›Da ist ein Wurm in meinem Bier.« Und Sie nehmen ihn heraus und essen ihn wegen des Proteins. Sie trinken Ihr Bier und nichts

kommt mehr auf die Straße.«

Ndegwa lachte dröhnend über seinen eigenen Scherz.

Thomas tat so, als sähe er angestrengt in sein Bier, was Ndegwa noch mehr zum Lachen brachte.

»Zeit, den Wurm zu essen, mein Freund. Wie lange sind Sie schon in meinem Land?«

»Etwas mehr als ein Jahr.«

»So lange schon?«

Selbst auf den winzigen

gußeisernen Caféhausstühlen schaffte es Ndegwa, trotz seines massigen Leibs elegant zu wirken. Die Kimathi Street war am Samstagmorgen dicht von Einkaufenden bevölkert. Ndegwa sah den afrikanischen, Thomas den weißen Frauen nach. Obwohl gerade ein kakaofarbenes Mädchen mit gazellenhaftem Hals und rasiertem Kopf an ihnen vorbeigegangen war,

von dem Thomas den Blick nicht wenden konnte. Sie trug europäische Kleidung, rote Schuhe mit Stiletto-Absätzen und enganliegenden Goldschmuck um den Hals. Sie sah wie eine exotische Sklavin aus und war keinesfalls älter als vierzehn. Der asiatische Mann, der sie begleitete, war klein und dick, sein Anzug von vorzüglicher Paßform. Kinderprostitution

war in Kenia verbreitet.

»Und wie geht's Ihnen«, fragte Thomas, als das Mädchen vorbeigegangen war.

»Oh, mir geht's ganz gut. Mir ist kein Unglück widerfahren.« Ndegwa zuckte die Achseln, das Lächeln verschwand, was seine Behauptung zu widerlegen schien. Ndegwa war ein ausgezeichnete Lehrer und

vermochte mit schnellen  
Strichen alle überflüssigen  
Schnörkel aus Thomas'  
Gedichten zu entfernen, und  
dies in seinem Beisein.

»Obwohl mir meine  
Regierung sagt, daß ich keine  
Gedichte mehr schreiben  
darf.«

Thomas trank einen  
Schluck und dachte an den  
Wurm. »Warum?«

Ndegwa rieb sich die

Augen. »Sie behaupten, ich mache mich mit meinen Gedichten über unsere Regierung und unsere Führer lustig.«

Was natürlich zutraf.

»Und deshalb wurde ich gewarnt.«

Thomas schreckte ein wenig aus seiner Zufriedenheit auf. Ndegwa war als Lehrer besser denn als Schriftsteller, obwohl seine



Lyrik einprägsam und stark rhythmisch war und seine Worte einen im Innersten berührten wie Musik. Auch wenn man sich oft an die Worte selbst nicht erinnerte, ging einem der bestimmte Rhythmus von Ndegwas Versen nicht mehr aus dem Kopf.

»Das meinen Sie doch nicht im Ernst«, sagte Thomas.

»Ich fürchte, ich meine es

sehr ernst.«

Thomas war verwirrt von Ndegwas ruhiger Haltung.

»Was wäre, wenn Sie eine Weile zu schreiben aufhörten?« fragte er.

Ndegwa seufzte und strich sich mit der Zunge über die Lippen. »Wenn man Ihnen sagen würde, Sie dürften Ihre Gedichte nicht mehr veröffentlichen, weil sie unerfreuliche Wahrheiten

über Ihre Regierung  
enthielten, die die Regierung  
dem Volk nicht mehr zu  
Gehör bringen lassen möchte,  
würden Sie aufhören?«

Eine Entscheidung, die  
Thomas nie treffen, die er sich  
nie überlegen müßte.  
Unfreundliche Worte über das  
eigene Land gehörten  
praktisch zum nationalen  
Zeitvertreib.

Ndegwa drehte seinen

massigen Leib vom Tisch weg und sah auf die Menge hinaus. Der Dichter hatte ein Bantu-Profil. Seltsamerweise trug er eine Damenarmbanduhr.

»In meinem Land bekommt man eine Verwarnung, damit man seine Angelegenheiten regeln kann. Und dann wird man eingesperrt. Die Warnung ist das Vorspiel für die Festnahme.«

Ndegwa trank gelassen sein

Bier. Was folgte auf die Festnahme, fragte sich Thomas, was geschah dann? Gefängnis? Tod? Sicher nicht.

»Sie wissen das?« fragte Thomas.

»Das weiß ich.«

»Aber was ist mit Ihrer Frau und Ihrem Baby?«

»Sie sind in meine Heimat zurückgekehrt.«

»Jesus.«

»Jesus hilft mir nicht viel.«

»Sie könnten fliehen.«

Thomas suchte verzweifelt nach einer Lösung. Er dachte wie ein Amerikaner. Alle Probleme waren lösbar, wenn man sich die Lösung nur vorstellen konnte.

»Wohin? In meine Heimat? Dort würden sie mich finden. Das Land kann ich nicht verlassen. Sie würden mir am Flughafen den Paß abnehmen. Und ganz abgesehen davon,

mein Freund, wenn ich ginge,  
würden sie meine Frau und  
meinen Sohn festnehmen und  
drohen, sie umzubringen,  
wenn ich mich nicht stelle.  
Das ist das übliche Vorgehen.«

Eines Freitagnachmittags,  
gegen Ende des Semesters,  
war Thomas im Seminarraum  
geblieben, während Ndegwa  
den letzten Teil seiner  
Seminararbeit gelesen und  
korrigiert hatte. Dann hatte

Ndegwa auf seine Uhr  
gesehen und gesagt, er müsse  
den Bus nach Limuru  
erreichen. Seine Frau habe  
letzten Monat ihren ersten  
Sohn geboren, und er wolle  
zur Familien-Shamba fahren  
und das Wochenende mit  
ihnen verbringen. Thomas,  
der sich der Anspannung, die  
sein Wochenende mit Regina  
überschatten würde, so lange  
wie möglich entziehen wollte,



bot an, ihn hinzufahren – ein Angebot, das Ndegwa gern annahm. Thomas und Ndegwa fuhren ins Hochland, an Teeplantagen vorbei auf einer Straße, die parallel zu einem Feldweg verlief.

Männer in Nadelstreifenanzügen und alte Frauen, die sich unter der Last von Feuerholz beugten, beobachteten den vorbeifahrenden Wagen, als

wären Thomas und Ndegwa Abgeordnete einer diplomatischen Mission. Auf der Fahrt stellten sie fest, daß sie Altersgenossen waren und am gleichen Tag im gleichen Jahr geboren waren. Wäre Thomas ein Kikuju, erklärte Ndegwa, wären sie beide mit zwölf beschnitten und für mehrere Wochen von ihrer Familie und ihrem Stamm getrennt worden, um zum

Mann zu werden. Danach hätte man sie mit vielen Feierlichkeiten wieder in die Gemeinschaft aufgenommen. Thomas gefiel der Gedanke: In seiner Kultur war die Mannwerdung eine vage und unbestimmte Angelegenheit, sie wurde durch keine Zeremonie markiert und trat allenfalls als individuelle und private Erfahrung ins Bewußtsein. Wann hast du

zum erstenmal Alkohol  
getrunken? Sex gehabt? Wann  
hast du den Führerschein  
bekommen? Wann wurdest  
du eingezogen?

Am Ende der Straße  
stellten Thomas und Ndegwa  
den Wagen ab und gingen  
einen langen unbefestigten  
Pfad zu einer rechteckigen  
Lehmhütte mit blauem  
Wellblechdach hinunter.  
Außer einem kleinen Fleck

festgestampfter Erde vor dem Haus war der Boden bepflanzt. Das Haus stand auf einer Erhebung in greller Sonne, so daß Thomas die Augen zusammenkneifen mußte. Eine ältere Frau trat aus der Tür, sie trug ein Kitenge-Tuch um den Leib und ein weiteres um den Kopf geschlungen. Ndegwa stellte Thomas seiner Mutter vor. Die breite Lücke in ihrer

unteren Zahnreihe, erklärte  
Ndegwa später, stamme  
daher, daß ihr in ihrer Jugend  
sechs Zähne gezogen wurden,  
um ihre Schönheit zu  
vergrößern. Die Frau trat vor,  
schüttelte ihm die Hand und  
kniff die Augen zusammen,  
als sie Thomas' Namen hörte.  
Hinter ihr kamen scheu  
Ndegwas Schwestern der  
Reihe nach heraus und  
begrüßten ihn auf dieselbe

Weise. Ein Feuer brannte neben der Eingangstür, und ein Zicklein lag mit durchschnittener Kehle auf dem Rücken. In seiner Rolle als Gastgeber begann Ndegwa, ihr das Fell abzuziehen. Dabei legte er nicht einmal sein Jackett ab. Die dünne Luft machte Thomas schwindlig, und beim Anblick der Ziege wurde ihm flau im Magen. Als er sah, wie

Ndegwa den ersten Schnitt in die Haut am Bein machte und einen blutigen Lappen zurückklappte, wandte er sich ab und ging zu den Bananenstauden hinüber. Eine der Frauen in einem blauen Hosenanzug und roten Schuhen mit Plateausohlen trat auf ihn zu und stellte sich als Mary, Ndegwas Frau, vor. Sie trug einen großen Bergkristallring. Thomas war



sich nicht sicher, ob er je so dick angeschwollene Brüste gesehen hatte. Ihre Plateausohlen sanken aufgrund ihres Gewichts tief in die Erde ein, aber sie überquerten gemeinsam den schmalen Streifen Gras, der die Bananenstauden vom Maisfeld trennte.

Das Haus war von einem Garten mit großen Margeriten und

Jasminsträuchern umgeben, deren Duft so betörend war, daß Thomas sich gleich auf den Boden legen wollte. Die sanfte Hügellandschaft war in ein vielfältiges Muster aus Feldern eingeteilt: Die verschiedenen Schattierungen von Grün flimmerten vor seinen Augen. Auf den Hügeln standen weitere Lehm- und Wellblechhütten, der Himmel darüber war vom

tiefsten Kobaltblau, das er in diesem Land je gesehen hatte. Ein ganz gewöhnlicher Tag in Kenia, dachte er, wäre in Hull ein Grund zum Feiern.

Mary befahl einem Kind, auf einem Holzkohleofen Wasser zu kochen, und lud Thomas ein, in die Hütte zu treten.

Ein Sofa, mit rotem Plastikstoff bezogen, und zwei dazu passende Stühle

schmückten den Wohnraum. In der Mitte stand ein kleiner Plastiktisch, und Thomas mußte über den Tisch steigen, um sich zu setzen. Der Boden bestand aus Lehm, und Thomas fragte sich, wie der bei heftigem Regen wohl aussähe. Das Sonnenlicht, das durch die Tür einfiel, ließ die Farben der Landschaft grell erglühen. Er wußte, er wäre nie in der Lage, sie zu

beschreiben: Es hatte mit dem Licht und der Beschaffenheit der Luft am Äquator zu tun – die von besonderer Feinheit war. Wenn man die Farben eines Landes nicht beschreiben konnte, was blieb einem dann?

An den Wänden hingen gerahmte Coca-Cola-Reklamen und Fotos von starr posierenden Familienangehörigen. Aus

einem batteriebetriebenen  
Plattenspieler ertönte  
unglaublicherweise ein  
amerikanischer Song: Put  
your sweet lips a little closer  
to the phone. Thomas wurde  
ein Glas warmes Bier  
angeboten, das er in einem  
Zug hinunterstürzte. Mary  
lachte und goß ihm nach. Er  
versuchte, nicht überrascht  
auszusehen, als sie ihm sagte,  
sie sei ebenfalls Dichterin und

besitze außerdem ein Diplom für Rechtsmedizin der Universität Kampala. Sie sei zur Geburt ihres ersten Kindes, das jetzt einen Monat alt war, in die Shamba der Familie zurückgekehrt. Sie fragte ihn, warum er sich im Land aufhalte. Er sei im Land, weil Regina hier sei, und Regina sei im Land, weil sie ein Stipendium habe, um die psychischen Auswirkungen

von Tropenkrankheiten auf kenianische Kinder unter zehn Jahren zu untersuchen. Das Stipendium sei von der UNICEF. Thomas bemerkte, daß sich Ndegwa von Zeit zu Zeit hinters Haus zurückzog, um mit Männern zu sprechen, die vor allem seinetwegen gekommen waren. Vage bekam er mit, daß sich die Gespräche um Politik drehten.

»Mein Mann sagt, Sie seien



ein wundervoller Dichter.«

»Ihr Mann ist sehr  
freundlich.«

»In Ihrem Land ist das  
Schreiben von Gedichten  
keine gefährliche Arbeit?«

»In meinem Land wird das  
Schreiben von Gedichten  
nicht als Arbeit angesehen.«

»In meinem Land kann so  
etwas zuweilen sehr  
gefährlich sein. Aber Sie  
schreiben nicht über mein

Land?«

»Nein. Ich kenne es nicht gut genug.«

»Ah«, sagte Mary geheimnisvoll und tätschelte sein Knie. »Und Sie werden es auch nicht kennenlernen.«

Zwei der Schwestern brachten eine Sufuria mit Stücken verbrannten Ziegenfleischs herein. Ein Schenkelknochen ragte heraus. Ndegwa schnitt das

knusprige schwarze Fleisch  
auf einem Holztisch mit einer  
Machete auf und reichte  
Teller mit den glänzenden  
Stücken im Raum herum.  
Thomas hielt seinen Teller auf  
dem Schoß fest, bis er sah,  
daß Mary die Finger benutzte.  
Das Fett auf dem Bergkristall  
war phantastisch.

Das Essen war qualvoll.  
Ndegwa reichte Thomas einen  
Teller mit ausgesuchten

Leckerbissen, die dem Ehrengast vorbehalten waren. Er erklärte, daß es sich um die Innereien der Ziege handle – Herz, Lunge, Leber und Hirn – und daß sie besonders köstlich seien. Um Thomas zu ermuntern, trank Ndegwa das rohe Blut, das beim Schlachten der Ziege aufgefangen worden war. Die Delikatessen abzulehnen, das wußte Thomas bereits nach

einem halben Jahr Aufenthalt im Land, war nicht möglich, ohne sich in Verlegenheit zu bringen und Ndegwa zu beleidigen. Es hätte ihm nichts ausgemacht, selbst in eine peinliche Situation zu geraten, aber seinen Lehrer wollte Thomas nicht beleidigen. Ihm drehte sich der Magen um. Er griff mit den Fingern in die Schüssel, schloß die Augen und aß.

Es war eine weitere afrikanische Erfahrung, wie er sofort wußte, die sich niemals beschreiben ließe.

Nach einer Weile erhob sich Mary und entschuldigte sich, weil sie sich nicht wohl fühle und ihr Baby stillen müsse. Ndegwa lachte und fügte hinzu: »Ihre Brüste sind so groß, daß sie jetzt ein gebeugter Baum ist.«

Die Verabschiedungen,

erinnerte sich Thomas,  
dauerten eine Stunde.

»Jetzt wissen Sie, wo Sie  
uns finden, wenn Sie  
wiederkommen wollen«,  
sagte Ndegwa zu Thomas, als  
er ging.

»Ja, danke.«

»Machen Sie sich nicht rar.«

»Nein, das werde ich nicht.«

»Das nächstemal haben wir  
zwei Ziegen.«

»Wunderbar«, sagte

Thomas.

»Wann werden Sie Ihrer Meinung nach verhaftet?« fragte Thomas Ndegwa im Café.

»In einer Woche? In zwei Wochen? In fünf Tagen? Ich weiß nicht.« Ndegwa machte eine fahrige Handbewegung, um seine Unsicherheit zu unterstreichen.

»Ist ein Gedicht es wert,



dafür zu sterben?«

Ndegwa fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich bin eine Symbolfigur für viele meinesgleichen. Ich bin eine bessere Symbolfigur, wenn ich im Gefängnis sitze und die Leute von mir hören und über mich lesen, als wenn ich fliehe.«

Thomas nickte und versuchte, die politische Tat zu verstehen. Er versuchte, die

Überlegungen eines Mannes zu verstehen, der einer Idee wegen sich und seine Familie in Gefahr brachte. Im Verlauf der Jahrtausende waren Männer in großer Zahl für Ideen gestorben. Aber ihm fiel keine einzige Idee ein, für die es sich zu sterben lohnte.

Er wollte Ndegwa sagen, daß seine Arbeit zu gut war, um aus politischen Gründen geopfert zu werden. Aber wie

kam er dazu, so etwas zu sagen? Wer konnte sich in diesem Land, in dem so viel Leid herrschte, den Luxus von Kunst erlauben?

»Wohnen Sie bei Regina und mir«, sagte Thomas. »In Karen wird man Sie nicht suchen.«

»Wir werden sehen«, antwortete Ndegwa. Es klang unverbindlich, er hatte sich schon anderweitig

verpflichtet. Er war schon so gut wie verhaftet.

Der massige Mann stand auf. Bedrückt erhob sich Thomas mit ihm. Ein Gefühl der Hilflosigkeit überkam ihn. »Sagen Sie mir, was ich tun kann«, bat Thomas.

Ndegwa wandte den Blick ab und sah ihn dann wieder an. »Sie können meine Frau besuchen.«

»Ja«, sagte Thomas.

»Natürlich.«

»Das müssen Sie mir versprechen.«

»Ja.« Ihm schien, als entdeckte er einen leisen Anflug von Angst auf Ndegwas Gesicht.

Thomas bezahlte das Bier und verließ das Thorn Tree. Er fühlte sich benommen und desorientiert. Es war der Alkohol auf nüchternen

Magen. Oder Ndegwas  
Neuigkeiten. Ein Mann kam  
auf ihn zu, der, abgesehen von  
einer Papiertüte, nichts auf  
dem Leib hatte. Die Tüte war  
an den Seiten aufgerissen, um  
die Beine durchstecken zu  
können, und er hielt die  
beiden Öffnungen mit den  
Händen fest. Es sah aus, als  
trüge er Windeln. Sein Haar  
war schmutzig, mit  
verschiedenfarbigen Fusseln

durchsetzt. Er blieb vor Thomas stehen – dem Amerikaner, dem leichten Opfer. Thomas leerte seine Taschen in einen Beutel, den der Mann um den Hals trug.

Er mußte Regina finden.

Er ging am Hotel Gloria vorbei, wo er und Regina die erste Nacht im Land verbracht hatten, ohne zu bemerken, daß es ein Bordell war. Das Waschbecken war mit

braunem Zeug verstopft, das er nicht näher untersuchen wollte, und als sie aufwachten, waren sie mit Fliegen bedeckt. Jetzt ging eine Frau an ihm vorbei, die ein Kind auf dem Rücken trug, dessen Augen voller schwarzer Fliegen waren. Thomas brauchte einen Schluck Wasser. Die Farben kamen ihm jetzt intensiver und greller vor; die Geräusche lauter und



gellender als eine Stunde  
zuvor. Er erinnerte sich an das  
erste Mal, als er eine lange  
Kolonne roter glänzender  
Ameisen gesehen und zu spät  
bemerkt hatte, daß sie an  
seinem Bein hinaufkrochen. In  
Gil Gil hatte eine nackte Frau  
bewegungslos auf dem  
Asphalt im Hof gelegen.  
Nackte Männer hingen an  
vergitterten Fenstern. Sie  
hatten ihm auf die Füße

gespuckt. Warum waren so viele Menschen ohne Kleider in diesem Land? Die Sicht seines rechten Auges wurde von Hunderten heller, sich bewegender Punkte getrübt. Keine Migräne, dachte er – bitte, nicht jetzt.

SCHULMÄDCHEN

STIRBT NACH

BESCHNEIDUNG. Er erinnerte sich an den

Nachtexpress nach Mombasa,

an den sexuell erregenden Rhythmus der Räder. Er und Regina hatten sich eine enge Koje geteilt, und es war eine zärtliche Nacht zwischen ihnen gewesen, eine Art Waffenstillstand. Er hatte Maurice von E.M. Forster gelesen. Wo hatte er das Buch gelassen? Kenianer haßten Homosexuelle, erwähnten sie nie, als existierten sie nicht. Rich würde kommen, und er

würde ihm das Kraut zum  
Kauen geben. Was hatte seine  
Mutter geschrieben? Die  
Gasleitungen seien kaputt?  
DREI AMERIKANER  
ENTHAUPTET. Ob der  
Wagen noch da war? Oder  
hatte er nicht genügend  
bezahlt? Töpfe und Kleider  
wurden auf der Straße  
verkauft. Im Schaufenster  
eines Kaufhauses wurden  
Artikel von Cuisineart

angeboten. Regina würde inzwischen ernstlich besorgt sein. Gestern hatte er im Norfolk überbackene Käseschnitten gegessen, deren Geschmack noch immer auf seiner Zunge lag. In Wirklichkeit jedoch schmeckte er das Tusker. Worte. Sie verfolgten ihn in der Nacht. Einmal waren zwanzig Löwen an ihm vorbeispaziert. Er hatte wie

erstarrt neben dem Auto  
gestanden, nicht einmal fähig,  
die Tür zu öffnen, um  
einzusteigen. Regina hatte  
drinnen tonlos geschrien. Sie  
waren nach Keekorok  
hinaufgefahren, ohne Batterie  
und mit vier abgefahrenen  
Reifen. Der Schaltnüppel  
war abgebrochen. Ein anderes  
Mal, auf einer Safari, als alle  
das Lager verlassen hatten,  
war er zurückgeblieben, um

zu schreiben. Er war von  
Pavianen angegriffen worden  
und mußte sie vertreiben,  
indem er mit einem Holzlöffel  
auf einen Blechtopf schlug.

ZAUBERDOKTOR

WEGEN BESTECHUNG

BEIM RUGBY

FESTGENOMMEN. MANN

IN ZEBRAFALLE

GEFANGEN. Bei einer Party  
in der Botschaft hatte ihn eine  
Frau in weißem Kostüm für

einen Spion gehalten. Die Luft in Karen schmeckte wie Champagner. Sie war sogar besser als in den Ngong Bergen. Er sehnte sich nach ihrer Kühle, nach ihrem Grün. Er lehnte den Kopf an die Mauer eines Gebäudes, der Beton war heiß und rauh, nicht beruhigend. Regina hätte Medikamente in ihrer Tasche. Wenn er nur in einen ruhigen Raum käme. Ihm fiel



eine Höhle ein, in der  
Tausende von Fledermäusen  
an der Decke hingen, Regina  
sank vor Schreck auf die Knie.  
Er flehte sie an, aufzustehen,  
und schließlich mußte er sie  
buchstäblich nach draußen  
zerren. ›Mir geht's gut. Mir ist  
kein Unglück widerfahren.<  
Eine Floskel, nicht ernst  
gemeint. Ndegwa hatte  
aufsehenerregendes Unglück.  
Oder schuf er es sich selbst?

REGENFÄLLE  
VERURSACHEN CHAOS.  
ARME SEHEN ZU WIE  
IHRE HÄUSER  
NIEDERGEWALZT  
WERDEN.

KRANKENWAGEN MIT  
ELFENBEIN ENTDECKT.

Zunächst wäre Regina  
wütend, ärgerlich, weil sie  
hatte warten müssen. Aber es  
würde ihr leid tun, wenn sie  
sähe, daß er Migräne hatte.

Im Markt wartete er, bis sich seine Augen an das Dunkel gewöhnt hatten. Der Gestank war jetzt sogar noch schlimmer, und er versuchte, durch den Mund zu atmen. Die Menschen und die Stände im Markt nahmen Gestalt an wie Fotos im Entwicklerbad. Er sah eine Frau in einem Kanga, das Tuch war straff um die Hüften geschlungen. Sie hatte einen hübschen

festen Hintern. Ndegwa hatte den Afrikanerinnen nachgesehen, wohingegen ihm, Thomas, die schlanke Taille einer weißen Frau aufgefallen war und die Art, wie sich ihre Baumwollbluse über dem Kanga bauschte. Plötzlich spürte er solche Enge in der Brust, daß er den Gestank tief einatmen mußte, um Luft zu bekommen.

Es war doch nicht möglich,

dachte er. Selbst als er nicht mehr daran zweifelte.

Der Schmerz blieb, aber sein Kopf wurde klarer. Die Sehstörung ließ nach. Sie hatte ihm den Rücken zugewandt, ihren langen, schlanken Rücken. Ein Korb hing über ihrem Arm. Sie beugte sich leicht zu einer Auslage mit Ananas hinunter, um ihre Reife zu prüfen. Eine dichte Reihe von

Silberarmreifen klirrte an ihrem rechten Gelenk, als sie die Hand bewegte. Ihre Beine waren von der Wadenmitte bis zu den Füßen nackt. Er sah auf das schlanke gebräunte Bein, die staubige Ferse, die abgetragenen Ledersandalen. War es möglich, daß er sich täuschte? Nein. In diesem Fall war eine Täuschung unmöglich. Das wundervolle Haar, blonder, als er es in

Erinnerung hatte. Im Nacken zu einem losen Knoten gebunden.

Jetzt bezahlte die Frau ihre Ananas. Sie drehte sich um und kam auf ihn zu. Einen Moment lang sah sie verwundert aus, in einer Hand hielt sie die Strohtasche, in der anderen den Geldbeutel. Ihr Gesicht war schmaler, nicht so rund, wie er es in Erinnerung hatte. Selbst in der Dunkelheit

des Markts konnte er das Kreuz erkennen. Er hörte, wie sie nach Luft schnappte.

»Thomas!« sagte die Frau.

Sie trat einen Schritt vor.

»Bist du es wirklich?«

Er steckte die Hände in die Taschen, aus Angst, er könnte sie unwillkürlich anfassen.

Ihre Gegenwart war wie ein explodierender Feuerwerkskörper.

»Linda.«



Sein Mund war bereits trocken.

Sie lächelte zögernd und reckte den Kopf. »Was machst du hier?«

Was machte er in Afrika? Das schien eine berechtigte Frage zu sein.

»Ich bin schon seit längerem hier. Seit einem Jahr.«

»Wirklich? Ich auch. Fast jedenfalls.«

Ihr Blick wich dem seinen aus, nur eine Sekunde lang, und das Lächeln erlosch für einen Moment. Sie hatte die Narbe noch nicht gesehen.

»Das ist sehr seltsam«, sagte er.

Ein älterer Mann in einer königsblauen Jacke kam auf ihn zu und zupfte ihn am Ärmel. Thomas war wie erstarrt, unfähig, sich zu rühren, als könnte er etwas

Wichtiges zerstören. Er beobachtete, wie Linda in ihren Geldbeutel griff und ein paar Shilling herausnahm. Der Bettler entfernte sich.

Sie legte die Finger an die Nase, von einem der Gerüche überwältigt, die das Gebäude durchzogen. Er glaubte, ihre Finger zittern zu sehen. Regina wäre jetzt irgendwo und wartete auf ihn. Regina. Er bemühte sich, etwas

Vernünftiges herauszubringen.

»Meine Frau arbeitet bei der UNICEF.«

Die Worte meine Frau paßten nicht, dachte er. Nicht hier. Nicht jetzt.

»Oh«, sagte sie. »Ich verstehe.«

Thomas sah auf ihre Finger, um festzustellen, ob sie einen Ehering trug. An ihrer linken Hand war etwas, was ein Ehering hätte sein können.

»Bist du in Nairobi?«

»Nein. Ich bin im  
Friedenscorps. In Njia.«

»Oh«, sagte er. »Das  
überrascht mich.«

»Warum?«

»Ich hielt dich nicht für den  
Typ Frau, der zum  
Friedenscorps geht.«

»Nun. Man ändert sich.«

»Wahrscheinlich.«

»Hast du dich verändert?«

Er dachte nach. »Ich glaube

nicht.«

Seine Lippen waren trocken, er mußte sie mit der Zunge befeuchten. Sein Atem war zu flach, er brauchte Luft. Der Schmerz in seiner Schläfe war qualvoll. Regina hätte Medikamente in ihrer Tasche. Er legte die Hand an den Kopf, ohne sich dessen bewußt zu sein.

»Du hast Migräne.«

Er sah sie verblüfft an.

»Dieser gequälte Zug um deine Augen.«

Sie, die das Dutzende von Malen gesehen hatte.

»Ich kriege es jetzt nicht mehr so oft wie früher. Der Arzt sagt, wenn ich fünfzig bin, wird es verschwunden sein.« Er holte tief Luft und hoffte, es klänge wie ein Seufzen. »Wenn ich so lange lebe.«

»Es ist schwer, sich

vorzustellen, so lange zu leben«, sagte sie leichthin.

»Früher habe ich immer gedacht, mit dreißig wäre ich tot.«

»Das haben wir alle gedacht.«

Sie hatte wasserblaue Augen und lange blonde Wimpern. Feine Fältchen umgaben ihre Augen. Ihr Gesicht war gebräunt, ein indianisches Rotbraun. Nach



dem Unfall war es nicht möglich gewesen, zusammenzubleiben. Ihre Tante und ihr Onkel hatten es verboten. Er hatte tagelang ihr Haus belagert. Bis sie sie schließlich fortgeschickt hatten. Er wußte immer noch nicht, wohin sie gegangen war.

Er hatte vier Briefe geschrieben, von denen keiner beantwortet wurde. Und dann

kam der Herbst, und er hatte sich in Harvard eingeschrieben. Sie hatte sich für Middlebury entschieden. Er hatte sich dann gezwungen, es aufzugeben und ihr Schweigen als Strafe hinzunehmen.

Die zehn Jahre hatten sie verändert. Sie sah jetzt wie eine Frau aus. Ihre Brüste waren nackt unter der Bluse, und er bemühte sich, nicht

darauf zu sehen.

»Wir wohnen in Karen«, sagte er.

Sie nickte langsam.

»Es liegt westlich von hier.«

Er machte mit der Hand eine Bewegung in eine Richtung, die Westen sein mochte.

»Ich kenne den Ort.«

»Ich hatte nie Gelegenheit, dir zu sagen, wie leid es mir tat«, sagte er. »Ich habe versucht, dir zu schreiben.«

Sie sah weg. Der tiefe V-Ausschnitt entblößte gerötete Haut.

»Wegen des Unfalls«, sagte er. »Er war unverzeihlich. Wenn ich nicht so schnell gefahren wäre. Wenn ich nicht getrunken hätte.«

Sie blickte rasch zu ihm auf. »Ich war dabei. Ich war genauso daran beteiligt wie du.«

»Nein, das warst du nicht.

Ich war derjenige, der  
gefahren ist.«

Sie streckte die Hand aus  
und berührte sein  
Handgelenk. Die Berührung  
war so elektrisierend, daß er  
zusammenzuckte. »Thomas,  
wir wollen es gut sein lassen.  
Es ist Jahre her. Alles hat sich  
verändert inzwischen.«

Ihr Kanga war nur ein  
einziges Stück Stoff, das sie  
wie die afrikanischen Frauen

um die Taille geschlungen hatte. Ein winziger Ruck, und er würde auf ihre Sandalen hinabgleiten. Darüber konnte er jetzt nicht nachdenken.

»Ich möchte nur wissen, wohin sie dich geschickt haben«, sagte er. »Das habe ich mich immer gefragt.«

Sie zog die Hand zurück.  
»Ich ging zu Eileen nach New York.«

Er nickte langsam.

»Dann ging ich nach  
Middlebury.«

Er holte tief Luft.

»Es gibt so viel  
nachzuholen«, sagte sie. Wie  
vielleicht jede Frau gesagt  
hätte, um Normalität  
herzustellen.

»Wie geht's deiner Tante?«  
fragte er, sich einen Moment  
lang fügend.

Sie preßte die Lippen  
aufeinander und zuckte mit

den Achseln. Die Beziehung zu ihrer Tante wäre wohl immer schwierig. »Wie üblich, schätze ich.«

»Warum hast du meine Briefe nicht beantwortet?« fragte er zu schnell – schließlich unfähig, die Normalität aufrechtzuerhalten.

Sie hob die Hand und strich eine Haarsträhne hinters Ohr. »Ich habe keine Briefe



bekommen.«

»Du hast meine Briefe nicht bekommen?«

Sie schüttelte den Kopf.

Seine Brust fühlte sich wie zusammengeschnürt an.

»Also«, sagte sie. Das leichte Stirnrunzeln verschwand. »Du bist beim Einkaufen?«

»Oh«, sagte er. Verwirrt.  
»Ich bin fertig mit Einkaufen.  
Zumindest mit meinem Teil.

Obwohl ich Cashew-Nüsse besorgen sollte.« Er hoffte, sie würde den Biergeruch in seinem Atem nicht bemerken. Es war noch nicht einmal Mittag.

Aus dem Augenwinkel sah er, daß Regina sich näherte. Sie trug eine Strohtasche voller Lebensmittel auf den Armen. Panik ergriff ihn. Er wollte unbedingt mit Linda sprechen, bevor Regina zu

ihnen stieß.

»Linda«, sagte er, brach aber dann ab. Ihm fiel kein einziges Wort ein.

Sie sah schnell zu ihm auf, und er hielt ihren Blick fest.

Regina stand neben ihm, und verlegenes Schweigen trat ein. Linda lächelte in Reginas Richtung. »Hallo. Ich bin Linda Fallon.«

Thomas bemühte sich, die Fassung zu wahren. Er sah

Regina an und fragte sich, ob Lindas Name ihr etwas sagte. Er hoffte nicht. »Linda, das ist meine Frau Regina.«

Regina stellte die Strohtasche ab und schüttelte Lindas Hand. Reginas pinkfarbene ärmellose Bluse zeigte Flecken unter den Armen, das Haar hing ihr wirr und verschwitzt ums Gesicht. Sie sah Thomas an, seine leeren Hände. Sie trug Shorts,

was ihm peinlich war.

»Hast du das Obst nicht gekauft?« fragte Regina.

Selbst jetzt mit einem leicht weinerlichen Unterton.

»Es ist im Auto.«

Sie sah ihn eindringlich an.

»Hast du Migräne?«

Linda sah weg.

Thomas bemühte sich, unbeteiligt zu sprechen, was ihm allerdings nicht gelang.

»Linda ist eine alte Freundin.

Aus Hull.«

Regina wandte sich der Fremden zu. »Wirklich? Sind Sie auf Safari?«

»Nein. Ich bin beim Friedenscorps.«

»In Nairobi?«

»In Njia.«

»Ach, wirklich. Was machen Sie?«

»Ich unterrichte.«

»Oh, wow.« Das Wow klang mechanisch, ohne

Emotion. Hinter Linda packte der Händler seine übriggebliebenen Waren zusammen.

»Sie schließen«, sagte Thomas. Hin und her gerissen zwischen dem Wunsch, die beiden Frauen möglichst rasch voneinander zu trennen, und dem Wunsch, seine Unterhaltung mit Linda nicht abubrechen. Er wollte sie so viel fragen, Fragen, die ihm

jahrelang durch den Kopf gegangen waren.

Linda sah demonstrativ auf ihre Uhr. »Ich muß mich beeilen. Peter erwartet mich zum Lunch.«

Der Name traf ihn wie eine Kugel in die Brust. Daß es einen Peter gab, war zu erwarten, dennoch schockte ihn der Name.

Linda wandte sich Regina zu. »Ich habe mich gefreut, Sie



kennenzulernen.« Sie sah Thomas an. Es gab nichts, was sie hätte sagen können. Also lächelte sie nur.

Thomas beobachtete, wie sie fortging. Alles Blut in seinen Adern strebte ihr nach.

Er beugte sich hinunter, um Reginas Tasche zu nehmen. Er mußte etwas tun, um die Leere in seinem Innern zu verbergen. Regina schwieg, während sie durch die Stände

in die Mittagssonne  
hinausgingen.

»Roland und Elaine haben  
uns zum Abendessen  
eingeladen«, sagte sie.

Roland, Reginas Supervisor,  
war ein Arschloch, aber  
Thomas war erleichtert, daß  
eine Party anstand. Einen  
ganzen langen Abend mit  
Regina im Haus, das würde er  
nicht aushalten. Nicht heute  
abend.

»War das nicht das Mädchen, mit dem du während der High-School gegangen bist?«

Er zwang sich, beiläufig, sogar gelangweilt zu klingen.  
»Ein paar Monate lang.«

»Und hattest du nicht irgendeinen Unfall mit ihr zusammen?«

»Sie saß im Wagen.«

Regina nickte. »Jetzt erinnere ich mich. Du hast es

mir erzählt.«

Thomas stellte die Tasche in den Kofferraum. Er öffnete die Fahrertür und stieg ein; der Sitz war so heiß, daß er sich die Schenkel verbrannte. Der Junge auf dem Parkplatz beobachtete ihn und wartete auf ein Trinkgeld. Thomas kurbelte das Fenster herunter, und der Junge war im Nu bei ihm.

Regina setzte sich neben

ihn. »Blondinen sollten nicht so viel in die Sonne gehen«, sagte sie. »Ist dir aufgefallen, wie ruiniert ihre Haut aussieht?«

Er stand auf Rolands Veranda, ein Pimm's in der Hand, und das Gefühl, das seine Brust durchströmte, das aber nicht von einem eben erst vergangenen Erlebnis herrühren konnte, mußte

Freude sein. Ein Gefühl, das bis zu den Schenkeln hinab zu spüren war. Am Anfang des Abends, als er inmitten eines Gewirrs aus kühlen, aber paradoxerweise freundlichen Bemerkungen eintraf – ›Roland, sind die Amerikaner nicht komisch, wie sie überall zu Fuß hingehen? Also, dieses Kleid gefällt mir‹ –, spürte er, wie gering seine Aufmerksamkeit war, wie

widerwillig er sie sich  
abnötigen ließ. Und deshalb  
suchte er Zuflucht auf der  
Veranda, wo bis jetzt noch  
niemand war.

Und er wußte, daß er  
verliebt war. Wie noch nie im  
Leben. Nicht seit jenem Tag  
1966, als ein Mädchen in  
grauem Rock und weißer  
Bluse über die Schwelle eines  
Schulzimmers trat. Es war, als  
wäre er in all den Jahren bloß

abgelenkt gewesen oder hätte  
es satt gehabt, nur  
Erinnerungen zu lieben. Und  
wäre nun, entgegen aller  
Erwartung, wieder in seinen  
rechtmäßigen Zustand  
zurückversetzt worden. Er  
lebte nicht mehr von  
Erinnerungen, sondern war  
genesen. Wie ein Blinder, der  
einst sehen konnte, lernt, mit  
seinem Gebrechen zu leben  
und sich an seine dunkle Welt



zu gewöhnen, und dann, Jahre später, wenn er verblüffenderweise wieder sehen kann, weiß, wie herrlich seine Welt früher war. Und all das nur wegen eines unvermuteten Wiedersehens und des Austauschs von einem Dutzend Sätzen – die in sich schon kleine Wunder waren.

Die Veranda ging auf einen Garten mit Hibiskus und

Margeriten hinaus, die im  
Licht der Laternen in den  
Bäumen einen geisterhaften  
Glanz verströmten. Am  
Äquator ging die Sonne jeden  
Abend zur gleichen Zeit unter,  
wie ein Licht, das ohne alle  
Vorankündigung, ohne trüber  
zu werden, einfach erlosch,  
eine Tatsache, die Thomas  
verwirrend fand. Er vermißte  
das langsame Verdämmern  
eines Sommerabends, und

selbst die Morgendämmerung hatte er kaum je gesehen. Zu seiner Verwunderung vermißte er auch den Schnee, und gelegentlich träumte er nachts davon. Jetzt stand er auf gleicher Höhe mit der Krone eines Avocado-Baums, der schwer an Früchten trug – so nahe, daß er sich nur hätte vorbeugen müssen, um eine der grünen ledrigen Früchte zu pflücken. Er erinnerte sich,

daß er vor seiner College-Zeit  
nie eine gegessen hatte, weil  
die Frucht für die  
calvinistische Küche seiner  
Mutter viel zu exotisch war.  
Sie hielt Ketchup für Gemüse.

Roland hatte darauf  
bestanden, daß er ein Pimm's  
nahm, ein süßliches Getränk  
aus Gin und Gingerale,  
obwohl Thomas ein schlichtes  
Bier gewollt hätte. Roland  
war zu Hause so herrisch wie

bei der UNICEF, ein Mann,  
der mit einer Bestimmtheit  
feste Meinungen von sich gab,  
die verblüffend war. Man  
solle sich an seine Worte  
erinnern, nach Kenyattas Tod  
komme es zu  
Stammeskämpfen. Eines stehe  
fest, wenn ein Afrikaner das  
Haus eines Europäers kaufe,  
könne man darauf wetten,  
daß es verfallen würde. Daß  
man einem Asiaten nicht

trauen konnte, verstand sich von selbst. Thomas, der zu diesen Themen keine Meinung hatte, fand den eingestandenen – ja, bedrohlichen – Rassismus entsetzlich. Umgekehrt hielt Roland Thomas für hoffnungslos naiv, und er sagte das auch. Amüsant naiv, tatsächlich. Ein ernster Amerikaner war ein Vergnügen. ›Ihr werdet

sehen«, fügte Roland gern hinzu.

Die Nachtluft umspielte Thomas' Arme im kurzärmeligen Hemd. In der Ferne hörte er Musik und das verklingende Lachen einer Frau. Rauch stieg aus der Betongarage auf, in der die Dienstboten lebten, womit sich wie immer die Frage nach der Bewertung stellte: War das Einsperren von

Bediensteten in einer  
Betongarage etwas anderes  
als Sklaverei? Und gleichzeitig  
mit diesem Gedanken tauchte  
die Frage auf: Wo war Linda  
in diesem Moment? Was  
machte sie gerade? Er sah sie  
in einer Hütte im Busch vor  
sich – warum, hätte er nicht  
sagen können. Wahrscheinlich  
entsprach es der Vorstellung,  
die man sich vom  
Friedenscorps machte, das



gute Arbeit und erträgliches Leid suggerierte. Wie leicht hätten sie sich auf dem Markt verfehlen können und möglicherweise nie erfahren, daß der andere überhaupt im Land war. Die Knie wurden ihm weich, wenn er daran dachte. Erneut sah er den sanften Schwung ihrer Taille und ihrer Hüften vor sich und die Art, wie ihre Brüste sich unter der Bluse bewegten.

Eine Sehnsucht, die er seit seiner frühen Jugend nicht mehr verspürt hatte, durchlief schmerzlich seinen Körper.

Ihre Finger hatten gezittert, als sie ihr Gesicht berührte, dessen war er sicher. Und dennoch wirkte sie so ruhig, so unglaublich gefaßt. Hatte ihr die zufällige Begegnung etwas bedeutet, oder war es nur ein wehmütiger Moment für sie, etwas, was man

beiseite schieben mußte, um sein Leben fortzusetzen? Aber eigentlich war es unmöglich, daß einer den anderen vergessen hatte. Und dennoch hatte er eine andere Frau geheiratet, und sie war mit einem Mann namens Peter zusammen. Er stellte sich einen farblosen Akademiker vor, wenn auch nur, weil er sich das so wünschte. Er fragte sich, ob sie zusammenlebten,

und schätzte, daß sie es taten.  
Machten das nicht alle  
heutzutage, vor allem in  
diesem Land der  
Gesetzlosigkeit und  
verbotenen Liebe?

Er wandte sich ein wenig  
um, lehnte die Hüfte an das  
Geländer und sah durch die  
Flügelfenster in einen Raum,  
den Elaine als ihren Salon  
bezeichnete, eine weitere  
britische Reminiszenz, die

anachronistisch wirkte in einem Land, in dem die Mehrheit in Hütten lebte.

Allein unter den Gästen dieser Party wußte er von drei Affären, und wer hätte sagen können, wie viele andere es noch gab? Roland selbst schlief mit Elaines bester Freundin Jane, und das seltsame war, hatte Regina gesagt, daß Elaine davon wußte und sich nichts daraus

machte. Was die Frage aufwarf: Mit wem schlief Elaine? Elaine, die darauf nicht verzichten würde. Elaine mit ihrem nußbraunen harten Gesicht und dem fast platinweißen Haar nach einem fast lebenslangen Aufenthalt am Äquator. Elaine, die in Kenia geboren war und Thomas einmal verärgert gesagt hatte, sie sei kenianische Staatsbürgerin

(obwohl man seiner Meinung nach nicht den Eindruck hatte, daß sie die Afrikaner deswegen lieber mochte). Sie hielt Pferde und hatte die Schenkel einer Reiterin. Sie besaß eine bestimmte Art von Schönheit, wenn auch eine, die wenig Anziehung auf Thomas ausübte, und ihre Persönlichkeit war so wetterhart wie ihr Gesicht. Noch weniger als Roland

vermochte sie ihre Verachtung für Amerikaner zu verbergen. Sie blickte in diesem Moment auf und bemerkte, daß Thomas sie anstarrte. Er sah schnell weg. Sie hätte seinen Blick mißverstehen, später vielleicht sogar mit ihm flirten können.

Jesus, dachte er und drehte sich wieder zum Geländer um. Das hätte ihm gerade noch



gefehlt.

Stundenlang hatte er Migräne gehabt und war froh gewesen, im abgedunkelten Zimmer zu liegen. Regina hatte in der Küche herumhantiert und dann auf der Veranda gelesen. Selbst in der Abgeschiedenheit des Schlafzimmers hatte er die Freude gespürt, selbst durch den quälenden Schleier des Schmerzes hindurch. Und als

die schlimmsten Schmerzen abgeklungen waren, war er vor Glück fast euphorisch. Immer und immer wieder hatte er in Gedanken die Unterhaltung mit Linda ablaufen lassen, und die Wiederholung der Sätze war wie ein Gedicht, das er sich einzuprägen hoffte.

›Bist du es wirklich?‹

›Das ist sehr seltsam.‹

›Hast du dich verändert?‹

›Es ist Jahre her. Alles hat sich verändert inzwischen.«

Er hörte das leise Klicken der Verandatür hinter sich. Er schickte ein schnelles Gebet zum Himmel, daß es nicht Elaine war.

»Unser ansässiger Reimeschmied.«

Roland, mit einem großen goldfarbenen Getränk in der Hand, kam auf Thomas zu und stützte die Ellbogen auf

das schmiedeeiserne  
Geländer, eine Haltung, die  
entspannt wirkte, es aber  
sicherlich nicht war. Sein  
Hemd, eigens aus London  
geschickt, wie er behauptete,  
war aus einem synthetischen  
Material.

»Ich reime nicht«, sagte  
Thomas.

»Wirklich? Das wußte ich  
nicht.«

Roland trank einen Schluck

und strich sich eine fettige Locke aus der Stirn. Sein Geruch war widerlich, von Eau de Cologne überlagert. Ganz zu schweigen von seinem Mundgeruch, der einem schon aus der Entfernung von einem Meter entgegenschlug. Die Briten badeten nur ein- oder zweimal pro Woche; nun, keiner tat es öfter hier draußen.

»Wo kann man Ihre Bücher denn bekommen?«

»Es gibt keine Bücher von mir.«

Thomas war sicher, daß sie diese Unterhaltung vor Monaten schon einmal geführt hatten.

»Oh. Wie schade.«

Rolands Hose, ebenfalls aus irgendeinem synthetischen Stoff, lag eng an den Schenkeln an und fiel über

seine Schuhe hinab. Er trug eine schwere silberne Uhr mit dehnbarem Armband, das ihm zu weit war.

»Also scharfe Attacken? Pamphlete?« fragte Roland bemüht unbekümmert.

»Ich schreibe für Literaturmagazine«, sagte Thomas, den stolzen Unterton sofort bereuend.

»Ich schätze, es gibt einen Markt für so was in den

Staaten?«

Thomas fragte sich, wo Rolands Geliebte heute abend war. Jane, deren Mann Safaris leitete und praktischerweise oft von zu Hause fort war. Der Mann, der sich auf Partys lauthals beklagte, daß er das Wild nicht mehr schießen durfte.

»Ganz und gar nicht.«

»Oje«, sagte Roland mit einem Anflug von Bestürzung.



»Regina muß wohl sehr tüchtig sein?« Er meinte in finanzieller Hinsicht.

Thomas erwog, ihm zu verraten, daß er für Reginas Studium aufkam, verwarf es dann aber wieder.

»Es gibt hier einen Typen aus Uganda, der ein Magazin herausgibt. Er könnte Ihnen vielleicht von Nutzen sein«, sagte Roland mit säuerlicher Miene und beugte sich

verschwörerisch zu Thomas hinüber.

»Natürlich ist es ein mieses Blättchen, und der Typ ist ein ziemlicher Schleimer, aber letzten Endes ist eine Veröffentlichung besser als keine, oder?«

Roland lehnte sich mit dem Rücken ans Geländer und beobachtete seine eigene Party.

»Und warum sind wir so

einsiedlerisch und ziehen uns allein auf die Veranda zurück, wenn man fragen darf?« sagte Roland, sich selbst die Freiheit herausnehmend. Er lächelte und trank einen Schluck. Die gönnerhafte Art dieses Burschen ging ihm auf die Nerven. Das »wir« brachte das Faß zum Überlaufen.

»Tatsächlich habe ich gerade an Jane gedacht«, sagte Thomas.

Arabische Möbel von der Küste und englische Antiquitäten ergaben ein überladenes Stilgemisch, das förmlich nach Entrümpelung schrie. Obwohl – es gab einen herrlichen Sekretär, den Thomas schon einmal bewundert hatte und es heute wieder tat. Er sah die Bücher durch, die in den bleiverglasten Schränken standen. Nichts

Überraschendes, nur das  
Übliche: Dickens und Hardy,  
T.E. Lawrence und Richard  
Burton. Vielleicht sollte er  
Roland heute fragen, ob er  
sich den Burton ausleihen  
dürfe. Ein Afrikaner in weißer  
Uniform nahm sein Glas und  
fragte mit melodischem  
kenianischem Akzent, ob er  
noch ein Pimm's wolle.  
Thomas schüttelte den Kopf,  
das Medikament gegen die

Migräne, verbunden mit Alkohol, machte ihn euphorisch und zugleich benommen. Verzweifelt sehnte er sich nach Schlaf.

Regina unterhielt sich in der Ecke mit einem Jungen. Sie trug ihr Haar zu einem Knoten gebunden, eine Frisur, die Thomas mochte, wie sie wußte. Ihr ärmelloses Kleid enthüllte Arme, die von langen Nachmittagen in

Kliniken unter freiem Himmel gebräunt waren. Ihr Hals war feucht von der Hitze, und auf ihrer Haut lagen kleine Schweißperlen. Früher einmal war er vor Sehnsucht, mit dieser Frau zu schlafen, fast vergangen. Als sie sich in einem Heimwerkerladen in Boston kennenlernten – sie trug ein gelbes T-Shirt und eine Latzhose und wollte eine Hacke kaufen, er stand in der

Kassenschlange mit einem Stößel in der Hand –, waren ihm ihre porzellanartige Haut und ihre erstaunlichen Brüste aufgefallen, die sich unter dem Latz ihrer Hose abzeichneten. Er versuchte sofort, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er war ihr zu ihrem Wagen gefolgt und hatte ein Interesse an Gartenarbeit vorgetäuscht, das sich nicht einmal den



Abend über aufrechterhalten ließ. In jener Nacht in ihrem Appartement, als sie im Bett lagen (worin sie sich geradezu gesuhlt hatten, dachte er jetzt), gestand er ihr, daß er keine Ahnung von Gartenarbeit habe, und sie lachte und sagte, das sei offenkundig gewesen. Sie habe sich aber geschmeichelt gefühlt, fügte sie hinzu, was er erst Monate später verstand,

als er erfuhr, wie sehr sie ihren üppigen Körper haßte. Und da war es schon zu spät. ›Zu spät‹, dachte er. Ein verhängnisvolles Konstrukt, das er erst jetzt wirklich durchschaute. Die zufällige Begegnung mit Linda zeigte bereits ihre klärende Wirkung auf sein Denken.

Regina beugte sich zu dem Jungen hinunter, dessen Haar von Wind und Sonne

ausgebleicht war und der  
herausgekommen war, um die  
Gäste zu begrüßen. Er wirkte  
scheu und bedrückt, obwohl  
Regina sich gut darauf  
verstand, jemandem ein  
Lächeln zu entlocken, was ihr  
vielleicht auch bei ihm bald  
gelingen würde. Es schien ein  
nettes Kind zu sein, erst zehn  
Jahre alt. Im nächsten Jahr  
würde Roland ihn nach  
England ins Internat schicken.

Was Thomas für eine extreme Maßnahme hielt, um einem Kind eine Schulbildung zukommen zu lassen, und Rolands Kultur kam ihm manchmal genauso fremd vor wie die afrikanische. Regina winkte Thomas zu sich heran.

»Du erinnerst dich an Richard«, sagte Regina mit der aufgekratzten Stimme, mit der Erwachsene in Gegenwart von Kindern

sprechen.

Thomas streckte die Hand aus, der Junge schüttelte sie, und sein zartes Händchen verschwand fast in seinem festen Griff.

»Wie geht es Ihnen?« fragte der Junge höflich, den Blick jedoch nicht auf Thomas gerichtet.

»Sehr gut. Und dir?«

Thomas beugte sich leicht zu dem Jungen hinunter, der die

Achseln zuckte. Für mehr reichte seine Höflichkeit nicht.

»Richard hat gesagt, daß er morgen an einem Pferderennen in Karen teilnimmt. Er hat uns eingeladen, zuzusehen.«

Thomas konnte sich kaum vorstellen, daß der Junge imstande sein sollte, ein Pferd zu bändigen, von einer Teilnahme an einem Rennen ganz zu schweigen. Obwohl er

als Sohn seiner Mutter sicher mit Pferden aufgewachsen war. Einmal waren Thomas und Regina eingeladen worden, Elaine bei der Jagd in Karen zuzusehen, der schlimmste Anachronismus, den Thomas je zu Gesicht bekommen hatte: Sherry auf Silbertablets, scharlachrote Röcke, und die riesigen Leiber der Tiere, die die Hecken streiften. Die Hecken von

Karen, dachte er. Sie allein könnten Geschichten erzählen.

»Ich denke, das sollten wir tun«, sagte Thomas zu dem Jungen, und sogar während er sprach, dachte er wieder: ›Wo ist Linda jetzt? Genau in diesem Moment.«

»Du bist heute abend so still«, sagte Regina, nachdem der Junge von seiner Mutter gerufen worden war.

»Wirklich?«



»Du bist fast unhöflich.«

»Wem gegenüber?«

»Gegenüber Roland und Elaine vor allem.«

»Angesichts der Tatsache, daß Roland gerade seine tiefe Anteilnahme darüber ausgedrückt hat, daß ich eine verkrachte Existenz bin und von meiner Frau ausgehalten werde, schert mich das einen feuchten Dreck.«

»Thomas.«

Elaine, die in einiger Entfernung hinter Regina stand, ließ sie beide nicht aus den Augen.

»Es ist die Migräne«, sagte er, nach einer Erklärung suchend, die seine Frau akzeptieren würde. »Der ganze Tag war deshalb nicht normal.«

Regina schob die Finger zwischen die Knöpfe seines Hemds. »Alle deine Tage sind

doch nicht normal.«

Thomas verstand, was der Finger zu bedeuten hatte. Regina würde mit ihm schlafen wollen, wenn sie nach Hause kamen.

»Ich weiß, daß du Migräne hattest«, sagte Regina flüsternd. »Aber heute nacht ist die Nacht der Nächte.«

Thomas spürte, wie ihm das Herz sank.

»Ich habe die fruchtbaren

Tage überprüft«, sagte sie, vielleicht, um sich zu rechtfertigen.

Er zögerte genau eine Sekunde zu lang, dann versuchte er, den Arm um sie zu legen. Aber Regina hatte die Abwehr oder leichte Panik schon gespürt und bewegte sich ein wenig fort von ihm. Zu oft, fand Thomas, hatte er seine Frau unabsichtlich verletzt.

»Ich schätze, du hast die Neuigkeit gehört.« Ihre Stimme war jetzt kühl, das Barometer war gefallen, sie sah von ihm weg und trank einen Schluck von ihrem Roséwein.

»Welche Neuigkeit?« fragte Thomas vorsichtig.

»Ndegwa wurde verhaftet.« Thomas starrte sie ausdruckslos an.

»Heute nachmittag. Gegen

fünf. Norman, wie heißt er noch mal, der Typ von der Londoner Zeitung, er hat es mir gerade gesagt.«

Sie deutete in Richtung des Mannes. Und bemerkte Thomas' Überraschung. Es wäre nicht fair zu sagen, Regina hätte Thomas' Kummer genossen.

»Unmöglich«, sagte Thomas, zum zweitenmal am gleichen Tag vom

Udenkbaren erschreckt. »Ich habe ihn heute mittag gesehen. Ich habe im Thorn Tree etwas mit ihm getrunken.«

Regina, die nicht wußte, daß er im Thorn Tree war, sah ihn scharf an. »Sie haben ihn in der Universität verhaftet«, sagte sie. »Es ist sogar zu Demonstrationen gekommen.«

Thomas war wie erstarrt

und konnte die Nachricht nicht fassen.

»Er muß eine riesige Anhängerschaft haben«, sagte Regina, jetzt genauso wachsam wie Elaine.

»O Gott«, seufzte Thomas, erschüttert darüber, daß das Schreckliche Realität geworden war. Er dachte an die beiläufige Art, mit der Ndegwa die afrikanischen Frauen angesehen hatte, an



seinen Scherz mit dem Wurm.

»Jedenfalls groß genug, um in London eine Schlagzeile wert zu sein«, sagte Regina.

Er wartete im Schlafzimmer der Villa, der Raum war nur vom Mondlicht erleuchtet, und in dem bläulichen Licht zeichneten sich die seltsam femininen Möbelstücke ab, die man ihnen nach dem Einbruch geliehen hatte: der

Frisiertisch mit dem Chintz-Volant, das kamelhaarfarbene, schon etwas abgewetzte Sofa, der Mahagonischränk mit der Tür, die nicht ganz schloß und in dem er und Regina ihre lächerlich wenigen Kleider aufbewahrten. Er stellte sich vor, wie der reichverzierte Schränk von London nach Mombasa verschifft und auf einem Pferdewagen von der Küste heraufgebracht worden

war. Das Lieblingsstück einer Frau, ein Möbelstück, hatte sie vielleicht gesagt, ohne das sie nicht nach Afrika ginge. Und was war aus der Frau geworden, fragte sich Thomas. War sie im Kindbett gestorben? Hatte sie sich gefürchtet während der Nächte, in denen ihr Mann auf Safari war? Hatte sie im Muthaiga-Club getanzt, während ihr Mann mit ihrer

besten Freundin auf dem  
Rücksitz seines Bentley  
schlief? Hatte sie in diesem  
Bett gelegen, an chronischer  
Malaria erkrankt? Oder war  
sie braun und hart geworden  
wie Elaine, und hatten  
Langeweile und Staub ihre  
Zunge scharf werden lassen?  
Das Haus war eine zusätzliche  
Vergünstigung zu Reginas  
Stipendium, der unerwartete  
Luxus hatte sie beide

überrascht, als sie hier ankamen. Regina hatte sich zunächst gesträubt, in Karen zu wohnen, aber die Bougainvillea und die Durchreiche in der Küche hatten sie überzeugt, noch bevor sie auf der Veranda ihre Gin Tonics tranken. Inzwischen hatte Regina das Haus lieb gewonnen und konnte sich nicht mehr vorstellen, in die Staaten

zurückzukehren. Auch auf die Dienerschaft wollte sie nicht mehr verzichten: der Koch, der Gärtner, die Ayah, die sie anstellen würden, wenn Regina nur ein Kind austragen könnte.

Aus dem Badezimmer mit der klauenfüßigen Wanne drang ein Plätschern. Er wußte, daß Regina bald das Nachthemd aus schwarzer Seide und Spitze anziehen

würde, das er ihr aus einem Anflug von Heimweh heraus auf dem Weg nach Afrika bei einer Zwischenlandung in Paris gekauft hatte. Ein Nachthemd, das sie immer anzog, wenn sie glaubte, fruchtbar zu sein; ein Nachthemd, das inzwischen eine Aura des Versagens umgab und dessen einstiger Reiz verflogen war wie der Duft einer Frau. Er wünschte,

er könnte Regina irgendwie signalisieren, das Ding nicht anzuziehen – hatte seltsamerweise sogar schon daran gedacht, es zu verstecken –, aber sie würde die Geste ganz sicher mißverstehen und daraus schließen, daß er sie für zu fett hielt. Ein Wort, das er nie benutzt hatte, nicht einmal andeutungsweise. Ihr eigener Abscheu vor ihrem Körper



beherrschte sie so sehr, daß sie glaubte, jeder teile das verzerrte Bild, das sie von sich selbst hatte. Inzwischen wußte er, daß es ihr Leben zerstörte, wie eine Hasenscharte oder ein Klumpfuß das Leben eines Menschen zunichte machen können. Es gab nichts, was er hätte sagen oder tun können, um dieses Bild auszumerzen, das sie von sich hatte, und er nahm an, daß die Schädigung

bereits in jungen Jahren  
geschehen war, obwohl er es  
für sinnlos hielt, den Eltern die  
Schuld dafür zu geben.

Er stieg aus dem Bett und  
stand nackt am Fenster. In  
dem unheimlichen Licht  
waren gerade noch die  
Jacaranda-Bäume und die  
Wolfsmilchsträucher zu  
erkennen. Ein Duft von  
Jasmin lag in der Luft.  
Nachdem er leicht betrunken

von der Party  
heimgekommen war, hatte  
ihn eine Flut von  
Erinnerungen überwältigt, die  
er nicht abwehren konnte,  
auch nicht, als Regina ihn mit  
barschem Unterton fragte, ob  
er überhaupt zuhöre. Er hatte  
behauptet, Ndegwas  
Verhaftung habe ihn  
abgelenkt, was durchaus  
stimmte, obwohl das nicht der  
Grund für seine nostalgischen

Gedanken war. Während der Autofahrt hatte er ein junges Mädchen vor sich gesehen – ja, sie war damals nur ein Mädchen gewesen –, das zu spät in ein Klassenzimmer kam, in dem sich bereits Schüler und ein Lehrer versammelt hatten, und ihr stolzer Gang war ein überraschender Ausdruck von Selbstbewußtsein gewesen. Ihr grauer Rock reichte nur

bis zur Mitte ihrer Schenkel,  
eine gewagte Länge für die  
damalige Zeit. Jeder Junge,  
selbst der Lehrer hatte auf  
ihre langen Beine (ellenlange,  
dachte er jetzt) und die weiße  
Baumwollbluse gestarrt, an  
der ein Knopf zuviel  
offenstand. (Und selbst heute  
noch konnte ihn eine Frau in  
einer Baumwollbluse erregen,  
eine leicht beunruhigende  
Tatsache in einem Land, wo

kurze Röcke und weiße  
Baumwollblusen bei  
Schulmädchen Pflicht waren.)  
Das Mädchen stand in der Tür  
mit den Büchern in der Hand,  
Kaugummi kauend, und er  
war sicher, Mr. K. würde sie  
anbellen, das Ding  
auszuspucken. Aber sogar Mr.  
K. hatte es die Sprache  
verschlagen, und er brachte  
kaum mehr heraus, als sie  
nach ihrem Namen zu fragen

und ihn mit zitternden  
Fingern im Klassenbuch zu  
kontrollieren. Und irgendwie  
hatte Thomas selbst damals  
gewußt, daß der Rock, die  
Bluse und der Kaugummi  
nicht zu ihr paßten, daß es  
eine Maske war, die sie  
ausprobierte. Und sofort  
fragte er sich, wie es kam, daß  
er das Mädchen nicht schon  
früher gesehen hatte, denn er  
wußte, daß er sie tagelang

verfolgt hätte, bis sie mit ihm gesprochen hätte. Ihr Gesichtsausdruck war keineswegs frech, eher zurückhaltend, so daß er vermutete, daß sich hinter ihrer Maske vielleicht Angst verbarg und sie jemand war, der möglicherweise leicht ausgenutzt werden konnte. Er wünschte sich inständig, daß sie sich neben ihn setzte, auf einen der sechs oder sieben



freien Plätze im Raum  
(tatsächlich betete er darum:  
Lieber Gott, bitte mach, daß  
sie sich neben mich setzt), und  
wunderbarerweise, als  
genügten Wille und Wunsch,  
als hätte Gott persönlich  
eingegriffen, trat sie einen  
Schritt nach vorn, zögerte und  
nahm dann den Platz hinter  
Thomas ein. Und die  
Erleichterung, die er  
verspürte, war so groß, daß er

sich zum erstenmal in seinem Leben vor sich fürchtete.

Aus dem Badezimmer konnte er hören, wie das Wasser aus der Wanne lief. Regina wäre rosig von dem heißen Wasser. Er stellte sie sich nackt vor, versuchte, sich zu stimulieren, indem er sich selbst berührte, allerdings ohne rechte Lust. Einst war die Lust auf Regina selbstverständlich und

unmittelbar gewesen, aber jetzt mußte er die Falte zwischen ihren Augenbrauen vergessen, den weinerlichen Tonfall auf dem Markt, die Tatsache, daß sie ihren Körper haßte. Doch bei dem Versuch zu vergessen, weckte er nur weitere Erinnerungen – eine Folge von Bildern löste die nächste ab, eine Dia-Show, die er nicht zu kontrollieren vermochte. Ein Mädchen, das

in einer Oktobernacht von einem Pier sprang. Ein Matchsack, der hoch und weit aufs Meer hinausgeschleudert wurde. Ein dunkles Labyrinth winziger Räume, die nach Zwiebeln und Johnson's Baby-Öl rochen. Eine Bluse, die über eine zarte Schulter glitt, ein Bild, das für ihn jahrelang seinen erotischen Anstrich behalten hatte. Ein kleines Mädchen, das ein

Dreirad trug.

Regina öffnete die Badezimmertür, und ein Lichtstrahl fiel ins Schlafzimmer. Sie trug nicht das Nachthemd, sondern hatte sich ein Kitenge-Tuch um die Hüften geschlungen. Er wußte nicht, ob sie dies absichtlich oder unbewußt getan hatte, aber das Herz hämmerte ihm in der Brust. Sie knipste das Badezimmerlicht aus und

stand provozierend in der Tür;  
ihre Brüste leuchteten wie  
weiße Kugeln im Mondlicht.  
Ihm blieben nur Sekunden,  
wenn überhaupt, bis sie sein  
Zögern bemerken und sich  
bedecken würde. Und der  
Rest der Nacht wären Tränen  
und Entschuldigungen, Worte,  
die sie beide bereuen würden.  
In der Ferne hörte er, wie  
manchmal in der Nacht, das  
Geräusch von Trommeln,

singende Menschen. Es waren Kikuju-Katholiken, die nach einer Mitternachtsmesse nach Hause gingen. Ein Ibis war aufgewacht und krächzte in der Nacht, und ein aufgestörter Esel stieß sein entsetzliches rauhes Wiehern aus. Thomas ging auf seine Frau zu und machte sich bereit, ihr zu sagen, daß sie schön sei.

›Ich verstehe nicht. Es ist Sonntag.<

›Ich hab's Ndegwa versprochen.<

›Was versprochen?<

›Daß ich seine Frau besuche.<

›Wozu soll das gut sein?<

›Zu nichts vermutlich. Es ist nur ein Versprechen, Regina.<

›Warum hast du mir nicht gesagt, daß du mit dem Mann etwas getrunken hast?<



Er ging zum Wagen, wie immer überrascht, daß er noch in der Einfahrt stand. Drinnen im Haus kochte Regina vor Wut, woran sich nichts geändert hätte, wenn er später am Abend wieder zurückkehrte. Er hatte sie aufgefordert, mitzukommen, aber sie hatte, entweder aus Sturheit oder weil sie arbeiten mußte, sein halbherziges Angebot abgelehnt. Aber erst

nachdem sie ihm (mit verschränkten Armen und säuerlicher Miene) gesagt hatte, daß sie für den Nachmittag eigentlich ein Picknick in den Ngong Bergen geplant hatte, das jetzt offensichtlich ausfallen mußte. Er war zusammengezuckt bei ihrer Lüge. Obwohl er erleichtert war, als sie schließlich sagte, daß ihr die Fahrt ohnehin zu lange dauern

würde. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als allein zu sein.

Er verließ die von Jacaranda-Bäumen beschattete Einfahrt, fuhr über die Windy Ridge Road zum Zentrum der Stadt und wunderte sich, wie so oft, über die Hecken von Karen, die dichten, undurchdringlichen Mauern, die die Häuser vor den

Blicken der weniger  
Begüterten verbargen. Karen,  
das nach seiner berühmtesten  
Bewohnerin Karen Blixen  
benannt war (Ich hatte eine  
Farm ... ), war einst eine fast  
ausschließlich weiße Enklave,  
eine Art Mini-Coltswolds, mit  
weitläufigen Farmen, weiß  
umzäunten Ställen, ein Ort,  
wo die angelsächsische Elite  
ihrer Liebe zu Rennpferden  
und ausgiebigem Trinken

frönte. Inzwischen tauchten auf den Schildern vor den Einfahrten vereinzelt auch afrikanische Namen auf – Mwangi, Kariuki und Njonja – reiche Luos, Kikujus oder Kalinjins, eine afrikanische Elite, die ihr Geld mysteriöserweise oft in der Politik gemacht hatte. Und vor allen Einfahrten stand das obligate Schild: Mbwa kali. Bissiger Hund.

Der Escort ruckelte über die Ngong Road nach Nairobi hinein, und der Lärm aus dem kaputten Auspuff kündigte allen auf dem Rennplatz oder im Ngong Forest lautstark sein Kommen an. Er fuhr durch die Straßen der Stadt, die jetzt, am Sonntagmorgen, still waren, verließ Nairobi über die A 104 in Richtung Limuru, und die Häuserlandschaft erschien ihm

wie eine Art Tagebuch über die Zeit, die er im Land verbracht hatte: der Impala-Club, wo er mit dem kenianischen Repräsentanten von Olivetti Tennis gespielt hatte, das Arboretum, wo er und Regina einst nach dem Liebesspiel eingeschlafen waren, und das Haus eines UNICEF-Vertreters, wo er sich in einem Anfall von Nostalgie mit Scotch und

Drambuie betrunken hatte. Er war nur einmal bei Ndegwas Hütte draußen gewesen und hoffte, er würde sich an den Weg durchs zentrale Hochland erinnern, das einst das »Happy Valley« genannt wurde, wegen der Freizügigkeit und der Alkoholexzesse der früheren anglo-kenianischen Bewohner, denen die großen Weizen- und



Chrysanthemenplantagen gehört hatten. Der Mau-Mau-Aufstand und die Unabhängigkeit hatten dem Spaß ein Ende gemacht, die riesigen Farmen waren in kleinere Parzellen aufgeteilt worden, wo jetzt Bananen, Cassavas, Kartoffeln und Tee angepflanzt wurden. Das Grün der Teeplantagen hatte Thomas immer Ehrfurcht eingeflößt: ein scheinbar

irisierendes Smaragdgrün, das die Essenz von Licht und Wasser in sich barg.

In Limuru kaufte er in einem Laden eine Schachtel Player's, fragte nach dem Weg zu Ndegwas Hütte und bemerkte die Routine, mit der der Händler Auskunft gab, als beschrieb er die vielbefahrene Route zu einer Touristenattraktion. Als er die Straße sah, erinnerte sich

Thomas wieder daran – es war kaum mehr als ein gewundener Pfad über einen terrassenförmig angelegten Hügel. Er parkte inmitten einer Ansammlung verschiedenster Fahrzeuge: schwarze Fahrräder mit verrosteten Schutzblechen und Weidenkörben, ein Peugeot 504 mit Schaffell über den Sitzen, ein weißer Kombi, der wie der Lieferwagen einer

Bäckerei aussah. In einiger Entfernung von den Fahrzeugen befand sich ein Kreis von Männern, locker auf Bänken verteilt wie Brüder und Onkel, die von den Frauen in der Küche nach einem Essen rausgeschickt worden waren. Sie machten Platz für Thomas, dessen Anwesenheit nicht als ungewöhnlich empfunden wurde, und setzten, ohne

innezuhalten, ihre Unterhaltung fort, die hauptsächlich auf Kikuju und Suaheli geführt wurde. Wie Thomas feststellte, fanden sich auch ein paar englische Brocken darunter, wenn sich etwas nur auf Englisch benennen ließ. Methylbromid. Bewässerungssysteme. Sophia Loren. Die meisten waren mzees, alte Männer in staubigen Sportjacken von

anglikanischen Wohltätigkeitsbasaren, obwohl ein großer Afrikaner eine riesige, goldumrandete Sonnenbrille und einen schöngeschnittenen Anzug mit Nyerere-Kragen trug. Er bewegte sich kaum, seine Haltung war beeindruckend. Die Szene erinnerte Thomas an eine Totenwache. Von Zeit zu Zeit brachten die Frauen matoke, irio und sukimu wiki

aus der Küche nach draußen.  
Thomas lehnte das Essen ab,  
nahm aber einen  
Flaschenkürbis mit Bier aus  
Bananen und Zucker an, das  
er schon einmal getrunken  
hatte. Kühle Hochlandluft  
strich über die Terrassen, und  
in der Ferne, von einem  
anderen Steilhang, fiel leise  
plätschernd ein Wasserfall  
herab. Er war ergriffen von  
der Fremdartigkeit und

Schönheit der Landschaft, von den intensiven, satten Farben. Ein Mann erschien in der Tür von Ndegwas Hütte und wurde von einer der Schwestern Ndegwas herausgeführt. Die Frau sah Thomas an, ignorierte ihn dann aber zugunsten des Afrikaners mit der außergewöhnlichen Haltung. Schließlich begriff Thomas, daß die Männer, genau wie er,



auf eine Audienz bei Ndegwas Frau warteten.

Er mußte eineinhalb Stunden warten, verspürte aber seltsamerweise keine Ungeduld. Er dachte an Linda, und unablässig führte er sich jedes Detail ihrer Begegnung erneut vor Augen: den überraschten Ausdruck in ihrem Gesicht, als sie ihn entdeckte, die Art, wie sie wegsah, als Regina die

Migräne erwähnte, wie ihre Finger gezittert hatten. Er leerte mehrere Flaschenkürbisse von dem Bier und fühlte sich eindeutig betrunken, was ihm angesichts des Anlasses höchst unpassend erschien. Von Zeit zu Zeit schneuzte sich einer der afrikanischen mzees auf den Boden, eine Sitte, an die sich Thomas selbst nach einem Jahr im Land noch

nicht gewöhnt hatte. Er versuchte, ein Gedicht zu entwerfen, während er dasaß, aber ihm fielen nur abstrakte und fremdartige Bilder ein, die, wie er wußte, zu keiner Einheit verschmelzen würden. Er mußte ganz dringend pinkeln und fragte den mzee neben sich: Wapi choo? Der Mann lachte über sein Suaheli und deutete auf eine kleine Hütte etwa dreißig Meter

vom Haus entfernt. Thomas war nicht überrascht, ein Loch in einem Betonboden vorzufinden, das so penetrant stank, daß er den Atem anhalten mußte. Er war froh für Regina, daß sie nicht mitgekommen war.

Als er zu der Bank zurückkehrte, auf der sein Hintern taub geworden war, wartete Ndegwas Schwester auf ihn. Sein Gang war

überraschend sicher, als er ihr in die dämmrige Hütte folgte, und er fühlte sich von der plötzlichen Dunkelheit nach dem grellen Licht wie geblendet. Ndegwas Schwester nahm den hilflosen Mann an der Hand und führte ihn zu seinem Stuhl. Thomas erinnerte sich, wie sich der rote Plastikbezug angefühlt hatte, noch bevor er ihn sah.

Ndegwas Frau hätte er

allerdings nicht  
wiedererkannt. Ein hoher  
purpur- und goldfarbener  
Turban verdeckte die Umrisse  
von Kopf und Haar. Ihr  
Körper war in einen Kaftan  
von gleicher Farbe gehüllt.  
Doch er war beruhigt, als er  
die roten Schuhe mit den  
Plateausohlen unter dem  
Gewand hervorspitzen und  
den Bergkristall an ihrem  
Finger sah. Sie saß königlich

da, fand er; vor ihr auf dem Tisch stand ein Glas Wasser, aus dem sie während des Sprechens kleine Schlucke trank. Sie wirkte nicht wie die gebrochene Gattin eines politischen Märtyrers, nicht einmal wie eine Rechtsmedizinerin, die sich hatte beurlauben lassen müssen, weil ihre Brüste zu groß geworden waren. Eher wirkte sie wie ein Regent, der

seine Krone zu früh geerbt hat, wie der minderjährige Sohn eines toten Königs.

Thomas schlug die Beine übereinander und faltete die Hände. Verzweifelt suchte er nach Worten, die dem Anlaß entsprachen. »Es tut mir leid, daß Ihr Mann verhaftet worden ist«, sagte er. »Ich hoffe, daß die Sache wieder in Ordnung kommt. Kann ich irgendwie behilflich sein?«



»Ja.«

Die Antwort kam so prompt, als hätte sie das Angebot erwartet.

»Ich habe Ihren Mann gestern getroffen«, fuhr Thomas fort. »Im Thorn Tree Café. Er sagte mir, man würde ihn vielleicht verhaften. Ich hatte keine Ahnung, daß es schon so bald passieren würde.«

Mary Ndegwa schwieg und

rührte sich nicht. Thomas versuchte, sich ihr Leben im Haus der Schwiegermutter vorzustellen: Gab es eine Hierarchie, eine bestimmte Befehlsstruktur? Nahmen beide einen geringeren Status ein, wenn Ndegwa an den Wochenenden heimkam?

»Er hat mir aufgetragen, Sie zu besuchen, wenn er verhaftet würde«, sagte Thomas.

»Das weiß ich«, sagte sie.

Verwirrt nickte Thomas.

»Dann haben Sie mich also erwartet?«

»O ja.«

Dabei hatte er selbst bis zu diesem Morgen nicht gewußt, daß er käme. Eine Eidechse huschte über die Wand. Mary Ndegwa rückte ihren massigen Leib auf dem Sofa zurecht.

»Wie geht es Ihrem Sohn?«

fragte Thomas, da ihn die Brüste an das Kind erinnerten.

»Baby Ndegwa geht es sehr gut.«

Er hatte bereits eine Art Kater von dem Bier.

Unglaublicherweise mußte er schon wieder pinkeln.

»Mein Mann hat gesagt, daß Sie in Ihren Gedichten die Wahrheit sagen«, begann Mary Ndegwa.

Thomas empfand sofort

Auftrieb bei dem  
Kompliment, dergleichen  
hörte er nicht oft in letzter  
Zeit. »Ihr Mann ist sehr  
nachsichtig in seiner Kritik,  
aber ich kann die Wahrheiten  
erfinden, die mir passen.«

»Die Wahrheit kann von  
vielen Türen aus betrachtet  
werden, Mr. Thomas.«

Der Vergleich hörte sich an,  
als wäre er real ausprobiert  
worden. Er stellte sich einen

Hügel voller Hütten vor, bei allen standen die Türen offen, mzees standen auf den Schwellen und sahen auf ein Licht auf einem entfernten Hügel: die Wahrheit aus verschiedenen Blickwinkeln betrachtet.

Nachdem sich seine Augen an das dämmerige Licht gewöhnt hatten, erkannte er die dunklen Ringe um Mary Ndegwas Augen, die auf ihre

Erschöpfung schließen ließen.  
Eigentlich erwartete er, daß  
jeden Moment wieder einer  
der Country-Western-Songs  
aus dem Plattenspieler  
ertönte.

»Hat man Ihnen gesagt, wo  
Ndegwa ist?« fragte Thomas.

»Sie halten ihn in Thika  
fest.«

»Dürfen Sie ihn besuchen?«

Sie machte ein Gesicht, als  
wollte sie sagen, natürlich

nicht. »Unsere Regierung wird  
meinen Mann nicht freilassen.  
Sie werden uns die  
Anklagepunkte nicht mitteilen  
und auch keinen  
Prozeßtermin festsetzen.«

Thomas nickte langsam.

»Das ist eine Tatsache, die  
möglichst verbreitet werden  
sollte, finden Sie nicht?«

Ein winziger Stich in seiner  
Brust, ein Moment des  
Begreifens. Jetzt verstand er



plötzlich, warum ihm diese Audienz gewährt worden war, warum Ndegwa gestern mit ihm im Thorn Tree gesessen hatte. Ob der Mann versucht hatte, Journalisten aufzutreiben? Amerikaner? Hatte Ndegwa seine eigene Verhaftung inszeniert?

»Das ist eine Verletzung der Menschenrechte«, sagte Mary Ndegwa.

Thomas wurde es heiß

unter seiner Sportjacke, die beim Waschen in der Badewanne eingegangen war. Er, der sich für Politik nur wenig interessierte, selbst wenn er an Demonstrationen gegen den Vietnamkrieg teilgenommen hatte. Er war bloß hingegangen, um die Leute zu beobachten. Daß die Demonstrationen ein Mittel zu einem Zweck waren, hatte ihn nicht weiter gekümmert.

»Meine Regierung kann meinen Mann jahrelang einsperren. Das ist nicht recht.«

»Nein, natürlich nicht«, sagte Thomas. »Ich würde mich freuen, wenn ich irgendwie helfen könnte.«

»Haben Sie und mein Mann über diese Dinge gesprochen?«

»Gestern haben wir kurz darüber gesprochen, daß er

verhaftet werden könnte.  
Normalerweise haben wir  
über Literatur geredet. Und  
Lyrik. Worte.«

Mary Ndegwa richtete sich  
auf. »In der Universität  
wurden Demonstranten  
verhaftet. Im Moment  
befinden sich gemeinsam mit  
meinem Mann fünfzig von  
ihnen in Haft. Warum sind sie  
verhaftet worden? Ich will es  
Ihnen sagen, Mr. Thomas. Um

sie mundtot zu machen. Um ihnen das Wort zu verbieten.«

Thomas rieb sich die Stirn.

»Widerstand bedeutet nichts anderes als Worte«, fügte sie hinzu.

Es war eine Art Katechismus, dachte er.

»Mama Ndegwa, ich muß Ihnen gestehen, daß ich kein sonderlich politischer Mensch bin«, sagte er.

»Was ist ein politischer

Mensch?« fragte sie  
schneidend, und plötzlich lag  
eine Schärfe in ihrer Stimme,  
die vorher nicht hörbar war.

»Erkennen Sie Leiden?«

»Das hoffe ich.«

»Ungerechtigkeit?«

»Ja, hoffentlich.«

»Dann sind Sie ein  
politischer Mensch.«

Widerspruch erschien  
sinnlos. Was ihre Zwecke  
anbelangte, war er ein

politischer Mensch und würde alles tun, was sie wünschte: sich an Botschaftsvertreter wenden? Geschliffene Briefe schreiben? Die Presse anrufen?

Mary Ndegwa stand langsam auf. »Kommen Sie mit«, sagte sie.

Thomas, der nicht ungehorsam sein wollte, folgte ihr. Sie verließen das Haus durch eine Hintertür.

Ndegwas Mutter, die er an diesem Tag noch nicht gesehen hatte, saß auf einer Bank unter einem Baobab-Baum. Sie hielt den Kopf in die Hände gestützt, schaukelte hin und her und sumgte oder wehklagte dabei; sie sprach nicht mit ihnen, schien sie nicht einmal wahrzunehmen. Sie hatte die Brüste einer alten Frau und ihr fehlten Zähne. Sie hatte Angst um



ihren Erstgeborenen.

An einer steilen Terrasse entlang gingen sie durch einen Garten mit Mangobäumen und Büschen voller roter Kaffeebohnen. Mary Ndegwa schürzte den Rock ihres Kaftans und setzte die roten Schuhe mit den Plateausohlen fest auf den lehmigen Pfad. Er bemerkte, daß die Schuhe frisch poliert worden waren. Auf einer kleinen Anhöhe

blieb sie stehen.

»Mr. Thomas, haben Sie vom Mau-Mau-Aufstand gehört?«

»Ja, natürlich.«

»Hier ist der Ort, an dem Ndegwas Vater hingerichtet wurde«, sagte sie. »Er wurde von britischen Soldaten in den Hinterkopf geschossen.«

Thomas sah auf den Boden, der einst von Blut getränkt war.

»Man ließ ihn sein eigenes Grab schaufeln, bevor er erschossen wurde. Seine Frau und seine Kinder wurden herausgebracht und gezwungen, zuzusehen. Ndegwa war zehn Jahre alt, als er das mit ansehen mußte.«

Thomas sah auf das Kreuz und die Inschrift: Njuguna Ndegwa. Freiheitskämpfer. Ehemann. Vater. Geh mit

Gott.

Ndegwa, sein Freund, hatte im Alter von nur zehn Jahren gesehen, wie ein Soldat seinen Vater erschöß. Sie waren gleichaltrig. Was, fragte sich Thomas, war in seiner eigenen Kindheit auch nur ansatzweise vergleichbar damit?

Mary Ndegwa legte die Hand auf Thomas' Arm. Noch bevor sie den Mund öffnete, wußte er, was sie sagen

würde. Ja, wollte er sagen, er war ein Dichter, der in einer der vielen Türen stand.

Ein Dutzend Kinder in alten, vor Abnutzung grauen Shorts fielen über den Escort her – sie spähten hinein, drehten am Steuerrad, berührten das Radio. Er klopfte auf die Taschen seiner Sportjacke und war erleichtert, daß er die Schlüssel nicht im Wagen

gelassen hatte. Er hätte die Kinder gern zu einer Spazierfahrt eingeladen, wußte aber, daß er zu betrunken und zu benommen dafür war.

Langsam fuhr er von der Hütte weg, voller Angst, ein Kind zu überfahren, und auf dem Weg an den steilen Terrassen entlang schwirrte ihm eine Menge zusammenhangloser

Gedanken durch den Kopf, die alle gleichzeitig um Aufmerksamkeit buhlten, so daß nur Satzketten, Fragmente von Geschichten und Bilder in ihm abrollten. Regina mit verschränkten Armen, Mary Ndegwa mit ihrem Fliegenwedel, Linda, die sich zu einer Ananas hinunterbeugte.

Er erreichte die Kreuzung in Ruiru, ohne genau zu

wissen, wie er dorthin gelangt war. War er falsch abgebogen? Bei der Gabelung links gefahren, wo er nach rechts gemußt hätte? Er hatte nicht aufgepaßt. Der Pfeil nach Njia zeigte nach Norden, der nach Nairobi nach Süden. Zu behaupten, er wäre aus Versehen falsch abgebogen, wäre gelogen, das wußte er. Njia: 80 Kilometer. Auf der A2 würde er, wenn er Glück



hatte, eine Stunde dafür  
brauchen. Er fuhr an den  
Straßenrand, saß bei  
laufendem Motor da und sah  
ein matatu, ein Sammeltaxi,  
das zum Bersten mit  
Menschen, Gepäck, Hühnern  
und Ziegen beladen war,  
rücksichtslos an sich  
vorbeirasen. Es seien  
Todesfallen hieß es in den  
Trainingssitzungen. Wenn  
man eines benutzen müsse,

solle man sich auf den Rücksitz setzen und eine Sonnenbrille tragen, um sich vor splitterndem Glas zu schützen, falls sich das Fahrzeug überschläge.

Es war Samstagnachmittag, und Linda wäre vielleicht bei dem Mann namens Peter. Vielleicht saßen sie auf der Veranda oder sie lagen (was er nicht hoffte) im Bett. Er zog es vor, sie sich allein am

Eingang einer Lehmhütte vorzustellen, lesend. Er versuchte, sich nicht einzureden, daß er ohnehin in ihrer Nähe war und daß es vollkommen in Ordnung war, einen kleinen Umweg zu machen, um eine alte Freundin aus der Heimat zu besuchen. Denn schon als er losfuhr und den Wagen nach Norden lenkte, wußte er ganz genau, was er tat.

Er fuhr durch dunkle Eukalyptuswälder, durch Bambusdickicht und an Sümpfen vorbei, aus denen Nebelschleier aufstiegen, und kam in eine Landschaft aus sanften grünen Hügeln und weiten Tälern, die in der Ferne vom schneebedeckten Gipfel des Mount Kenia überragt wurde. Ein Büffel stand mitten auf der Straße, und Thomas brachte den

Wagen gerade noch zum Stehen, bevor er das riesige Tier angefahren hätte. Er drehte die Fenster herunter und saß unbeweglich da. Von allen Tieren Afrikas, hieß es in den Trainingssitzungen, sei der Büffel das gefährlichste. Er konnte einen Menschen in Sekundenschnelle töten, ihn mit tödlicher Genauigkeit auf die Hörner nehmen und ihn zu Tode trampeln, falls er ihn

beim Aufspießen nur verwundet hatte. Man sollte Steine auf ihn werfen, dann würde er normalerweise weglaufen; Thomas jedoch glaubte, daß die einzige wirkungsvolle Strategie darin bestand, sich langsam, rückwärts gehend zu entfernen. Er saß im Wagen und rührte sich nicht. Hinter ihm stauten sich Autos, aber niemand hupte. Nach einer

Weile – nach fünfzehn oder zwanzig Minuten – trabte der Büffel majestätisch davon. Schweißdurchnäßt ließ Thomas den Wagen an.

Die Stadt Njia war größer, als er erwartet hatte. Er fuhr durch eine Straße namens Kanisa, an einem Kirchturm und einer Bar namens Purple Heart Club vorbei. Er hielt am Wananchi-Café und fragte die Besitzerin, eine alte Frau mit

Zahnlücken und einem kranken Auge, ob sie Englisch spreche. Das tat sie nicht, erklärte sich aber einverstanden, Suaheli zu sprechen, was Thomas auf einzelne Wörter und Ausdrücke beschränkte, die er nicht in Sätze fassen konnte. Er sagte mzungu und Friedenscorps und manjano (gelb), um die Farbe ihres Haares zu beschreiben, und



zuri für schön. Die alte Frau schüttelte den Kopf, bedeutete ihm aber, ihr nach nebenan in den Laden ihres Bruders zu folgen, wo er eine Flasche Fanta kaufte, denn sein Mund war vollkommen ausgetrocknet, entweder von der Nervenanspannung oder von der Fahrt.

Die Geschwister unterhielten sich in ihrer Stammessprache und schienen

sich endlos über das Thema auszulassen. Während sie gestikulierten, lauschte Thomas einer Gruppe von Straßenmusikanten, die mit Sodaflaschen und Flaschenverschlüssen Musik machten. Die Luft war kühl und feucht wie ein früher Junitag zu Hause. Schließlich wandte sich die Frau an Thomas und sagte auf Suaheli, daß es eine mzungu gleich

hinter Nyeri Road gebe, die Lehrerin sei. Thomas dankte den beiden, trank die Fanta aus und ging.

Bei der kleinen Kirche auf der Nyeri Road mußte er einem Mesner, der die Stufen kehrte, nur die Worte mzungu und Friedenscorps sagen. Das Wort schön fügte der Mann selbst hinzu.

Dennoch war der Weg nicht

leicht zu finden. Die Straße gabelte sich zweimal, und Thomas mußte raten, welche Abzweigung die richtige war, da er bei der Kirche keinerlei Hinweis bekommen hatte. Er fuhr in eine Landschaft hinab, die ein Regenschauer kurz zuvor reingewaschen hatte. Zuweilen fegten die Regentropfen von den Macadamia-Bäumen wie Gewitterschauer über seine

Windschutzscheibe. Die Luft war so frisch, daß er anhielt und ausstieg, um sie einzuatmen, sie gleichsam zu schmecken. Um sein rasendes Herz zu beruhigen. Er übte Anfangssätze für Unterhaltungen und bereitete sich auf alle Möglichkeiten vor. Vielleicht war der Mann namens Peter da. Oder Linda wollte gerade weggehen. Oder sie war frostig ihm

gegenüber, weil sein Besuch  
ihr nicht gelegen kam. Ich war  
in der Gegend, würde er  
sagen. Ich dachte, ich schau  
mal vorbei. Ich hab ganz  
vergessen, dich einzuladen.  
Regina und ich würden uns  
freuen.

In seinem elektrisierten  
Zustand hatte er den  
Eindruck, als summe und  
vibriere die Straße. Hinter  
seinem Zielort zog eine

purpurfarbene Wand auf und kündigte wolkenbruchartige Regenfälle an. Er hatte diese Sintfluten erlebt; das Wasser schoß einfach herunter, als hätte jemand die Schleusen geöffnet, um einen See abzulassen. Die Sonne hinter ihm beschien Chrysanthemenfelder, riesige, ausgedehnte Ebenen aus Gelb und Lila, und dann tauchte am Ende der Straße ein

weißverputztes Haus auf, das sich leuchtend und klar gegen den dunklen Himmel abzeichnete. Ein Leitstern, wenn er so wollte. Rostrote Ziegel bildeten ein Muster auf dem Dach, und an Fenstern und Türen kletterte roter und weißer Jasmin in die Höhe. Ein alter Peugeot stand in der Einfahrt. Er parkte seinen Wagen dahinter, womit er sich allen im Haus bemerkbar



machte, das so einsam lag wie eine Einsiedelei auf einer irischen Klippe.

Sie öffnete die Tür, als er bei den Stufen ankam, und so blieben ihm vielleicht zehn oder zwanzig Sekunden, um sich vorzubereiten, was so gut wie gar nichts war. Sie hatte gebadet oder kam vom Schwimmen, denn ihr Haar hing in nassen Strähnen über den Rücken. Sie trug ein

rückenfreies Oberteil und einen Kanga, diesmal in einer anderen Farbe. Sie verstellte sich nicht, tat nicht so, als wäre sein Kommen selbstverständlich. Sie sah ihn bloß an. Stand Angesicht zu Angesicht mit ihm auf einer Türschwelle irgendwo am Ende der Welt.

Thomas sagte: »Hallo.«

Ihrem Gesichtsausdruck war nichts zu entnehmen, ihr

Blick suchte den seinen.

»Hallo, Thomas«, sagte sie.

Im Licht auf den Stufen sah er sie deutlicher als gestern in dem dämmerigen Markt. Ihr Gesicht war frisch gewaschen, ohne Schminke, und Sommersprossen breiteten sich auf ihrer Nase aus. Sie hatte Sonnenfältchen um die Augen und winzige Einkerbungen um die Mundwinkel. Die Lippen

waren voll und blaß, fast gänzlich ohne Amorbogen.

»Mein Wunsch, mit dir zu sprechen, hat die Oberhand gewonnen«, sagte er, das ›ich war zufällig in der Gegend‹ und ›ich wollte mal reinschauen‹ ließ er weg. Ohne alle Rücksicht, denn er wußte nicht, ob der Mann namens Peter im Haus war. »Obwohl es keine schwierige Entscheidung war.«

Sie trat zur Seite, um ihn einzulassen. Es war ein kleiner Raum mit zwei Fenstern, die Läden waren zurückgeschlagen, um die Luft einzulassen. Ein Tisch und zwei Stühle standen vor einem der Fenster. Sessel, Überbleibsel aus den vierziger Jahren (Thomas stellte sich das kriegsgeschüttelte England vor, dazwischen ein Bakelit-Radio), standen

gegenüber vom anderen Fenster. An einer Wand befand sich ein niedriges Bücherregal. Auf dem Boden lag ein alter Perserteppich. Es gab nur eine Lampe.

Auf einem Tisch standen Blumen, über einem Stuhl lag ein ordentlich gefaltetes Kitenge-Tuch. Hinter dem kleinen Eßplatz befand sich die Küche und eine Tür, die sich nach hinten hinaus

öffnete. An einem Haken hing ein Sisalkorb, und an der Wand stand eine Makonde-Skulptur.

Das Wasser tropfte aus ihrem Haar auf ihre Schulterblätter und auf den Parkettboden. Sie trug ein Armband aus Elefantenhaar am Handgelenk. Sie hielt Bernsteinohrringe in der Hand, die sie sich im Ohr befestigte, während sie

dastand.

»Du bist aus Nairobi gekommen«, sagte sie.

»Ich war in Limuru.«

Sie schwieg.

»Ich mußte dich sehen.«

Nirgendwo ein Mann, nur sie beide.

»Es war ein Schock, als ich dich auf dem Markt sah«, sagte er. »Ich hatte das Gefühl, einem Geist zu begegnen.«



»Du glaubst nicht an Geister.«

»Nach einem Jahr in diesem Land glaube ich wahrscheinlich an fast alles.«

Sie standen sich gegenüber, keinen halben Meter voneinander entfernt. Er konnte ihre Seife oder ihr Shampoo riechen.

»Deine Hände haben gezittert«, sagte er kühn und sah, daß sie bei dieser

Behauptung zurückschreckte. Sie trat einen Schritt von ihm weg.

»Ein Schock hat an sich nicht viel zu bedeuten«, sagte sie, nicht willens, auf das Zittern ihrer Hände einzugehen. »Unsere gemeinsame Zeit hat so abrupt geendet, daß ich im Zusammenhang mit dir immer einen gewissen Schock assoziiere, egal unter welchen

Umständen.«

Eine angemessene Abwehr. Sie gingen weiter in den Raum hinein. Auf dem Bücherregal stand ein Foto, und er schielte in dessen Richtung. Er erkannte die Cousins und Cousinen, mit denen Linda aufgewachsen war. Eileen, Michael, Tommy, Jack und all die anderen. Ein Familienbild. Es gab noch ein Foto von Linda und einem

Mann. Wahrscheinlich Peter, dachte er. Er sah weder akademisch noch blutleer aus, aber ziemlich groß und dunkel und auf eine jugendhafte Weise hübsch; er lächelte; besitzergreifend lag sein Arm um Lindas schlanke Taille. Ihr Lächeln war eine Spur weniger strahlend. Unsinnigerweise schöpfte er Mut aus dieser Feststellung.

»Darf ich dir was zu trinken

anbieten?«

»Wasser wäre schön«, sagte er.

Die Vögel draußen veranstalteten ein aufgeregtes Pfeifkonzert. Auch sie kündigten das nahende Gewitter an, das das Küchenfenster verfinsterte, obwohl durch die Vordertür Sonne hereinströmte. Eine kühle, heftige Brise brachte die blaukarierten Vorhänge

zum Flattern. Er beobachtete, wie sie einen Wasserbehälter aus dem Kühlschrank nahm und ihm ein Glas eingoß.

»Es ist gefiltert«, sagte sie und reichte es ihm.

Er trank das eiskalte Wasser, und erst jetzt wurde ihm bewußt, wie schrecklich durstig die Aufregung ihn gemacht hatte. »Wie geht's dir?« fragte er.

»Wie's mir geht?«

Nachdem er entgegen aller Erwartung gekommen war, sie wiedergefunden hatte, brachte er jetzt kein Wort heraus. Verzweifelt suchte er nach einem Anknüpfungspunkt.

»Erinnerst du dich an irgendwas von dem Unfall?« fragte er.

Sie schwieg, vielleicht überrascht darüber, daß die Frage so bald erfolgt war.

»Ich weiß gar nichts mehr«, sagte er. »Es beginnt damit, daß ich das kleine Mädchen auf dem Dreirad sehe, und endet damit, daß sich meine Nase mit Wasser füllt. Als ich dich nicht sehen konnte, geriet ich derart in Panik, daß mir bei dem Gedanken daran noch heute der Schweiß ausbricht.«

Sie lächelte und schüttelte den Kopf. »In Konversation



warst du noch nie gut.«

Sie ging in den kleinen Wohnraum und setzte sich an den Tisch, eine Einladung, ihr zu folgen. Er setzte sich und zog seine Jacke aus, die schweißdurchtränkt war.

»Was ist mit deiner Jacke passiert?«

»Sie ist aus Versehen in der Badewanne gewaschen worden.«

Sie lachte leise. Und einen

Augenblick lang erhellte sich der Raum bei diesem Klang. Aber dann verlosch das Licht so abrupt, wie es gekommen war. »Ist die Narbe von damals?« fragte sie.

Er nickte.

»Es muß schlimm gewesen sein«, sagte sie.

»Ich hab es damals kaum bemerkt. Ich spürte gar nichts. Das Ausmaß der Verletzung habe ich erst bemerkt, als

meine Mutter zu schreien  
begann.«

»Ich erinnere mich, daß sich  
der Wagen überschlagen hat«,  
sagte sie und zeigte damit,  
daß sie sich überhaupt an  
etwas erinnerte. »Und ich  
dachte, das kann doch nicht  
wahr sein. Das  
Fenstergestänge, oder wie der  
Teil zwischen den Fenstern  
heißt, hat sich verbogen und  
wir überschlugen uns. Ich

habe nie das Bewußtsein  
verloren. Ich bin auf der  
anderen Seite  
herausgeschwommen und  
habe zu schreien angefangen.  
Ein paar Jungen waren in der  
Nähe beim Eisfischen. Aber  
das mußt du ja wissen. Sie  
haben dich schließlich  
rausgezogen. Du kannst nicht  
länger als eine Minute  
bewußtlos gewesen sein.  
Obwohl du ziemlich fertig

warst und die Polizei dich auf eine Bahre gelegt hat.«

»Ich habe deinen Namen gerufen.«

»Sie haben mich in eine Decke gewickelt und weggebracht. Ich hatte Wunden an der Seite. Im Krankenhaus mußten sie mir die Kleider aufschneiden.«

»Wunden?«

»Abschürfungen. Wovon, weiß ich nicht. Von der

Uferbefestigung  
wahrscheinlich.«

»Tut mir leid.«

Sie trank einen Schluck  
Wasser, griff nach hinten und  
drückte das Haar aus, dann  
legte sie es nach vorn über die  
Schulter. »Das hatten wir  
schon«, sagte sie.

»Lebst du allein?« fragte er.

Sie zögerte. Sie wischte sich  
die Hände an ihrem Kanga ab.  
Ihre Füße waren nackt. Sie

hatte Schwielen an den Fersen. »Mehr oder weniger. Peter pendelt hin und her.«

»Peter ist wer?«

»Mein Mann. Er wohnt in Nairobi.«

Thomas versuchte, den Schlag wegzustecken. »Ist das Peter?« fragte er. Er deutete auf das Bild.

»Ja.«

»Was macht er?«

»Er ist bei der Weltbank. Er

arbeitet an einem  
Pestizidprojekt.«

»Kennst du ihn von  
früher?«

»Ich habe ihn hier  
kennengelernt.«

Thomas stand auf, denn auf  
diese Weise konnte er die  
unerfreuliche Nachricht besser  
verarbeiten. Er rang die  
Hände, war unruhig und  
nervös.

»Warum das



Friedenscorps?« fragte er.

Sie trank wieder einen Schluck Wasser und sah zu dem aufziehenden Gewitter hinaus. »Ich hatte einen Freund«, sagte sie vieldeutig.

Ein intensiver Duft wehte mit einem Windstoß herein, als stünde eine Frau an der Tür, die sich auf diese Weise bemerkbar machte.

»Es ist doch nicht so ungewöhnlich, oder?« fügte

sie hinzu. »Es schien mir das richtige zu sein.«

Ihre Schultern waren braun und glatt, ihre Arme muskulös. Er fragte sich, wovon.

»Du liest Rilke«, sagte er beim Durchsehen des niedrigen Bücherregals. Er sah sich die Titel und Namen der Autoren an. Jerzy Kozinski. Dan Wakefield. Margaret Drabble. Sylvia Plath. Looking

for Mr. Goodbar.

»Ich lese alles, was mir in die Hände kommt.«

»So sieht's aus«, sagte er und strich über eine Ausgabe des Marathon Man.

»Ich bitte Leute, mir Bücher zu schicken. Die Bibliothek in Njia ist erbärmlich. In Nairobi gehe ich in die McMillan-Bibliothek im British Council. Ich hatte gerade eine Margaret-Drabble-Phase.«

»Du unterrichtest.«

Sie nickte.

»Was?«

Er nahm eine Ausgabe von Anne Sexton heraus und blätterte sie durch. Er mißtraute Bekenntnislyrik.

»Ein bißchen von allem.

Der Lehrplan basiert auf dem englischen System. Die Kinder müssen Prüfungen machen. Es gibt A- und O-Noten und so weiter. Sie müssen die

Grafschaften von England auswendig lernen. Was ihnen das nützen soll, ist mir ein Rätsel.«

Thomas lachte.

»Ich unterrichte dreißig Kinder in einem Betonraum von der Größe einer Garage. Ich verwende Bücher aus dem Jahr 1954 – Geschenke aus irgendeinem englischen Dorf. Sie sind mit typisch englischen Kritzeleien vollgeschmiert.

›Arthur ist ein Wichser‹ und solches Zeug. Was macht deine Frau?«

Thomas lehnte sich an die Wand und krepelte die Ärmel hoch. Die Luft im Raum war feucht. Ein plötzlicher Donnerschlag ließ sie zusammenzucken, obwohl er zu erwarten war.

»Das Gewitter«, sagte sie.

Sie stand auf und schloß im selben Moment, als die

Sintflut einsetzte, die Läden. Der Regen fiel kerzengerade herab und erzeugte ein dumpfes Grollen auf dem Ziegeldach, so daß sie lauter sprechen mußten. Irgendwo von draußen ertönte das laute Klappern von Windspielen.

»Der Vater meiner Frau war kurz nach dem Zweiten Weltkrieg Missionar in Kenia«, erklärte Thomas. »Ein Pfarrer der Episkopalkirche.

Er ist tief bewegt von der Zeit, die er hier verbracht hat, und behauptet, es seien die schönsten Jahre seines Lebens gewesen et cetera, et cetera. Im geheimen habe ich ihn im Verdacht, daß irgendwo eine Frau im Spiel war.«

»Das ist eine Herausforderung, der sich unter Umständen alle Töchter stellen müssen«, sagte Linda.

»Regina hat ein



Stipendium, um die psychischen Auswirkungen von Tropenkrankheiten auf Kinder zu untersuchen. Sie kriegt ziemlich schlimme Sachen zu sehen.«

»Deine Frau muß sehr mutig sein.«

Er wollte eigentlich nicht über Regina sprechen. Er wünschte, es wäre nicht nötig. »In dieser Hinsicht sehr.«

Linda wandte den Kopf ab

und sah ins Gewitter hinaus.  
Außer Regenschwaden war  
nichts zu erkennen. Wenn es  
vorbei war, würden weiße  
und cremefarbene  
Blütenblätter den Boden  
bedecken. Es lag ein Duft von  
Ozon in der Luft, den er  
besonders mochte: er  
erinnerte ihn an  
Sommernachmittage als  
Junge.

»Du trägst immer noch das

Kreuz«, sagte er.

Automatisch griff sie danach. »Ich weiß nicht, warum.«

Thomas durchfuhr ein Stich. Schließlich hatte er es ihr geschenkt.

»Gott ist überall in diesem Land«, sagte sie. »Und dennoch hasse ich ihn zutiefst.«

Die Bemerkung war so verblüffend, daß Thomas

seinen Schmerz sofort vergaß.  
Der Zorn, mit dem sie das  
gesagt hatte, schockierte ihn.  
Er wartete auf eine Erklärung.

»Man kann nicht einmal auf  
den Regen hinaussehen, auf  
diese Sintfluten, ohne an Gott  
zu denken«, sagte sie. »Er ist  
überall, wohin man sich  
wendet. Und schrecklich  
grausam.«

Selbst Thomas, der  
eigentlich überhaupt nicht

gläubig war, entsetzte ihre Lästerei.

»So viel Armut«, sagte sie.

»So viel Tod, Krankheit und Leid. Man kann den Kolonialismus dafür verantwortlich machen, was hier jeder tut. Oder die Stammesverfassung, die genauso erhalten kann wie jeder andere Grund. Aber letzten Endes ist es Gott, der das alles zuläßt.«

Thomas war beeindruckt von der Kraft ihrer Überzeugung. »Wer so tief haßt, muß sehr lieben«, sagte er.

Ihre Wangen waren gerötet von ihrer plötzlichen Leidenschaftlichkeit, zwischen ihren Augenbrauen stand eine Falte. Sie war eigentlich nicht schön, obwohl er und andere sie so bezeichnet hatten. Sie war eher hübsch. Was seiner

Meinung nach auf irgendeine undefinierbare Weise zugänglich hieß.

»Du siehst viel Armut?«  
fragte er.

Sie wandte sich ihm zu.  
»Sie haben nicht mal Schuhe,  
Thomas.«

»Die kenianische Elite.  
Auch sie erlauben das«, sagte  
er.

»Du meinst die Wabenzis?«  
fragte sie mit offenkundigem

Abscheu und benutzte den verbreiteten Spitznamen für die Kenianer, die Autos der Marke Mercedes besaßen.

»Du meinst die Afrikaner, die zu Fuß kommen und im Jet wegfliegen?«

Sie befühlte ihr Haar. Es trocknete, trotz der Feuchtigkeit. Sie stand auf und ging in ein Zimmer, das er für das Schlafzimmer hielt, und kam mit einer Bürste



zurück. Sie setzte sich in einen Sessel und begann, ihr Haar zu entwirren.

»Es ist nicht unser Kampf«, sagte er.

»Wir übernehmen ihn, solange wir hier sind.«

»Ich wollte nicht nach Afrika gehen«, sagte er. »Es war die Idee meiner Frau. Du magst das glauben oder nicht, aber ich hatte gerade die Wonnen der Gewohnheit zu

schätzen gelernt.« Verlegen hielt er inne. »Ich schreibe«, sagte er.

Sie lächelte. Nicht überrascht. »Was schreibst du?«

Er wandte sich ab. »Lyrik«, sagte er so beiläufig wie möglich, als hinge nicht sein gesamtes Leben davon ab. »Ich habe nicht das Gefühl, hierher zu gehören«, sagte er. »Das Leben kann verrückt

und wirr sein«, sagte sie.

»Wir leben in Karen in relativem Luxus, während um uns herum ... Nun, du weißt so gut wie ich, was um uns herum los ist.«

Sie nickte.

»Es ist nicht so, wie ich es mir vorgestellt habe«, sagte er. »All die Widersprüche.«

Der Ausschnitt ihrer Bluse ließ ihr Schlüsselbein sehen. Er dachte an den Pullover, den

sie an jenem letzten Tag trug,  
an dem er sie gesehen hatte.  
Ein blaßblauer Pullover mit  
offenem Kragen. Ihr Wollrock  
hatte damals im Wagen in  
leichten Falten um ihre  
Schienbeine gelegen.

»Was hast du nach  
Middlebury gemacht?« fragte  
er.

»Ich ging zum  
Weiterstudium nach Boston.  
In der Zwischenzeit habe ich

an der High-School von Newburyport unterrichtet.«

»Du warst in Boston und Newburyport? Die ganze Zeit?« Thomas konnte es nicht fassen und rechnete die Entfernung zwischen Newburyport und Cambridge aus. Höchstens eine Stunde. Zwei von Hull aus. Nicht einmal eine von Boston.

Er versuchte, einen beiläufigen Ton anzuschlagen.

»Hast du allein gelebt? Hast du dir mit jemandem das Zimmer geteilt?«

»Ich hatte eine Zeitlang einen Freund.«

Er zwang sich, nicht nach dem Freund zu fragen. »Ich habe versucht, mit deiner Tante zu sprechen, wenn ich sie gelegentlich traf. Nach dem Abschluß meines Studiums war ich etwa sechs Monate in Hull. Sie wollte

nicht mit mir reden. Sie hat sogar so getan, als bemerkte sie mich gar nicht.«

»Darin ist sie sehr gut.«

»Ich habe weiterstudiert, um nicht eingezogen zu werden. Dann kam meine Nummer an die Reihe, sie war günstig, und ich mußte nicht zum Wehrdienst, also habe ich aufgehört. Alles in allem gibt es wahrscheinlich ein paar Jahre, an die ich mich nicht

mehr besonders gut erinnern kann. Ich bin viel herumgezogen. Ich ging eine Weile nach Kanada. Dann nach San Francisco. Ich war ziemlich schwer drogenabhängig.«

»Was für welche?«

»Haschisch. LSD.

Gelegentlich rauche ich immer noch Haschisch.«

Sie legte die Haarbürste auf den Tisch. »Ich war dir immer



dankbar«, sagte sie. »Ich freue mich, daß du gekommen bist, weil ich dir das immer sagen wollte. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre ...«

Er ließ sie abschweifen. Er leugnete die Dankbarkeit nicht. Er hatte immer sehr genau gewußt, wie leicht man sich verlieren konnte.

»Möchtest du etwas zu essen?« fragte sie.

»Eine Kleinigkeit«, sagte er.

»Nicht viel.«

Sie ging in die Küche. Er sprach mit ihr, während sie, mit dem Rücken zu ihm, zwischen Arbeitsplatte und Kühlschrank hin und her ging. »Hast du Elektrizität?« fragte er.

»Manchmal.«

Im Haus war es so dunkel, daß sie das Licht hätten andrehen können.

»Hast du je Giraffe

gegessen?« fragte er.

»Nein, aber Antilope. Und Krokodil.«

»Krokodil ist nicht so schlecht. Es schmeckt wie Huhn.«

Sie legte Brot und Käse auf einen Teller. Und etwas, was wie Gelee aussah. Er spürte plötzlich eine Gier nach Süßem.

»Ich komme mir manchmal wie die falsche Person am

richtigen Ort vor«, sagte er.  
Sein Unbehagen war so groß,  
daß er verzweifelt versuchte,  
es zu erklären. »Oder  
umgekehrt.«

»Du bist immer so  
gewesen.«

Der Kanga bauschte sich  
einen Moment um ihre Hüfte.  
Der Stoff schwang leicht um  
ihre Waden, während sie sich  
bewegte.

»Hier zu leben ist wie einen

endlosen Dokumentarfilm anzusehen«, sagte er.

Sie lachte.

»Erzähl mir von Peter«, sagte er.

Sie dachte einen Moment nach. »Nein.«

Thomas fühlte sich entmutigt durch ihre Weigerung, obwohl er ihre Loyalität bewunderte. Eine Loyalität, die er selbst nicht ganz aufzubringen vermochte.

»Es ist anregend«, sagte er.  
»Mit dir zu reden. Es ist  
wahrscheinlich eine Form der  
Blutspende, dieser Wunsch,  
seine Seele in eine andere  
Person zu ergießen.«

»Du glaubst nicht an die  
Seele.«

Sie brachte das Essen an  
den Tisch und bedeutete ihm,  
sich zu setzen. Er nahm sich  
reichlich Käse und Gelee auf  
ein Stück Brot.

»Wir haben kein gutes Wort dafür, nicht wahr?«

»Geist?« schlug sie vor.

Er schüttelte den Kopf. »Zu religiös.«

»Geist, im Sinn von Gespenst?«

»Zu übernatürlich.«

»Persönlichkeit?«

»Mein Gott, nein.«

»Das Wort Leben ist zu weit gefaßt, nehme ich an.«

»Ich brauche wieder ein

verdammtes Wörterbuch«, sagte Thomas. »Meins wurde gestohlen, als ich im Thorn Tree ein Bier getrunken hab.«

Sie lachte. »Wie komisch, so etwas zu stehlen«, sagte sie.

Sie hatte Tee gemacht.

Nachdem er das Wort Bier erwähnt hatte, bekam er Lust darauf. »Ich habe ein überwältigendes Bedürfnis, alle meine Schleusen vor dir zu öffnen«, sagte er.



Ihre Hände erstarrten, als sie den Tee eingoß.

»Tut mir leid«, sagte er.

»Das war nicht als sexuelle Anspielung gemeint.«

Sie zuckte mit den Achseln.

»Du siehst wundervoll aus«, fügte er hinzu. »Das hätte ich schon früher sagen sollen.«

»Danke.«

»Steigen dir auf der Straße Männer nach?« fragte er.

Sie stellte die Teekanne ab.

»Kenianische Männer sind in dieser Hinsicht normalerweise sehr respektvoll Frauen gegenüber«, sagte sie. Sie hielt inne. Ganz plötzlich hatte es zu regnen aufgehört, als hätte jemand den Wasserhahn zuge dreht. Ihre Stimmen waren jetzt zu laut. »Weißt du das nicht von deiner Frau?«

»Meine Frau möchte mich vielleicht in dem Glauben lassen, daß sie es tun«, sagte

er, ohne zu zögern, obwohl er hätte zögern sollen. Linda drehte das Gesicht zum Fenster. Es war das Illoyalste, was er je über Regina gesagt hatte. In zweifacher Hinsicht illoyal, weil es nicht nur unterstellte, daß seine Frau zu ihrem Vorteil log, sondern daß sie ihn außerdem auch noch eifersüchtig machen wollte.

»Tut mir leid«, sagte er. Bei

wem er sich entschuldigt, war ihm nicht ganz klar.

»Hast du Kinder?« fragte sie.

»Nein.« Er hielt inne.

»Regina war einmal schwanger, aber sie hatte eine Fehlgeburt im fünften Monat.«

»Tut mir leid.«

»Es war eine scheußliche Fehlgeburt, die im Kreißsaal endete. Eine Woche vor

unserer Hochzeit.«

Er fügte nicht hinzu, daß es unmöglich gewesen wäre, sich vor der Hochzeit zu drücken, obwohl ihm erbärmlicherweise der Gedanke gekommen war. Seitdem – wie zur Strafe – konnte Regina nicht mehr schwanger werden und sah vielleicht deshalb manchmal aufgequollen, mütterlich und traurig aus. Die Art, wie sie

mit kenianischen Kindern – mit jedem Kind – umging, war herzzerreißend anzusehen. Es war drei Jahre her, und es war an der Zeit, Tests zu machen, aber sie, die sich auskannte, hatte wenig Vertrauen in die kenianische Medizin. Sie wollte warten, bis sie zu Hause wären. Was ihm nur recht war.

»Du hast keine Kinder?« fragte er.

»O nein.«

Er hatte nichts anderes erwartet, aber dennoch verspürte er Erleichterung.

»Ich habe das Gefühl, als hätte man mir gerade mit einer Machete die Brust aufgeschlitzt«, sagte er.

»Eine weitere Narbe«, sagte sie leichthin.

Daraufhin trat ein langes Schweigen zwischen ihnen ein.

»Rich kommt«, sagte er nach einer Weile.

»Rich?« sagte sie, und ihre Züge hellten sich auf. »Wie alt ist er jetzt?«

»Sechzehn.«

»Mein Gott!« Sie schüttelte langsam den Kopf. »Wie ist er?«

»Er ist ein netter Kerl. Er mag Boote. Im Sommer arbeitet er bei einem Jachtclub, er macht den



Fährdienst zwischen dem Ufer und den Booten.«

»Er war sieben, als ich ihn kennenlernte. So ein lieber Junge.«

»Nun, wenn du in Nairobi bist, kannst du ja zum Abendessen vorbeikommen und ihn wiedersehen.«

Als er die wahnsinnige Einladung aussprach, hörte er sich an wie ein kleiner Junge, der Leute mitten im Sprechen

unterbricht.

»Ich bin sicher, daß er sich an dich erinnert«, fügte Thomas hinzu. »Ich weiß sogar, daß er es tut. Er redet immer noch davon, was für eine gute Schlittschuhläuferin du warst.«

»Das ist so lange her«, sagte sie wehmütig.

»Es kommt mir vor, als sei's gestern gewesen.«

Er betrachtete ihren Arm

auf dem Tisch. Die Härchen darauf waren ebenfalls fast weiß. Sie schien seinen Blick zu bemerken und zog den Arm zurück. Vielleicht war sie immer noch befangen wegen ihrer Hände.

»Erzähl mir von deiner Arbeit«, sagte sie.

Er dachte einen Moment nach. »Nein.«

Sie sah auf und lächelte.  
»Touché.«

Er wußte, daß seine Arbeit gut war. Das war eine schlichte Überzeugung, die er nie aufgegeben hatte. Und er wußte, wenn er die Geduld nicht verlor, würde das eines Tages auch jemand erkennen. Manchmal wunderte er sich über seine Zuversicht und fragte sich, woher sie kam. Und obwohl er selten darüber sprach, mißtraute er ihr nie.

Sie erhob sich. »Möchtest

du einen Spaziergang  
machen? Ich könnte dir die  
Schule zeigen.«

Er hatte das Gefühl, er könnte auf ewig in ihrem Haus sitzen bleiben.

Er fühlte sich schwach auf den Beinen, als sie ihn durch die Hintertür hinausführte. Er dachte, daß sie Sandalen anziehen würde, was sie nicht tat, und ihm fiel auf, wie hart ihre Füße geworden waren. Der Pfad durch den Busch war schmal und zwang sie, hintereinander zu gehen, was

eine Unterhaltung unmöglich machte. Das niedrige regennasse Gras durchtränkte seine Hosenaufschläge, und er blieb einen Moment stehen, um sie hochzukrempeln. Sie gingen durch ein blaßgelbes Chrysanthemenfeld und an einer kleinen Gruppe von Hütten vorbei. Echte Hütten mit Grasdächern, nicht die veredelte Form mit Blechdächern und roten

Plastikmöbeln wie Ndegwas Shamba. Er betrachtete ihren Rücken, das trocknende Haar. Es war kühl nach dem Gewitter, obwohl die Sonne brannte. Sie wanderten durch schattige Stellen, kamen dann wieder in die Hitze und danach wieder ins Kühle. Gelegentlich winkte Linda einer Frau oder einem Kind zu. Vielleicht hätte er die Umgebung mehr



wahrgenommen, wenn er den Blick von ihr hätte wenden können. Sie schritt kräftig aus, und das Tuch ihres Kangas schwang beim Gehen leicht mit. Ihr Haar wurde von Minute zu Minute heller. Sie gingen am Rand eines dichten Waldes entlang, und ihn überkam vorübergehend die Angst, sie könnten einem weiteren Büffel oder Elefanten begegnen, aber sie

bewegte sich vollkommen furchtlos, und er beschloß, ihr einfach zu folgen. Hinter dem Wald lag ein Dorf mit einem dunklen Laden, einer Bar und einer Schule. Alles aus Zement gebaut. Es hätte im Wilden Westen sein können, so kahl war alles, so abgelegen.

Er wollte wieder neben ihr gehen, sobald sie den Pfad hinter sich hatten, aber auf der

Straße wurde sie sofort von Kindern umringt – die ihr zuriefen, die Hände ausstreckten, um sie zu berühren. Jambo. Miss Linda. Habari yako. Mzuri sana. Sie streichelte ihnen über die Köpfe und beugte sich hinunter, um sie zu umarmen. Sie sprachen in einem schnellen Gemisch aus Suaheli und Englisch mit Linda und wollten wissen, wer der Mann

bei ihr war; dabei deuteten sie  
scheu mit einer Hand auf ihn  
und bedeckten mit der  
anderen den Mund. Sie stellte  
Thomas als einen Freund vor,  
er schüttelte reihum die  
Hände und fand ihre Freude  
ansteckend. Aber dann fragte  
ein Junge Linda, wo Peter sei  
(Wapi Bwana Peter?), und  
Thomas spürte, wie ihn die  
Freude verließ. Sie gingen  
weiter, und die Kinder

sprangen wie Grashüpfer  
neben ihnen her. Verzweifelt  
sehnte sich Thomas danach,  
Lindas Hand zu nehmen. Sie  
nannte ihm den Namen des  
Dorfes und erklärte, daß es  
einmal eine blühende  
Gemeinde gewesen sei. Jetzt  
aber seien die meisten  
Männer in die Stadt  
gegangen, um sich Arbeit zu  
suchen. Einige kommen am  
Wochenende zu ihren Frauen

und Kindern zurück, andere kommen nicht mehr zurück. Frauen mit Babys an der Brust standen in Haustüren und winkten Linda zu, sie waren nicht so überschwenglich wie die Kinder, ihr Winken war freundlich, aber zurückhaltend: die Frauen hatten zu viel erlebt, oder ihre Männer hatten sie verlassen.

Hitze stieg von der Straße auf. Thomas zog seine Jacke

aus und legte sie über die Schulter. Seine Kleider waren jetzt genauso staubig wie der Schmutz und der Schotter. Sie öffnete die Tür des Schulhauses, und die Kinder drängten sich an ihnen vorbei. Es war unerwartet kühl im Innern, die Mauern reichten nur bis Schulterhöhe, die Fensteröffnungen unterhalb des Blechdachs waren ohne Glas.

»Wenn es regnet, ist das Geräusch auf dem Dach so laut, daß wir mit dem Unterricht aufhören müssen.«

»Den Kindern gefällt das wahrscheinlich.«

»Eigentlich nicht. Sie gehen gern zur Schule. Nicht nur in diese Schule. Anderswo ist es genauso.«

Es gab einige Versuche, den Raum freundlicher zu gestalten. Bunte Zeichnungen



hingen an den Wänden, einige davon kühn und sehr gut. Die Kinder zerrten an Thomas, der ihnen bereitwillig folgte, wohin sie ihn führten. Er wünschte, er hätte Süßigkeiten bei sich – Lollipops, Plätzchen oder kleines Spielzeug. Irgend etwas. Es gab keine Tische, nur ein Pult für Linda.

»Worauf schreiben sie denn?« fragte er. Sie hatte sich

gesetzt und hielt einen spindeldürren Jungen auf dem Schoß. Eine Krankheit schien für die kahlen Stellen auf seinem Kopf verantwortlich zu sein.

»Auf ihren Büchern.«

Hinter ihrem Pult stand ein Holzkohlengrill. Sie bemerkte, daß er darauf sah.

»Ich mache ihnen am Morgen hier Essen. Ich brate ihnen Eier und gebe ihnen

Milch. Einmal die Woche bekomme ich eine Lieferung von einer Farm, und jeden Morgen trage ich die Lebensmittel zur Schule herüber. Ich kann sie hier nirgendwo kühl halten.«

Was ihre Muskeln erklärte, dachte er.

Der Junge auf ihrem Schoß hustete und spuckte auf den Boden. Linda klopfte ihm auf den Rücken. »Die Frauen

bedrängen mich manchmal,  
ihnen medizinisch zu helfen«,  
sagte sie. »Sie bringen mir  
ihre Babys und weinen, aber  
natürlich kann ich nichts tun.  
Manchmal glaube ich, daß  
Gott mich prüfen will. Daß  
ich Medizin studieren,  
zurückkommen und hier  
praktizieren soll.«

»Ziehst du das in  
Erwägung?«

»Mir fehlen die

Voraussetzungen dafür.«

»Ich bin sicher, daß du als Lehrerin unendlich viel Gutes tust.«

»Ich tue praktisch überhaupt nichts Gutes.«

Sie stellte das Kind auf den Boden und führte es an der Hand zu einem größeren Mädchen, das an der Wand lehnte. Linda und das Mädchen unterhielten sich kurz, und als sie zu Thomas

zurückkam, erklärte sie ihm, daß die Schwester des Jungen ihn nach Hause bringen würde. Gemeinsam verließen Linda und Thomas das Klassenzimmer und gingen über einen kurzen Pfad den Hügel zu einer Kirche hinauf.

»Es ist eine katholische Kirche«, sagte sie und öffnete die Tür. »Eine der wenigen in der Gegend. Sie stammt aus der Zeit, als während des

Kriegs die Italiener hier waren.«

Die Kirche mutete nach dem kahlen Schulzimmer wie eine Offenbarung an, durch fünf Buntglasfenster fiel Licht in den kühlen Innenraum. Die Farben waren klar und leuchtend, mit dicken Bleistreben zwischen den einzelnen Glasteilen. Ein kühnes Kunstwerk für die damalige Zeit, dachte

Thomas. Ein frischer Duft wie von Gräsern oder Weizen durchzog das kleine Gebäude. Dicht gedrängt, fänden etwa hundert Gläubige darin Platz.

Er beobachtete, daß sie die Hand in ein Weihwasserbecken gegenüber vom Eingang tauchte, sich bekreuzigte, an einer Bank das Knie beugte und sich einen Moment lang niederkniete, bevor sie sich



setzte. Er spürte ein Brennen in der Brust, als bliese ein heißer Wind durch ihn hindurch. Die Erinnerungen waren so stark, daß er sich mit der Hand an einer Bank festhalten mußte, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Er stand im hinteren Teil der Kirche und ließ sie eine Weile allein, bevor er sich zu ihr setzte. Er wollte ihr Zeit lassen, um zu dem Gott

zu beten, den sie so leidenschaftlich haßte.

Schweigend saßen sie nebeneinander, ihr Kopf und ihre Füße kamen ihm seltsam nackt vor. Er erinnerte sich, wie sie vor Jahren die Mantilla hastig übers Haar legte, wenn sie am Samstagnachmittag zur Beichte ging, weil sie überzeugt war, ohne Kopfbedeckung keine Kirche

betreten zu dürfen. Er wollte ihre Hand nehmen, aber irgendein Rest von Schicklichkeit hielt ihn davon ab.

»Erkennst du die Frau in dem einen Fenster dort?« fragte sie, kniff die Augen leicht zusammen und deutete auf eines der Buntglasfenster im Seitenteil der Kirche. Es war die Darstellung einer Frau, die gleichzeitig sinnlich

und verzückt aussah und die Augen nach oben, wie zum Himmel gerichtet hatte. Sie trug einen leuchtendgelben Kikoi, und ihr krauses Haar umrahmte wirr ihr Gesicht. Im Gegensatz zu den übrigen Figuren im Bild war sie schwarz.

»Magdalena.«

»Du erinnerst dich.«

»Natürlich erinnere ich mich. Es ist ein wundervolles

Bild. In der Auffassung ganz ähnlich wie das von Tizian, das ich letztes Jahr in Florenz gesehen habe. Tatsächlich glaube ich, daß es Tizian nachempfunden ist. Das Haar war unglaublich. Nun, sehr Tizian-artig. Magdalena wird oft halb nackt mit langem, fließendem rötlichblondem Haar dargestellt. Sehr schön.«

»Du warst letztes Jahr dort?«

»Auf dem Weg hierher. Ich habe noch zwei weitere Magdalenen in Italien gesehen. Die von Bernini in Siena, bei der es sich um eine Skulptur handelt. Ihre Brüste sind entblößt und ihr Haar fließt darüber. Die von Donatello ist ganz anders. Hager. Asketisch. Mehr die Büsserin.«

»Interessant, daß sie schwarz ist.«

»Ja«, sagte er. »Sie dürfte  
um 1945 entstanden sein?«

»Etwa.«

»Du kneifst die Augen  
zusammen.«

»Ich glaube, ich brauche  
eine Brille.«

»Im Christentum gilt sie als  
die Verkörperung von Erotik  
und Weiblichkeit«, sagte er.

»Du hast dich eingehend  
damit beschäftigt«, sagte sie.

»Ja, wegen einer Sache, an

der ich arbeite. Hast du ›Die Letzte Verwandlung‹ von Kazantzakis gelesen?«

»Wie seltsam. Ich lese gerade ›Bericht an Greco‹.«

»Kazantzakis stellt Magdalena als Hure dar, als eine Frau, nach der sich Jesus seit seiner Kindheit sehnt, mit der ihn eine lebenslange sexuelle Beziehung verbindet. Rabbis wären in jener Zeit verheiratet gewesen. Einige



glauben, sie habe ihm Kinder geboren.«

»Alle Einrichtungen für ledige Mütter tragen den Namen Magdalena.«

»Ich erinnere mich«, sagte er.

»Hast du ›Jesus Superstar‹ gesehen?«

»›Ich weiß nicht, wie ich ihn lieben soll‹.«

»Ich habe nie aufgehört, dich zu lieben«, sagte sie.

Er hielt den Atem an und schloß die Augen. Hinter den geschlossenen Lidern erschien ihm die Qual der vergeudeten Zeit wie ein explodierender Stern. Er legte die Hände auf die Schenkel, als wappne er sich vor einem großen Schmerz.

»Inzwischen kommt es mir vor wie die Kindheit«, sagte sie. »Etwas, was ich einst hatte, und ich sollte nicht

erwarten, es  
zurückzubekommen.«

Er sah zur Decke hinauf  
wie ein Mann, der seine  
Tränen nicht zeigen will.  
»Warum hast du mich das  
nicht wissen lassen?« fragte er  
mit heiserer Stimme.

Sie schlug die Beine  
übereinander und mußte sie  
dann in der engen Bank zur  
Seite drehen. »Aus all den  
Gründen, die ich dir genannt

habe. Ich dachte, es würde dich nicht mehr kümmern und du hättest mich vergessen.«

»Niemals.«

»Ich wußte, daß du geheiratet hast. Meine Tante konnte es gar nicht erwarten, mir das zu erzählen. Ich glaube, sie hat mich sofort angerufen, nachdem sie es erfahren hat.«

»O Linda.«

»Und das war's dann.«

Er konnte sie in der Kirche nicht berühren. Gleichgültig, wie sehr sie ihren Gott haßte, ein solcher

Annäherungsversuch wäre ihr nicht recht gewesen. Und auch als sie die Kirche verlassen hatten, konnte er sie nicht berühren, weil die Kinder geduldig auf sie warteten und ihnen über den Pfad hinunter folgten. Erst als sie das Dorf hinter sich gelassen hatten

und außer Sichtweite waren, streckte er die Hand aus und hielt sie an. Sie drehte sich um – so bereitwillig, daß er Gott dafür hätte danken können –, und er nahm sie in die Arme. Der erste Kuß war nicht vertraut, und dennoch hatte er das Gefühl, »angekommen«, nach Hause gekommen, das sichere Ufer erreicht zu haben. Und das hätte er ihr gesagt, wenn sie seinen Mund nicht

mit einem zweiten Kuß  
verschlossen hätte, und ihr  
Geschmack erinnerte ihn jetzt  
an tausend andere ihrer Küsse.  
Sie strich über seinen Nacken  
und zog seinen Kopf an sich.  
Unwillkürlich taumelte er,  
verlor das Gleichgewicht und  
fiel auf die Knie. Sie zog ihn  
an sich, und er lag auf ihrem  
nackten Bauch. Die Freude  
war so groß, daß er vor  
Dankbarkeit stöhnte. Sie

beugte ihm den Kopf entgegen.

»Linda«, sagte er, vor Erleichterung ganz leise sprechend.

Er versuchte, den Raum in sich aufzunehmen, ihn sich zu eigen zu machen, selbst als sie schon auf dem Bettüberwurf lag. Der Kanga war jetzt aufgeknötet, das Oberteil gelöst, und ihre Brüste



wirkten schockierend weiß im Gegensatz zu ihrer übrigen Haut. Er konnte sich nicht erinnern, wie es früher zwischen ihnen gewesen war, und dennoch drängten sie sich aneinander, als wären sie nie getrennt gewesen. Er hatte sich noch nie so vollkommen zu Hause gefühlt. Es war eine Offenbarung, daß ihm dies gehören sollte, daß sie ihm dies wieder und wieder

schenken könnte, daß alle Unzufriedenheit verginge. Sie richtete sich über ihm auf und sagte seinen Namen, während ihr Haar wie ein feuchter Vorhang zu beiden Seiten ihres Gesichts herabfiel. Ob sie dies früher schon einmal mit ihm getan oder nicht getan hatte, wußte er nicht: sie senkte die Schultern und bot ihm ihre Brüste dar, die er mit den Händen und mit dem

Mund nahm, und er wollte  
alles von ihr.

Welch süße Entschädigung  
für ungelebte Tage und  
Nächte.

27. November

Lieber Thomas,

heute hatten wir den  
Parlamentsabgeordneten von  
Nyeri zu Besuch. Unerwartet,  
weil er aus Nairobi

gekommen war, um den Brautpreis für seine zweite Frau auszuhandeln, von der niemand wissen soll. Seine erste Frau ist zu ihrem großen Kummer unfruchtbar. Er fuhr im Mercedes vor und trat mit großem Pomp herein, denn ich sollte mich offensichtlich geehrt fühlen. Er setzte sich auf eine Bank im hinteren Teil des Raums und lauschte einer Unterrichtsstunde über

einfache Geometrie. Dabei nickte er gelegentlich, als gebe es dabei Fragestellungen, denen man zustimmen oder die man ablehnen könnte, während er ständig mit einem Holzstäbchen in den Zähnen herumstocherte. Die Kinder waren entsprechend eingeschüchtert und warfen verstohlene Blicke auf den großen Mann, der aus der Stadt gekommen war. Er trug

eine goldene Uhr, und obwohl ich mich mit Männerkleidung nicht gut auskenne, glaube ich, daß sein Anzug einiges gekostet hat. Sein Gefolge bestand aus acht Leuten. Bei seinen Reisen fährt zur Sicherheit vor Dieben und politischen Gegnern ein Wagen voraus und einer hinterher. Sollte er auf der A 104 von einer Macheten-Gang gestoppt werden, müssen

seine Lakaien die Schläge einstecken. Außerdem hat er – wie mir gesagt wurde – ein geheiztes Schwimmbad in Lavington, eine Mercedes-Flotte und eine Menge Geld auf einem Konto in der Schweiz. Ich frage mich, was er wohl über die bloßen Füße der Kinder gedacht hat.

Ich sitze hinter dem Haus unter einem Dornbaum, dessen Zweige mir die Illusion

von Schatten spenden. Von  
den Chrysanthemenfeldern  
streicht der Wind herüber,  
und die Fieberbäume ächzen.  
Auf einem Ast über mir sitzt  
geduldig wartend ein Geier,  
was mir sagt, daß irgendwo  
frischgeschlagenes Wild liegen  
muß. Ich möchte mir weder  
vorstellen, um was für ein  
Tier es sich handelt, noch wer  
es getötet hat. Wundervolle  
Stare mit irisierend



türkisfarbenem Federkleid  
zwitschern in den Ästen, aber  
der Geier läßt sich nicht  
stören. Es ist kaum zu  
glauben, daß heute  
Thanksgiving ist, jedenfalls  
kommt es mir komisch vor,  
einen Feiertag zu begehen,  
wenn alle anderen bei der  
Arbeit sind.

Ich fühle mich manchmal  
wie betäubt, wenn ich aus  
dem dunklen Schulraum oder

meinem Haus ins grelle Licht  
des afrikanischen Mittags  
hinaustrete: es blendet mich  
und macht mich schwindlig,  
als hätte ich einen Schlag auf  
den Kopf bekommen. Ich  
habe keine Orientierung, mir  
wird sogar leicht übel, und ich  
kann nichts essen. Ich gehe  
durchs Haus und fasse Dinge  
an, weil Du sie berührt hast.  
Einen Rilke-Band. Einen  
Teller, auf dem Gelee lag.

Eine Haarbürste, aus der ich die kastanienfarbenen Haare noch nicht entfernt habe. Es ist eine Art Irrsinn, nicht wahr? Eine Krankheit, die mich befallen hat. Oder besser gesagt, der erneute Ausbruch eines chronischen Leidens. Doch dieser Ausbruch ist tödlich, dessen bin ich mir sicher.

Ich glaube, daß Worte die Liebe eher zerreden und

kaputtmachen, und es ist  
besser, nicht darüber zu  
schreiben. Selbst das  
Gedächtnis ist morsch und  
brüchig.

Ich war Dir immer treu.  
Wenn Treue die Erfahrung  
meint, an der alles andere  
gemessen wird.

Immer die Deine,  
Linda

1. Dezember

Liebe Linda,

als ich Dich verlassen habe  
und wir vereinbarten, daß wir  
uns schreiben wollten, dachte  
ich, daß Du es nicht tun  
würdest, daß Dein  
übertriebenes Schuldgefühl  
Dich zum Schweigen  
verurteilte. Schlimmer noch,  
ich befürchtete, daß, wenn ich  
in den Wagen steigen und  
nach Njia fahren würde, Du

Dich genauso spurlos auflösen  
würdest wie die Nebelschleier  
aus den Sümpfen vor Deinem  
Haus. So daß ich, als ich  
Deinen Brief im Briefkasten  
sah – den lavendelfarbenen  
Umschlag und die zarte,  
rückwärts geneigte Schrift –,  
weinte. Direkt dort, vor den  
Blätter kauenden mzees und  
den Schuljungen, die Steine  
nach einem Wildkaninchen  
warfen. Ohne mich zu

schämen, kein bißchen. Ich empfand nur Freude und ungeheure Erleichterung.

Magdalena. Schöne Magdalena. Verloren und wiedergefunden. Ich glaube nicht, daß ich bis jetzt überhaupt wußte, was Glück ist.

Was Regina anbelangt: Soll ich Dir von dem stummen Zorn erzählen, mit dem ich begrüßt wurde, als ich am

Sonntagabend zurückkam, der  
um so empfindlicher traf, als  
er mir zu Recht  
entgegenschlug? Oder von  
dem Gleichmut – der ihr  
ansonsten fremd ist –, mit  
dem sie die grauenvollsten  
Fälle von Kinderkrankheiten  
betrachtet (kenianische Kinder  
sind trotz ihres Schicksals die  
wohlerzogensten der Welt;  
dahinter verbirgt sich eine  
Erziehungsform, deren



Geheimnis ich noch nicht  
ergründen konnte), oder von  
ihrem Wunsch, selbst ein Kind  
zu bekommen, der unablässig  
an ihr nagt? Nein, das werde  
ich nicht. Ich liebe Regina.  
Doch das ist bedeutungslos.  
Ich nehme an, daß Du auch  
Peter liebst – über den Du am  
Sonntag aus gutem Grund  
geschwiegen hast.

Ich erinnere mich an  
Deinen Körper auf dem Bett.

Das wird für lange Zeit alles sein, was möglich ist.

Ich finde Dich so wunderschön. (Hast Du einen Spiegel? Ich habe vergessen, darauf zu achten. Wir haben keinen. Regina benutzt den Wasserkessel, wenn sie sich schminkt.)

Der Beweis meiner Treue: Alle meine Gedichte sind über Dich, auch wenn es nicht so scheint. Genauer gesagt, sie

handeln alle von dem Unfall,  
falls Du die Aufrichtigkeit  
meines Schuldgefühls  
bezweifelt haben solltest. Ich  
glaube nicht, daß Du sie in der  
Bibliothek des British Council  
finden wirst.

Ich kam mir untreu vor, in  
meinem Haus an Dich zu  
schreiben – untreu gegenüber  
Dir oder Regina? Euch beiden  
gegenüber, glaube ich – daher  
bin ich in meinem verbeulten

Escort, der schon zweimal gestohlen wurde, nach Nairobi gefahren, habe mich im Thorn Tree an einen Tisch gesetzt und ein Tusker ohne Wurm bestellt (das ist eine lange Geschichte). Aus dem Raum, der wahrscheinlich die Küche ist, dringt ein seltsamer weißer Rauch, und ich sollte ihn wahrscheinlich genausowenig beachten wie alle anderen auch (obwohl er

so aussieht, als könnte er uns vergiften). Noch nie hing eine Nachricht für mich am Schwarzen Brett, aber verrückterweise habe ich heute nachgesehen, für den Fall, Du hättest mir eine verschlüsselte Botschaft zukommen lassen. (Hinterlaß mir eine, wenn Du das nächste Mal in Nairobi bist, nur um mich aufzuheitern; doch solltest Du in die Stadt

kommen, ohne mir Bescheid zu sagen, werde ich bestimmt an gebrochenem Herzen sterben.)

Letzten Sonntag saß ich mit Ndegwa in diesem Café.  
(Ohne zu wissen, daß Du im Land bist. Wie war das möglich: Waren denn keine Wunder und Zeichen am Himmel, gab es keine hörbaren Erschütterungen, die ich als Deine Schritte erkannt

hätte?) Heute ging ich wegen Ndegwa zur amerikanischen Botschaft und bekam einen Termin bei einem Botschaftsvertreter – wofür er zuständig ist, wurde nie erklärt. Er sah – ich scheue mich, es zu sagen, weil es ein solches Klischee ist – wie ein in die Jahre gekommener Soldat der Marines aus. Die Stoppeln auf seinem Kopf waren so kurz, daß mehr Haut

als Haar zu sehen war. Er war gutmütig und herzlich und freute sich, mich zu sehen, obwohl er anfangs keine Ahnung hatte, warum ich gekommen war. Aber joviale Begrüßungen machen mich mißtrauisch. Er sagte – ungelogen – »Woher stammen Sie, Tom?« Ich sagte: »Boston.« Er sagte: »Hey, Red Socks!« Also diskutierten wir über die Red



Socks, über die ich weniger wußte, als ich hätte wissen sollen, und ich hatte den Eindruck, daß es sich um eine Art Test handelte, den ich nicht bestand. Mein Botschaftsvertreter wurde mißtrauisch, und plötzlich schien ihm mein außerordentlich langes Haar aufzufallen (»Hippie«, dachte er), und er sagte schließlich: »Also, was kann ich für Sie

tun?« und »Was haben Sie auf dem Herzen, Tom?« Zwar beschäftigt nur Du mich – wie jetzt ständig –, doch trotzdem erzählte ich ihm von meinem Auftrag, über den ich schon beim Weggehen von zu Hause nur nebulöse Vorstellungen hatte und der mir, da ich nun davon erzählte, sogar noch verschwommener vorkam. Ich wollte helfen, Ndegwa

freizubekommen, sagte ich. Falls das nicht möglich sei, wolle ich Druck auf die kenianische Regierung ausüben, damit sie die Anklagepunkte bekannt gebe und einen Prozeßtermin festsetze. Meine Forderung war offenbar absurd und hoffnungslos, jedenfalls faßte er sie so auf und lächelte nachsichtig. »Tom«, sagte er, schob seinen Stuhl vom

Schreibtisch zurück und faltete die Hände im Schoß, »das ist ein sensibler Punkt«, und »Sie wissen, Tom, daß die USA einen strategischen Stützpunkt in Kenia hat«, und »ich würde ja genausogern helfen wie Sie, Tom, aber diese Dinge brauchen Zeit.« Ich kam mir vor wie ein Kind, das seinen Vater um Geld anbettelt.

Nachdem er mich

freundlich in meine Schranken verwiesen hatte, fragte er mich, was ich hier mache. Ich verstellte mich ein bißchen, erwähnte Regina und gestand schließlich, Schriftsteller zu sein. »Für wen schreiben Sie?« fragte er. Eine verständliche Frage. »Für niemanden«, antwortete ich und sah, daß er mir nicht glaubte. Wer schrieb schließlich für niemanden? Ganz beiläufig erwähnte er,

daß demnächst Ted Kennedy das Land besuche und daß er (mein Botschaftsvertreter) zu Ehren des Senators einen Empfang ausrichte. Woraufhin ich – die erste politische Erklärung meines Lebens abgebend, tatsächlich den ersten politischen Gedanken meines Lebens äußernd – herausplatzte: »Ich kenne Ted Kennedy.« Womit ich endlich die Aufmerksamkeit des

Burschen gewonnen hatte.

»Eigentlich«, fügte ich hinzu,  
»kennt ihn mein Vater. Er war  
einmal beim Abendessen bei  
uns.«

»Wirklich«, staunte mein  
Botschaftsvertreter.

Und daher wird man sich  
des »Ndegwa-Falls«, wie er  
ihn nannte, vielleicht doch  
annehmen.

Schreib mir, um Himmels

willen, schreib. Ein Tag ohne  
Dich ist ein nicht gelebter Tag,  
den ich nur ertrage, weil ich  
die Erinnerung aufbiete, aber  
die ist selbst geringsten  
Korrosionserscheinungen  
gegenüber anfällig, und feiner  
Rost durchzieht die leichten  
Brisen.

Liebe mich so, wie Du es  
am Sonntag getan hast. Ist das  
zuviel verlangt?

Thomas



PS: Die Schlagzeile von heute:  
FRAU IM BUSCH VON  
HYÄNE ANGEFALLEN.

15. Dezember

Lieber Thomas,

ich schreibe Dir aus einem  
Krankenhaus namens Maria  
Magdalena (nein, das habe ich  
nicht erfunden), wohin ich  
David bringen mußte, den  
Jungen, der im Klassenzimmer

den Hustenanfall bekam, als er auf meinem Schoß saß. Ein tapferer Junge, der sich weigert, sich ausschließen zu lassen. Er leidet an einer mysteriösen Krankheit, die die Ärzte nicht kennen – sie verursacht Lungenentzündung und zehrt ihn so aus, daß er nicht mehr auf die Beine kommen wird, wie ich fürchte. Man hat ihn zur Untersuchung hierbehalten,

und ich bleibe bei ihm, weil seine Mutter ebenfalls krank ist und ihre Hütte nicht verlassen kann. Eine Tochter kümmert sich um die kleineren Kinder. Ach, Thomas, wir hatten keine Ahnung, was Elend bedeutet, nicht wahr?

Das Krankenhaus ist klein und wurde in den dreißiger Jahren gebaut, um gefallene Mädchen europäischer

Abstammung aufzunehmen, deren Eltern zu arm waren, um sie zur Geburt der Babys nach Europa zurückzuschicken (oder die kein Geld für so hoffnungslose Fälle ausgeben wollten. Wohin die Kinder wohl kamen, frage ich mich). Derlei interessiert jetzt natürlich niemand mehr, und das Krankenhaus ist inzwischen eine Art Notfallstation für die Region

geworden. Es gibt einen belgischen Arzt hier, der sehr gut ist. Er ist jung und lustig, und alle Frauen verlieben sich in ihn. Ich glaube nicht, daß er je zum Schlafen kommt; er ist immer hier, wenn ich herkomme. Davids Fall ist ihm ein Rätsel, und so hat er Blutproben zur Analyse nach Brüssel geschickt. Wie kann ein Arzt eine Krankheit behandeln, für die er nicht

einmal einen Namen hat?

Schwester Mary Patrick, die ebenso furchteinflößend wie korpulent ist, geht ständig an mir vorbei und wirft mir mißbilligende Blicke zu. Zu Recht wahrscheinlich, obwohl ich glaube, nur wegen meines Kangas. Vielleicht erkennt sie aber auch das gefallene katholische Mädchen in mir, weil ich auf das gespenstische Kreuz an der

gegenüberliegenden Wand  
starre, das Mädchen, das über  
die Begriffe von Freude,  
Schuld und Strafe  
nachzugrübeln pflegte. Die  
Nonne geht schweigend  
vorbei, und unsere Blicke  
treffen sich – ich kann nicht  
anders. Vielleicht halte ich  
nach einem Zeichen, nach  
einer Botschaft von ihr  
Ausschau? –, und ich fühle  
mich ausgesetzt und noch

nackter, als ich aufgrund meiner saloppen Kleidung ohnehin schon bin.

Ich habe Dir nicht gesagt, daß Peter unerwartet auftauchte, nachdem Du gegangen warst. Ich war wie vom Donner gerührt bei diesem zweiten unerwarteten Besuch am selben Tag und schreckte an der Tür zurück. Er hielt meine Bestürzung für einen ganz normalen



Ausdruck der Überraschung,  
die er ja auch beabsichtigt  
hatte. Dabei spürte ich Dich  
noch auf meiner Haut. Ich  
mußte Krankheit vorschützen,  
Erschöpfung, irgendwas. Ich  
schämte mich nicht, weder für  
Dich noch für uns, aber für  
meine Angst, daß alles  
herauskäme.

Ach, Thomas, trotz allem  
bin ich so glücklich.

Gestern habe ich die Kinder

nach Nyeri gebracht, wo zu Ehren Jomo Kenyattas eine Parade stattfand. Dreißig Kinder in zwei VW-Busse und einen Peugeot 504 gezwängt (man mag gar nicht genauer darüber nachdenken). Wir standen auf einem Hügel und sahen uns die Vorbeimarschierenden an, die Stammeskleidung, Turnschuhe und Coca-Cola-Sonnenbrillen trugen und Eis

am Stiel lutschten. Wir hörten einer Rede Kenyattas zu, der über Harambee und die Zukunft Kenias sprach. In Gegenwart der Kinder mußte man natürlich Respekt zeigen und die Ironie bei der Benutzung des Wortes Freiheit überhören, obwohl Männer wie Ndegwa im Gefängnis schmachten. (Hast du irgendwas von Deinem Marine gehört?) Obwohl man

sagen muß, daß sowohl unter den Zuschauern wie den Teilnehmern der Parade große Spannung spürbar war: Kenyatta ist nicht mehr so beliebt, wie er einmal war. Worauf ich hinaus will, ist, daß ganz plötzlich und ohne Vorwarnung Panik auf dem Hügel ausbrach und alle wie wild die Flucht ergriffen. Hunderte von Leuten begannen loszurennen, ohne

zu merken, daß sie in  
Richtung eines Stacheldrahts  
liefen. Die Hysterie war  
ansteckend. Wir scheuchten  
die Kinder zu einem festen  
Kreis zusammen, ließen sie  
niederkauern und beschützten  
sie mit unseren Körpern.  
Zuerst dachte ich, Kenyatta  
sei erschossen worden, dann  
dachte ich, es sei ein Putsch.  
Peter bekam einen Stoß in  
den Rücken. Soldaten mit

aufgepflanzten Bajonetten knieten sich neben uns nieder und zielten auf die Menge. Niemand wurde getötet, aber Dutzende wurden verletzt, als sie in den Stacheldraht gedrückt wurden. Später erfuhren wir, daß die Panik von einem Schwarm Bienen ausgelöst wurde. Ungeachtet des Durcheinanders donnerten zu Ehren Kenyattas sechs Kampfflugzeuge über unsere

Köpfe hinweg. Während wir zusahen, brach eines aus der Formation aus und stürzte auf einen nahe gelegenen Golfplatz.

Ich schreibe über diese Ereignisse, wie ich früher Filme oder Ausflüge zum Strand beschrieben habe. Ich will nicht sagen, daß ich mich an sie gewöhnt habe, aber sie regen mich nicht mehr auf.

Was mich aufregt, ist meine

Liebe zu Dir.

Ich würde gern glauben,  
daß das, was wir haben,  
außerhalb der Realität  
existiert, etwas ganz  
Eigenständiges ist, das mit  
unserem übrigen Leben nichts  
zu tun hat. Was für ein  
dummer und gefährlicher  
Gedanke, da meine Liebe  
doch schon alle Bereiche  
meines Lebens durchdrungen  
hat.



Deine  
L.

21. Dezember

Liebe Linda,

Du schreibst von Panik und  
Hysterie, aber ich kann nur an  
Peter denken, wie er auf dem  
Hügel bei Dir ist, wie er Dich  
in Deinem Haus überrascht  
(während ich zu einer  
aufgebrachten Regina

heimkehrte). Mich hat bereits die Eifersucht erfaßt, eine heftige, verzehrende Eifersucht, die mich zu einem kleinlichen, elenden und unliebenswerten Wesen erniedrigt. Hast Du mit ihm geschlafen? In jener Nacht? So kurz nachdem wir zusammen waren? Daß ich kein Recht habe, eifersüchtig zu sein, tut nichts zur Sache. Es ist ein menschliches Laster: die

dunkle Seite der Liebe. Aber  
schlimmer noch: ich bin  
eifersüchtig auf Deinen Arzt,  
in den sich alle Frauen  
verlieben. Gilt das auch für  
Dich?

Beantworte meine Fragen  
nicht.

Gestern abend waren  
Regina und ich bei der  
Präsentation des Buches ›Die  
Stille wird sprechen‹ von  
Errol Trzebinski. Im

wesentlichen handelt es sich  
um die Biographie von Denis  
Finch Hatton, Blixens  
Liebhaber während der Zeit,  
als sie auf ihrer  
Kaffeeplantage lebte, aber das  
Buch handelt auch von  
Blixens eigenem Leben und  
ihren Schriften über Afrika.  
(Vielleicht kennst Du das Buch  
schon? Ich schicke es Dir  
jedenfalls mit, nachdem Du  
gesagt hast, Du hättest alle

Bücher in Njia schon gelesen.)  
Die Party fand im Country-  
Club von Karen statt – der  
einen nicht weiter  
bemerkenswerten  
Anachronismus darstellt.  
Praktisch alle Anwesenden  
waren weiß, mit einer  
interessanten Ausnahme. Ein  
alter Mann, der einen dunklen  
Anzug und einen zerknitterten  
Mantel trug und dessen Stock  
auf seinem Stuhl lag, saß in

einer Ecke, trank Tee und plauderte mit zwei »kleinen alten Damen« (wie sehr Frauen es hassen müssen, einmal so bezeichnet zu werden), die pflaumenfarbene Kostüme und Hüte trugen. Auf den ersten Blick erinnerte mich das Bild an altjüngferliche Tanten, die bei einem Familienfest mit einem unverheirateten Onkel tratschen. Aber dann wurde

mir gesagt, daß der alte Mann  
Kamante sei, der in ›Afrika,  
dunkel lockende Welt‹  
beschriebene treue Koch von  
Blixen, ein Mann, dessen  
Geschichte einen großen Teil  
des Buchs einnimmt. Vor  
fünfzig Jahren, als sie ihn  
aufnahm, war er ein kleiner  
Junge, der verlassen und  
krank auf ihrem Land Ziegen  
hütete. Jetzt ist er ein alter  
Mann, der Zeuge des

erstaunlichen Wandel seines Landes wurde. Vermutlich hatte man ihn aufgetan, um dem Anlaß eine besondere Note zu geben, jedenfalls fungierte er als eine Art Ehrengast. Obwohl ich sagen muß, daß er sein Schicksal, das ihn in diese Ecke verschlagen hatte, um mit zwei Damen, die ihn zu Blixens Zeiten nicht an ihren Tisch gelassen hätten, über ein



nicht mehr existentes Afrika zu plaudern, relativ gelassen hinnahm.

Ich schreibe Dir jetzt von zu Hause aus, da ich meine Skrupel inzwischen überwunden habe (die Eifersucht hat sie vertrieben). Unser Haus steht inmitten von gepflegten Gärten und Akazien- und Eukalyptusbäumen, die die Villen von Karen beschirmen.

Aus den Kaminen kräuselt  
Rauch in die Höhe, dahinter  
erheben sich die vier grünen  
Buckel der Ngong Berge. Es  
ist nicht schwer, sich  
vorzustellen, in England zu  
sein. Die Hecken bilden eine  
Art von Festung, sind bis zu  
vier Meter hoch und  
undurchdringlich, und  
dazwischen befinden sich  
bewachte Tore. Kinder  
kommen nur auf Einladung

zum Spielen. Es ist ein merkwürdiger Eindruck, all die Schönheit, all der wohlgeordnete Liebreiz, all die sanfte Gefälligkeit der Landschaft – denn es fällt nicht schwer, sie für ein böses Tumorgeschwür zu halten, das eines Tages herausgeschnitten werden muß.

Nein, ich glaube das mit dem Krankenhaus nicht, und ich muß mich selbst davon

überzeugen. Schreib mir und sag mir, daß ich kommen darf. Oder triff Dich irgendwo mit mir. Ich halte es nicht aus, Dich nicht zu sehen. Wann kommst du nach Nairobi?

Die USA haben wegen Ndegwas Verhaftung formelle Beschwerde bei der kenianischen Regierung eingelegt. Ich fühle mich geschmeichelt bei dem Gedanken, daß ich dazu

beigetragen habe, aber es wäre eine Illusion zu glauben, daß es etwas nützt. Ich habe an Amnesty International geschrieben, werde aber erst in mehreren Wochen eine Antwort erhalten. Wie entsetzlich langsam die Post doch ist! Hast Du Telefon? Ich habe vergessen, Dich zu fragen. Wir haben keines. Nach dem Einbruch (eine andere lange Geschichte)

sträubte ich mich, wieder eines anschließen zu lassen, aber Regina drängt seit einiger Zeit darauf, einen Anschluß zu haben. Doch jetzt würde ich, der untreue Ehemann, sofort nachgeben, wenn ich wüßte, daß es die Verbindung zu Dir herstellt.

Ich verharmlose die Sache, aber unsere Lage ist quälend. Wir reden nicht über die Zukunft. Haben wir denn

eine?

Es gibt Gerüchte über ein Massengrab mit fünfzig Studenten. Mir fällt das schwer zu glauben, aber vielleicht stimmt es.

Bald ist Weihnachten. Ein komischer Gedanke bei der Hitze, nicht wahr? Wie sehr wünschte ich mir, ich könnte es mit Dir verbringen.

Dein Thomas

PS: Die Schlagzeile von heute:  
ANGRIFF VON LEOPARD  
IN KAREN

4. Januar

Lieber Thomas,

Peter und ich sind gerade  
aus Turkana zurückgekehrt,  
wo wir die Feiertage  
verbracht haben. Wir sind  
durch Flußbetten gefahren  
und wären bei den



mörderischen Temperaturen um die 50 Grad fast umgekommen. Die Landschaft, durch die wir kamen, war so verlassen, daß man sich nicht vorstellen kann, wie die Turkana, die von einem Wüstengebiet zum nächsten wandern, es schaffen, dort zu überleben. Das Seeufer glich zu unserem Erstaunen einer Meeresküste, mit Palmen und

kilometerlangen  
Sandstränden. Wir  
kümmerten uns nicht darum,  
ob es gefährliche Parasiten  
oder Krokodile gab, und  
ließen uns im 30 Grad  
warmen Wasser treiben. Am  
Morgen wachten wir bei  
Sonnenaufgang auf – einem  
blutroten Streifen von  
mehreren hundert Kilometern  
Länge, der trotz seiner  
ergreifenden Schönheit

wieder glühende Hitze für den Rest des Tages versprach. Die Landschaft ist herrlich, gewaltig und bedrohlich – als beträte man einen anderen Planeten, wo die Atemluft aus giftigen Gasen in prächtigen Farben besteht.

Thomas, wir sind miteinander verbunden, so sehr wir uns dagegen auch sträuben mögen. Was in Zukunft werden soll, weiß ich

nicht.

So vieles ist ungesagt  
geblieben.

Ich konnte Dich meinen  
Namen rufen hören, als ich  
fortgebracht wurde. Ich stand  
unter Schock und konnte nicht  
sprechen, sonst hätte ich Dir  
geantwortet. Kurz nachdem  
ich eingeliefert wurde, kam  
meine Tante ins Krankenhaus.  
Zu ihrer Ehre muß ich sagen,  
daß sie einmal kurz geweint

hat, und den Rest der Zeit  
verbrachte sie damit, mir zu  
sagen, daß sie es mir  
prophezeit habe. Ihr  
Mißtrauen Dir gegenüber hat  
mich immer gewundert.  
Vielleicht haßt sie alle  
Männer. Ich hatte gedacht, sie  
würde sich freuen, wenn  
jemand käme und sie mich los  
wäre.

Ich war fünf Tage im  
Krankenhaus. Die Onkel und

Cousins paßten auf, und ich wurde nie allein gelassen. Ein seltsamer Schatz, den sie da bewachten, da er längst schon gestohlen worden war.

Ich kam für einen Tag nach Hause und wurde dann von Onkel Brendan mit dem Auto nach New York gebracht (allein in Connecticut kehrten wir in drei Bars ein). Die Fahrt war eine Qual, weil mein Körper auf einer Seite von

oben bis unten aufgeschürft  
war (auch mein Inneres war  
eine einzige Wunde). Die  
Tage vergingen. Irgendwann  
im März wurden die  
Verbände abgenommen.  
Eileen arbeitete als Masseurin  
und war den ganzen Tag fort.  
Ich ging durch die Straßen, als  
ich dazu in der Lage war. Ich  
dachte an Dich. Stundenlang  
saß ich da, starrte aus dem  
Fenster und dachte an Dich.

Als ich wieder aufstehen  
konnte, rief ich Dich mehrere  
Tage lang immer wieder an.  
Aber nie meldete sich jemand.  
Später schrieb mir meine  
Tante, daß Du mit Deiner  
Familie auf eine Europareise  
gegangen seist. Stimmt das?  
Ich habe am Sonntag  
vergessen, Dich danach zu  
fragen. Dann schrieb meine  
Tante, Du würdest mit  
Marissa Markham ausgehen



(den wären wir also los und so weiter). Ihre Motive waren vollkommen durchsichtig, aber ich war mir nicht sicher, ob sie nicht doch recht hatte. Die Menschen ändern sich schließlich, oder? Du hättest verärgert sein können, weil ich fortgegangen bin, ohne zu sagen, wohin. Vielleicht hat meine Tante ja auch Dich belogen.

Ich dachte: So schnell hat er

mich vergessen.

Ich habe die Briefe nie bekommen, die Du mir geschrieben hast. Nicht schwer, sich vorzustellen, was mit ihnen passiert ist. Sie wurden gelesen und dann weggeworfen, schätze ich. Wie sehr wünschte ich mir, ich könnte Deine Briefe zurückbekommen. Ich habe das Gefühl, daß wir zutiefst vereint, ein Fleisch, ein Leib

sind. Ich liebe Dich mit dem  
langgewachsenen Haar. Ich  
liebe Dich.

Bitte schick mir Deine  
Gedichte. Ich hoffe, es stimmt,  
daß nur Du die Post holst.

In Liebe  
Linda

PS: Danke für den Trzebinski.  
Ich habe ihn an einem Tag  
ausgelesen. Ich wünschte, ich  
wäre eine langsamere Leserin,

um mehr von den Büchern zu haben.

10. Januar

Liebe Linda,

es quält mich, daß Du geglaubt hast, ich hätte Dich vergessen.

Niemals.

Hätte ich mich doch bloß nicht um Deine Tante gekümmert und nicht

aufgegeben. Hätte ich doch nur Eileen angerufen. Wäre ich nur in den Wagen gestiegen und nach Middlebury gefahren. Ich darf gar nicht daran denken. Es macht mich buchstäblich krank.

Und deshalb fällt es mir schwer, mich über die Neuigkeit zu freuen, die mir noch vor einer Stunde so wundervoll vorkam. Gestern

erhielt ich einen Brief (er brauchte sieben Wochen, bis er hier eintraf) von einem Redakteur des New Yorker, der zwei meiner Gedichte abdrucken will. Ich war außer mir vor Sorge, der Redakteur könnte vielleicht glauben, ich sei nicht interessiert, weil ich so lange nicht reagiert habe, also fuhr ich nach Nairobi und rief ihn sofort an. Er war ein bißchen verwundert, daß ich

deswegen aus Afrika anrief  
(natürlich war es für ihn nicht  
so wichtig wie für mich), und  
ich erklärte ihm die Sache mit  
der Post. Die Gedichte werden  
jedenfalls gedruckt, und ich  
bekomme sogar Geld dafür  
(an sich schon erstaunlich).  
Regina freut sich riesig  
darüber. Wahrscheinlich  
rechtfertigt das in ihren  
Augen meine Existenz. Ich  
glaube das übrigens auch.

Ich habe noch weitere Neuigkeiten. Mein Botschaftsvertreter (er hat einen Namen: Lucas Smollet) hat mir eine Nachricht zukommen lassen, er plane einen Empfang, an dem verschiedene einflußreiche Leute teilnehmen sollen (einschließlich Mr. Kennedy), und er möchte wissen, ob ich Mary Ndegwa dazu überreden könnte, ebenfalls



daran teilzunehmen. Er hält es für die beste Möglichkeit, ihre Sache vorzubringen, und es freute mich, daß er den »Ndegwa-Fall« noch nicht vergessen hat. Kennedy wird sich natürlich nicht an mich erinnern, was zweifellos peinlich sein wird, aber das ist mir im Moment egal. Ich weiß das genaue Datum des Empfangs noch nicht, aber wenn ich es weiß, gebe ich

Dir Bescheid. Vielleicht könntest Du mit Peter daran teilnehmen? (Wahnsinn, sich vorzustellen, wir könnten uns im gleichen Raum aufhalten, ohne uns zu berühren. Hätten wir genügend Selbstbeherrschung? Vielleicht nicht.)

Rich kommt am Dienstag, und wir gehen ein paar Wochen auf Safari. Ich hatte mich darauf gefreut (und tue

das hoffentlich immer noch), obwohl mich der Gedanke, in dieser Zeit keinen Brief von Dir zu bekommen, rasend macht. (Du solltest mir vielleicht zwei Wochen nicht schreiben. Nein, schreib mir, schick die Briefe aber nicht ab, bevor ich wieder zurück bin. Ich hasse diese verdammten Heimlichkeiten. Sie erniedrigen uns genauso wie Peter und Regina. Aber ich

weiß nicht, wie sie zu vermeiden wären, Du vielleicht?)

Ich habe den Rat eines Freundes (eines Bekannten) befolgt und einen Mann in Nairobi aufgesucht, der ein Magazin herausgibt. Ich wollte ihn fragen, ob er meine Gedichte abdrucken will. Es war nur ein Versuch, aber ich war ohnehin in Nairobi (um für zwölf Dollar pro Minute

beim New Yorker anzurufen, womit vermutlich die gesamte Summe des anstehenden Honorars verbraucht ist), und ich dachte, ich probier's einfach mal. Es ist ein seltsam überzüchtetes Blatt, irgendwo zwischen McCall's und Time angesiedelt (Interviews mit hochrangigen Politikern neben Rezepten), aber der Redakteur gefiel mir. Er

wurde in den Staaten erzogen – in Indiana übrigens –, und er lud mich zum Lunch ein. Er wird einige der Gedichte abdrucken. (Auch dort werde ich bezahlt. Welch peinliche Anhäufung von Reichtümern.) Bei dem Besuch stellte sich nebenbei auch noch heraus, daß er dringend Reporter braucht, und er fragte mich, ob ich einen oder zwei Artikel für ihn schreiben könne. Ich

erklärte ihm, daß ich nie als Journalist gearbeitet habe, aber das schien ihn nicht zu stören. (Meine Qualifikationen bestehen vor allem darin, verfügbar zu sein und auf englisch schreiben zu können.) Ich dachte, warum nicht, und sagte zu. Daher fahre ich morgen los, um über ein siku kuu (wörtlich: großer Tag) beim Massai bomas im Rift zu berichten. Ein Fotograf

begleitet mich. Vielleicht ist es ja ganz interessant.

Linda, ich sterbe vor Sehnsucht. Ich muß Dich sehen. Besteht irgendeine Möglichkeit, daß Du Dich für ein paar Tage freimachst? Ich könnte mir vorstellen (wie hoffnungslos das auch sein mag), daß wir uns irgendwo an der Küste treffen. Regina, die uns auf der Safari begleitet, wird uns in



Mombasa bald verlassen, weil  
sie die feuchte Luft nicht  
verträgt. Ich könnte Rich  
überreden, mit ihr  
zurückzufahren  
(wahrscheinlich hat er dann  
genug von seinem großen  
Bruder und sehnt sich danach,  
wieder allein zu sein). Mit Dir  
auf Lamu zu sein wäre  
göttlich. Bist Du je dort  
gewesen? Falls das nicht  
möglich ist, vergiß die Küste

und komm einfach nach  
Nairobi. Oder sag mir, daß ich  
nach Njia kommen darf.  
Könnten wir uns in Limuru  
treffen? Mein Körper vergeht  
vor Sehnsucht.

In Liebe  
Thomas

PS: Ich hasse es, wie Briefe  
normalerweise enden –  
entweder zu la oder zu  
forsch.

PPS: Die Schlagzeile von  
heute: TOBENDE  
ELEFANTEN ZERSTÖREN  
ERNTEN.

17. Januar

Lieber Thomas,

ich bin heute sehr traurig.  
Heute morgen ist David im  
Maria Magdalena gestorben.  
Dr. Benoit hat getan, was er  
konnte, aber die

Lungenentzündung hatte beide Lungenflügel angegriffen, und David hatte nicht mehr die Kraft, das durchzustehen. Ich komme gerade nach Hause, nachdem ich seiner Mutter, die selbst sehr krank ist, die Nachricht überbracht habe. Sie schien meine Worte kaum aufzunehmen. Was ist das für eine schreckliche Krankheit, Thomas? Dr. Benoit ist

wütend auf sich und auf  
Brüssel, wo man zu lange  
gebraucht hat, um das  
Ergebnis der Analyse  
zurückzuschicken. Aber dort  
ist man ebenfalls ratlos und  
hat die Proben an die  
amerikanische  
Seuchenbehörde geschickt.  
Dr. Benoit behauptet, er habe  
bereits ähnliche Fälle gesehen  
und sei besorgt, daß die  
Krankheit sich ausbreite,

bevor er herausgefunden habe, worum es sich handelt.

David war ein tapferer Junge. Morgen findet seine Beerdigung statt.

Ja, vielleicht ist es möglich, sich an der Küste zu treffen. Ich müßte es so einrichten, daß ich entweder mit Peter hin- oder zurückfahre, und vielleicht ist es möglich, zwei Tage mit Dir zu verbringen. Auch ich verzehre mich nach

Dir, obwohl ich Angst davor  
habe, Dich wiederzusehen.  
Vielleicht liegt es an meiner  
gedrückten Stimmung heute,  
aber ich glaube nicht, daß  
unser Zusammensein zu etwas  
Gutem führt. Ganz und gar  
nicht. Einer jedenfalls wird  
schrecklich verletzt werden –  
und es steht nur zu hoffen,  
daß es einer von uns beiden  
ist.

Ich freue mich über die

Nachricht vom New Yorker.  
Du mußt mir die Gedichte  
schicken, die sie drucken  
wollen.

Thomas, ich liebe Dich  
mehr, als ich für möglich  
gehalten hätte. Es macht mich  
traurig wegen Peter; was alles  
er nie von mir bekommen hat.  
Ich werde den lauwarmen  
Schluß lassen. Es gibt keine  
Worte, die hinreichend wären.

Linda



PS: Ich habe es riskiert, Dir  
den letzten Brief zu schreiben,  
bevor Du an die Küste fährst.  
Ich bete, daß Du es bist, der  
ihn abholt.

26. Januar

Liebe Linda,

es tut mir leid wegen  
David. Ich hoffe, er mußte  
nicht leiden. Seltsamerweise  
bin ich froh, daß seine Mutter

nicht ganz mitbekommen hat,  
was geschehen ist. Das schien  
mir immer das Schlimmste  
am Tod eines Kindes zu sein:  
daß die Mutter den  
unerträglichen Verlust  
erdulden muß. Ich wünschte,  
Du würdest Deinen Gott nicht  
so leidenschaftlich hassen,  
dann könntest Du Trost aus  
dem Gedanken schöpfen, daß  
David jetzt bei ihm ist.

Welche Spannbreite von

Gefühlen zwischen zwei  
Absätzen! Ich war fast außer  
mir vor Glück, daß Du es  
vielleicht einrichten kannst,  
mich an der Küste zu treffen.  
Wäre Lamu möglich? Ich  
schicke Dir morgen die  
genauen Daten und werde  
mich nach einem Ort  
umsehen, wo wir uns treffen  
können. Mein Gott, Linda, es  
muß einfach klappen! Bei  
einem anderen würden die

Skrupel vielleicht die  
Wünsche und Bedürfnisse  
überwiegen, bei mir aber  
nicht. Manchmal sage ich mir,  
daß wir uns dies einfach  
schuldig sind für all die Tage  
und Nächte, die wir verloren  
haben, obwohl ich weiß, daß  
das von einem moralischen  
Standpunkt aus keinen Sinn  
ergibt. Jemand anderes (Deine  
Nonne vielleicht) würde  
vielleicht sagen Pech gehabt,

wir seien an andere  
Versprechen gebunden, die es  
zu halten gelte. Ich aber frage  
mich: Haben wir beide uns  
vor acht Jahren vor einem  
blauen Haus kein größeres  
Versprechen gegeben? Muß  
ich mein Leben lang für einen  
Moment der Unachtsamkeit  
auf einer glatten Straße  
büßen? Würde ich es  
verstehen, wenn Regina in  
dieser Lage wäre? Gott, ich

hoffe, daß es so wäre.

Ich habe gerade meinen ersten Artikel für das Magazin beendet, von dem ich Dir erzählt habe. Das siku kuu war tatsächlich ein besonderes Ereignis – eine Zeremonie, bei der sich tausend Massai-Männer versammeln, um ihre Frauen mit Honigbier zu besprengen und damit die Fruchtbarkeit des Stammes sicherzustellen. Ein Spektakel,

das alle zwanzig Jahre  
stattfindet – und ich hoffe, ich  
bin ihm gerecht geworden.  
Ich hätte lieber ein Gedicht  
darüber geschrieben, aber das  
wäre kaum das, was der  
Redakteur im Moment haben  
wollte. Ich will Dich mit  
keinem Reisebericht  
langweilen, sondern nur von  
ein paar Höhepunkten  
berichten: Es dämmerte, als  
wir die Magadi Road

erreichten. Verschlafene  
Unterhaltung mit dem  
Fotografen.

Zweihundertfünfzig  
manyattas, zweitausend  
Massai auf einem Platz. Die  
roten und braunen Kleider der  
Frauen, ihre maridadi, die  
Ohringe mit den langen,  
pendelartigen Anhängern, und  
Filmrollen in den Ohrlöchern.  
Hunderte von Kindern –  
neugierig, grapschend,



freundlich lachend. Ein biblisch aussehender Mann namens Zachariah, der uns geduldig die Zeremonie erklärte. Die Frauen, einige ergeben, einige ernst, manche halb wahnsinnig in wilden Zuckungen und epilepsieartigen Anfällen. Tiefes, qualvolles Stöhnen. Ich trug eine Kindermütze gegen die Sonne, weil ich die meine vergessen hatte. Verteilte

Zigaretten. Ging beiseite, um zu pinkeln, und fragte mich, ob ich auf heiligen Boden pißte. Ich verteilte Geld. Die grausamen Gesichter von einigen jungen Männern, die wie dekadente Römer aussahen. Die langen Verhandlungen um die Frauen, die angesichts ihres Schicksals erschreckend passiv wirkten.

Ich kann mir nicht

vorstellen, welche Rolle die Liebe dabei spielt. Von außen gesehen war es unmöglich, das zu beurteilen.

Es wäre am besten, wenn wir uns irgendwann zwischen dem 28. und 3. treffen könnten. Vielleicht am 1.? Ich zähle buchstäblich die Stunden bis dahin.

Thomas

PS: Die Schlagzeile von heute:

PAVIAN STIEHLT BABY.

27. Januar

Liebe Linda,

wir machen uns Illusionen.

Wir machen uns Illusionen.

Triff Dich dennoch mit mir.

Bitte. Vor Petley's Hotel,

Lamu, zwölf Uhr mittags, am

1. Wir machen einen

Spaziergang.

T.

Unter ihnen lagen Ebenen mit  
Buschwerk, die bereits genau  
umrissene Schatten auf den  
kahlen Boden warfen. Gräser,  
die an vertraute  
Getreidefelder erinnerten,  
wiegen sich auf einem  
unbekannten Herzland, und  
riesige Papyrussümpfe  
drohten ganze Ländereien zu  
verschlingen. Der Pilot, der  
größte Gelassenheit zeigte,  
die Beine gegen das

Armaturenbrett stützte und  
eine Zigarette rauchte (war  
das nicht verboten?), flog so  
tief, daß Thomas einzelne  
Elefanten und  
Weißschwanzgnus erkennen  
konnte, sowie eine einsame  
Giraffe, die bei dem  
stotternden Geräusch über  
sich den Hals reckte. Ein  
Buschmann in himmelblauem  
Umhang und mit einem Speer  
in der Hand marschierte von

einem unbewohnten Ort zum nächsten, und eine Frau mit rotem Schal trug ein hohes Gefäß auf dem Kopf. Das alles sah Thomas – er beobachtete, wie das rosige Licht die Seen in Türkisblau verwandelte, er registrierte, wie das Licht der Morgendämmerung wie eine Theaterbeleuchtung aufflammte – und dachte: In sechs Stunden werde ich sie sehen.

Sie flogen ohne Generator, was möglich sei, wie der Pilot Thomas versichert hatte, nur dürfe der Motor nicht aussetzen, denn er könne ihn nicht neu starten. Dem Piloten, der längeres Haar hatte und eine kurzärmelige, an der Taille eng anliegende Jacke trug (ähnlich wie es die Beatles vor Jahren getragen hätten), schien die Unternehmung völlig



gleichgültig zu sein, und er hatte Thomas die Entscheidung überlassen, ob sie umkehren sollten, nachdem der Ausfall des Generators festgestellt worden war. Thomas, der an Linda dachte, die um zwölf Uhr vor Petley's Hotel stehen würde, sah keine Alternative und kam irgendwo über Voi zu dem Schluß, daß die Maschine schon nicht vom

Himmel fallen werde, um ihn für seine beabsichtigte Untreue zu bestrafen. War er denn nicht jeden Moment untreu gewesen seit dem Augenblick, als er sie auf dem Markt entdeckt hatte? Dennoch ließ ihn die Vorstellung nicht los, an einem verlassenen Ort, wo niemand ihn je fände, im Feuer zu sterben.

In der Ferne sah er ein Dorf

mit grasgedeckten Hütten,  
daneben einen Pferch mit  
Tieren, Rindern, wie er  
glaubte. Wieder wurde er  
daran erinnert, wie schon so  
oft – wenn auch diesmal mit  
einer Entschiedenheit, die zu  
einer Art endgültigem Schluß  
führte –, daß man Afrika im  
Grunde nicht erforschen kann.  
Es war uralt und hatte eine  
Würde, die kein anderer  
Kontinent besaß. Seine Seele

war unberührt geblieben,  
trotz all der Wabenzis, der  
Schweizer Konten und  
jugendlichen Parkwächter.  
Und dieses Unberührte ist es,  
was sich unserer Erkenntnis  
entzieht. Er hatte es auf den  
Gesichtern der Frauen  
gesehen, in ihren  
unerschütterlich ruhigen  
Augen im Angesicht von  
Katastrophen, ebenso im  
scheuen Lächeln der Kinder,

denen ständig ein Scherz auf den Lippen lag, den nur sie verstanden. Und er akzeptierte – was Regina mit ihrem akademischen Auftrag ebenso wenig gelang wie dem ständig Urteile fällenden Roland –, daß er, Thomas, in diesem Land nicht wichtiger war als irgendein Teil dieser Herde von Gnus, die unter ihm nach Westen zogen (weniger wichtig sogar). Er

war einfach ein Besucher, der schließlich wieder abreisen müßte. So daß er Ndegwa nie wirklich kennenlernen würde, ebensowenig Mary Ndegwa oder die Frau, die seine Hemden in der Badewanne wusch (diese Frau am allerwenigsten). Obwohl er eigenartigerweise das Gefühl hatte, daß diese Menschen ihn kannten, daß er, wie Regina einmal gesagt hatte, so

durchsichtig war wie Glas;  
daß seine Seele, trotz all des  
momentanen Aufruhrs, so  
leicht durchschaubar war wie  
Wasser.

»Sie müssen diesen Gurt  
festschnallen«, sagte der Pilot  
neben ihm.

Als er zur Landung  
ansetzte, richtete sich der Pilot  
auf und legte beide Hände auf  
den Steuerknüppel, was  
Thomas beruhigte. Er selbst

hätte nicht Pilot werden  
können – dafür reichten seine  
Kenntnisse in Mathematik  
nicht aus –, doch der Job  
schien, abgesehen von der  
Sorge um den ausgefallenen  
Generator, Spaß zu machen,  
ja, sogar aufregend zu sein.  
Der Pilot deutete auf die  
Küste, die sich als  
pfirsichfarbener Streifen vom  
flüssigen Blau des Indischen  
Ozeans abhob, und während



Thomas' Herz ein wenig schneller zu schlagen begann, als sie sich dem Ort näherten, an dem er Linda wiedersehen würde, dachte er, wie ungewiß die ganze Unternehmung war und daß sie fast gar nicht zustande gekommen wäre.

Unglücklicherweise hatte Rich auf der Safari einen heftigen Malariaanfall bekommen und mußte mit Thomas und

Regina nach Nairobi zurückkehren. Nachdem Rich ins Krankenhaus gebracht worden war und man ihn mit einer Batterie von Medikamenten wieder nach Hause entlassen hatte, war Thomas gezwungen, einen Grund zu erfinden, wieder an die Küste zurückzufliegen, von der er gerade gekommen war. Er verlegte sich auf die kaum glaubwürdige Ausrede,

daß sein neuer Arbeitgeber dies verlangt habe. Es wäre nur eine kurze Reise, erklärte er Regina; er komme vor Donnerstag schon wieder zurück. Und sie, erschöpft vom Schmutz und der Langeweile auf der Safari, schien es nicht zu stören, oder, besser gesagt, gar nicht zu bemerken.

Das Flugzeug ließ den Kontinent hinter sich, kreiste

über dem Inselarchipel von Lamu und landete in einem Mangrovensumpf in der Nähe von Manda. Thomas dankte dem Piloten und sagte, er hoffe, daß der Generator bald repariert werde. Der Pilot (Thomas war überzeugt, daß seine Alkoholfahne vom Abend vorher stammte) zuckte bloß mit den Achseln. Thomas machte sich auf den Weg zu der Stelle, wo Dhaus

mit großen Lateinersegeln  
darauf warteten, die  
Passagiere nach Lamu-Stadt  
überzusetzen. Er stellte seinen  
Rucksack in ein überfülltes  
Boot, das ihn an die  
Flüchtlingsboote aus Vietnam  
erinnerte, und gab dem  
Kapitän achtzig kenianische  
Shilling. Er fand einen Platz  
neben einer Frau, die einen  
bui-bui, einen  
Ganzkörperschleier trug, so

daß nur ihre dunklen,  
kolumrandeten Augen zu  
sehen waren.

Als Thomas an Land ging,  
riefen bereits die Muezzins  
von den Minaretten – eine  
eindringliche und melodische  
Folge von Vokalen in  
Molltönen, die Thomas für  
immer mit Liebe und Ahnung  
von Verlust in  
Zusammenhang bringen sollte  
(so nachdrücklich, daß sich

ihm in den folgenden Jahren allein beim Klang eines rufenden Muezzins, der bei Nachrichten über Palästina oder den Irak im Hintergrund zu hören war, die Kehle zusammenschnürte). Er hängte sich seinen Rucksack über die Schulter. Die Hitze traf ihn unmittelbar – paradoxerweise entnervend und verführerisch zugleich. Beim Gehen hatte er das

Gefühl, als würde er durch  
Wasser den Hügel  
hinaufschwimmen, an der  
Harrabee Avenue vorbei  
auf das Museum zu, wo er  
nach Aussage des  
Herausgebers des Magazins  
(um die Lüge nicht  
aufrechterhalten zu müssen,  
hatte Thomas um einen  
Auftrag gebeten und auch  
einen erhalten) vielleicht eine  
Unterkunft vermittelt



bekäme. Thomas folgte einer Karte, verirrte sich in dem Gewirr enger Gassen mit Geschäften, Cafés und Steinhäusern, die mit herrlich geschnitzten Türen versehen waren. Auf der mit Kopfsteinen gepflasterten Straße, die vom Hafen den Hügel hinaufführte (Straßen, auf denen nie Autos gefahren waren), herrschte ein Hauch von Kühle, weshalb Thomas

erwog, seine Route zu ändern. Männer in Kanzus und Kofias sahen ihn forschend an, während Frauen in schwarzen bui-buis mit Babys auf dem Arm leise an ihm vorbeiglitten. Ständig hörte er die Schreie von Eseln, und geschickt wichen Katzen vor seinen Füßen aus. In den Rinnsteinen floß Abwasser und verbreitete einen ungesunden süßlichen

Gestank.

Er fragte nach dem Weg und wurde von einem Jungen, der mit einem Stock vorausrannte, zum Museum geführt. Thomas mußte sich beeilen, um den Jungen einzuholen, der an jeder Ecke geduldig seiner harnte und schweigend auf sein Trinkgeld wartete, als er Thomas vor der Museumstür ablieferte. Thomas trat ein und hatte

kaum Zeit, einen Blick auf die Nachbildungen alter Segelschiffe und die schweren Silberteller zu werfen, als eine Frau, vielleicht eine Angestellte, ihn fragte, ob sie ihm behilflich sein könne. Er sagte, er suche einen Mann namens Sheik. Ah, sagte die Frau, Bwana Sheik sei nicht im Haus. Sie lächelte und zog einen Umschlag heraus. Auf dem Umschlag stand eine

Wegbeschreibung und im Innern befand sich ein Schlüssel, was Thomas überraschte, denn er wußte nicht, daß vor seiner Ankunft Telefongespräche geführt und Vorkehrungen getroffen worden waren. Von Bezahlung wurde nichts erwähnt, und Thomas schätzte, daß es unhöflich wäre, Geld anzubieten, da er keine Ahnung hatte, welche

Gefälligkeiten seinetwegen ausgetauscht worden waren.

Der Junge mit dem Stock, der ihn zum Museum geführt hatte, wartete auf ihn, als er herauskam, und Thomas war froh, ihm den Umschlag mit der Adresse geben zu können. Der Junge führte ihn durch ein Labyrinth von Gassen, in denen sich Kochgerüche mit dem Gestank von Abwasserkanälen

vermischten, zu einem schmalen Gebäude mit einer unauffälligen Tür. Thomas hatte ein Zimmer oder bestenfalls eine Wohnung erwartet und war überrascht, als der Junge die Tür aufschloß und ihn in den Innenhof eines Hauses führte. Er war irritiert und hätte geglaubt, daß der Junge sich verlaufen hatte, wenn der Schlüssel nicht so perfekt ins

Schloß gepaßt hätte. Ein kahler Suaheli in einer Schürze – vermutlich ein Diener – tauchte aus den Schatten auf, verscheuchte den Jungen mit einem barschen Wort und stellte sich als Mr. Hussein vor. Thomas gefiel der Stolz, der sich in dem Wort Mister ausdrückte. Ob er sich umsehen wolle, bevor er ihm kalten Tee bringe? Thomas sah schon



wieder auf seine Uhr, wie bereits vor zehn Minuten. Irgendwie befürchtete er, daß auf der exotischen Insel die Zeit nach eigenen Gesetzen ablaufen könnte. Ja, sagte er, er werde sich umsehen und wäre dankbar für ein Glas Tee.

Der Diener verschwand in dem Dunkel, aus dem er gekommen war. Thomas blieb einen Moment im Hof stehen.

Die eng stehenden  
Hauswände warfen kühle  
Schatten auf den Steinboden.  
In seiner Mitte befand sich ein  
niedriger, von gelben Blumen  
umgebener Brunnen, in der  
Ecke stand ein Paw-Paw-  
Baum. Zu ebener Erde schien  
eine Küche zu sein, aber  
Thomas ging nicht hinein,  
weil er Mr. Hussein nicht bei  
seinen Vorbereitungen stören  
wollte. Statt dessen stieg er

eine Treppe hinauf, wo in Nischen verschiedene Skulpturen standen, und er hatte das Gefühl, als flösse Wasser über die Steine. Die Treppe führte in ein Stockwerk, in dem sich eine Art Wohnzimmer befand mit niedrigen geschnitzten Möbeln und Kissen, die mit gebleichtem Baumwollstoff bezogen waren. Ziselierte Kupfer- und Silberschalen und

große Keramikvasen  
schmückten Wände und  
Nischen. Die Treppe führte  
noch höher ins dritte  
Stockwerk hinauf, das unter  
freiem Himmel lag, wo  
Thomas Schlafzimmer mit  
Betten entdeckte, die mit  
Baldachinen und  
Moskitonetzen überspannt  
waren. In der Nähe eines  
Bettes stand ein Jasminbaum,  
auf der korallenroten Terrasse

ein Frangipani-Baum. Der Duft der Blüten erfüllte die Räume und löschte die Gerüche der Straße aus. Er sah auf das deckenlose Schlafzimmer und vermutete, daß es auf Lamu wohl nie regnete. Bei seinen weiteren Erkundungen stieß er auf ein Schlafzimmer, in dem eine Schüssel mit frischem Wasser stand, und er wusch sich Gesicht und Hände. Hinter

dem Frisiertisch mit der Marmorplatte, auf der die Schüssel stand, sah man einen Hibiskusbusch, dessen leuchtende Blüten sich gegen den tiefblauen Himmel abzeichneten. Als er den Raum verließ, bemerkte er, daß jemand (Mr. Hussein?) Jasminblüten auf die Kissen gestreut hatte.

Der Diener hatte einen Imbiß aus Eiern, Joghurt und

kaltem Tee zubereitet, den Thomas an einem Tisch im Hof dankbar einnahm. Er wünschte, der Suaheli wäre geblieben, weil er ihm gern ein paar Fragen gestellt hätte – Wem gehörte das Haus? Wohnten öfter Leute seines Schlags hier? –, aber Mr. Hussein war wieder in die Küche verschwunden. Thomas aß die Eier und den Joghurt und hatte das Gefühl, ein

guter Geist (oder zumindest ein anteilnehmender) sei für sein erstaunliches Glück verantwortlich. Und es fiel ihm nicht schwer, dies als ein Zeichen dafür zu deuten, daß sein Vorhaben in einer Welt, die parallel zu der seinen verlief, vielleicht sogar begünstigt wurde. Doch als er im nächsten Moment an Regina dachte, die zu Hause Rich gesund pflegte, legte er



die Hände über die Augen. Er  
wußte, es war reine  
Verblendung, sich  
vorzumachen, es gäbe  
irgendein Universum, in der  
diese Reise für gut befunden  
würde.

Er sah sie auf sich zukommen  
und trat die Zigarette auf dem  
Boden aus. Sie trug ein  
Sommerkleid aus weißem  
Leinen, das bis zur Mitte der

Waden reichte, und hatte einen Schal um die Schultern gelegt. Sie hatte sich zurückhaltend gekleidet, wie es Frauen für Lamu geraten wurde, dennoch bemerkte Thomas, daß, als sie näher kam, jeder Mann den Blick hob, um die blonde mzungu anzusehen. Sie hatte das Haar zu einem Knoten geschlungen, aber angesichts des leuchtenden Goldtons drehten

alle Leute in dieser Stadt, wo man nur dunkle Haut und bui-bui sah, die Köpfe nach ihr um. Das andere Blitzen von Gold, das Kreuz um ihren Hals, erschien höchst unangebracht in dieser muslimischen Stadt, aber er war froh, daß sie nicht daran gedacht oder es bewußt nicht versteckt hatte. Der Suaheli, der neben ihr ging und ihre Tasche trug, wirkte klein

neben der hochgewachsenen  
schlanken Frau, die auf den  
vor dem Hotel wartenden  
Thomas zukam. Einen  
Augenblick lang sprach und  
rührte sich keiner von beiden,  
jeder war sich des Trägers und  
der Männer auf der Straße  
bewußt, die sie immer noch  
beobachteten.

»Linda«, sagte Thomas.

Sie umarmten sich. Züchtig,  
wie sich ein Paar in der

Öffentlichkeit umarmt, ohne Kuß und längere Berührungen. Die Haut ihrer Arme fühlte sich kühl unter seinen Händen an. Wortlos drehte er sich um und gab dem Träger ein Trinkgeld. Thomas nahm ihre Tasche. »Ich habe ein Haus«, sagte er.

Sie nickte nur, was er als Erlaubnis verstand, sie hinzuführen. Sie schwiegen beim Gehen, Thomas hatte

sich den Weg gemerkt, und keiner wollte den Zauber brechen, der sie vor Petley's eingehüllt hatte – den Zauber der Erwartung, der von Zurückhaltung gezügelt war. Er sah auf ihre Füße in den Sandalen, die unter dem Saum ihres Kleids zum Vorschein kamen, und spürte gelegentlich ihren Ellbogen, der über seinen Arm streifte. Von den Minaretten begannen

die Muezzins wieder zu rufen:  
Die ganze Welt schien von  
Religiosität und Sinnlichkeit  
durchdrungen zu sein, von  
den Eigenschaften, die er mit  
der Frau neben sich immer in  
Verbindung gebracht hatte.  
Sie verhielten sich nicht  
ausgesprochen scheu  
zueinander, obwohl Thomas  
sicher war, daß sie im  
Moment das gleiche fühlten:  
Daß sich jeder – auch wenn

sie nach außen hin das ruhige Paar abgaben, das langsam durch die Hitze schritt – der Abmachungen bewußt war, der lebenslänglichen Verträge, die eingehalten werden mußten.

Unter Hunderten fand er die Tür, die für sie bestimmt war. Als er den Schlüssel ins Schloß steckte, fragte er sich, wie er sich Mr. Hussein gegenüber verhalten sollte,



der sicher auftauchen würde, der mzungu Frau vorgestellt werden wollte und ihr ein Glas kalten Tee anbieten würde. Aber Mr. Hussein tauchte nicht auf, und es war Thomas, der sie fragen mußte, ob sie etwas Kaltes zu trinken haben wollte. Sie schüttelte leicht den Kopf, und trotz der exotischen Umgebung wandte sie den Blick nicht von ihm ab. Er stand eine Weile still da

und sah sie ebenfalls an, dann nahm er ihre Hand und führte sie die Treppe ins oberste Stockwerk hinauf, wo die Betten standen. Die Muezzins hatten zu rufen aufgehört, und Vögel, seltsame Wesen mit traurigem Schrei, setzten wie Spottdrosseln dort ein, wo die heiligen Männer aufgehört hatten. Er schloß die schwere Holztür des Schlafzimmers.

Sie berührte seine Narbe

und strich mit den Fingern leicht an deren Rändern entlang.

Die Worte, die jetzt gesprochen wurden, waren nur Namen oder Ausrufe. Erstauntes Flüstern, daß sie überhaupt zusammengekommen waren. Er zog ihr Gesicht dicht an das seine und wollte es nicht loslassen, obwohl sie keine Anstrengung unternahm, sich

zu befreien. Entweder weinte er oder sie – was zu erwarten gewesen war –, und er war verblüfft, wie groß sein Gefühl der Erleichterung war. Der Ausdruck sie einsaugen ging ihm durch den Kopf, während er genau dies tat, und er verspürte solchen Durst, solche Gier, daß er sich nicht einmal die Zeit nahm, mit ihr zu sprechen. Es würde Stunden dauern, bevor sie

miteinander sprechen  
könnten, dachte er, denn im  
Moment gab es nur Haut,  
Brüste, lange Gliedmaßen und  
quälendes Sich-Loslassen, um  
ein Kleid über den Kopf zu  
ziehen oder einen Gürtel zu  
öffnen. Und es war so, als  
wären sie wieder Teenager in  
einem Buik Skylark Cabrio.  
Die keinen anderen Ort  
brauchten. Die sich nicht  
einmal vorstellen konnten,

woanders zu sein.

Die Laken waren rauh, aber sauber, aus dickem, grobem Leinen. Er spürte Lust, aber nur untergründig – nicht wie bei Regina, wo Lust die Voraussetzung dafür war, den Akt zu vollziehen, wo Lust notwendig war, um Zorn und sogar Zuneigung auszublenden. In dem Bett mit dem Baldachin war kein Raum für etwas anderes als

das starke, freudige Gefühl,  
die Liebe wiedergefunden zu  
haben. Und für das  
Bewußtsein, nur begrenzte  
Zeit zur Verfügung zu haben.  
Und dieses Wissen um die  
beschränkte Zeit verstärkte  
die Empfindung, verstärkte  
die Bedeutung, so daß für eine  
oder zwei Stunden das Bett  
mit den rauhen Laken alles  
war, was sie von der Welt  
wahrnahmen.

Die Sonne schien ihm in die Augen, als er aufwachte. Es war heiß im Raum, und die Laken waren jetzt zerwühlt und feucht. Er ließ das sie bedeckende Laken vom Bett gleiten, so daß er und Linda nackt dalagen, nur von dem dünnen Baldachin abgeschirmt, der von einer leichten Brise gewölbt wurde. Er wandte sein Gesicht von der Sonne ab und weckte sie



damit auf. Die Jasminblüten waren in die Kissen gedrückt worden, und der Duft ihres Haars und der der Blüten vermischte sich mit dem Moschusgeruch ihrer Körper. Sie lagen da, wie er es geträumt hatte: ihr Kopf an seiner Schulter, seine Arme um sie geschlungen, ein Bein angezogen und über ihre gelegt. Es war eine ganz herkömmliche Haltung, die

tausend-, nein millionenmal  
tagtäglich eingenommen  
wird, und dennoch kam sie  
ihm so bedeutsam vor, daß er  
kaum atmen konnte. Er fragte  
sich, wieviel Zeit ihnen blieb:  
eine Stunde, ein Tag, ein Jahr?  
Und er fragte sie.

Entschlossen, sie nicht zu  
verlassen, bevor sie es tat,  
gleichgültig, wann das wäre.  
Sein Körper war unfähig, sie  
zu verlassen, von ihr

fortzugehen.

»Ich habe einen Tag«, sagte sie.

»Einen Tag.«

»Einen Tag und eine Nacht.«

Das Gefühl von Zeit war so verblüffend, daß er die zugewiesene Spanne laut wiederholen mußte. Die Sonne über ihnen bewegte sich, sie bewegten sich fast gar nicht. Als würde die Zeit sie

vergessen, wenn sie sich nicht rührten. Bis der Durst sie zwang, ihn um ein Glas Wasser zu bitten. Es widerstrebte ihm, sie zu verlassen, aber er zog seine Hose an, machte sich auf die Suche nach Wasser und fand Mr. Hussein, der am Küchentisch las. Thomas erklärte ihm auf Suaheli, was er wollte, und sofort holte Mr. Hussein aus einem

Kühlschrank, der wohl aus den dreißiger Jahren stammte, ein Gefäß mit kaltem Wasser. Der Diener, der sich zu freuen schien, daß er gebraucht wurde, legte köstliches Honigkonfekt dazu und Nüsse, die er nicht näher bezeichnete. Thomas trug das Tablett nach oben und bemerkte zwei Gläser anstelle von einem.

Sie trank, als wäre sie am

Verdursten. Sie setzte sich auf, vollständig nackt, und er bewunderte ihre Brüste und die flache Wölbung ihres Bauchs, als sie den Hals zurückneigte. Auf die gleiche Weise verschlang sie ihren Anteil an den Süßigkeiten, was ihn zum Lachen brachte, und er bot ihr den seinen an, den sie ohne Zögern annahm.

»Sex macht hungrig«, sagte er und haßte sich sofort dafür,

denn es reduzierte ihr  
Zusammensein auf ein  
Erlebnis, das sie mit jedem  
Mann teilen könnte, vielleicht  
täglich mit dem Mann namens  
Peter teilte.

Sie verstand das  
Mißgeschick, das ihm  
unterlaufen war und  
korrigierte ihn vorsichtig.  
»Das war kein Sex«, sagte sie.

Er saß neben ihr auf dem  
Bett und wollte wieder mit ihr

schlafen. Er wollte sie an den Schultern und zwischen den Beinen berühren. Sind Flitterwochen so? fragte er sich. Er wußte es nicht, weil er selbst keine richtigen gehabt hatte. Regina weinte fast ständig über den Verlust des Babys, das sie nur eine Woche vor der Hochzeit verloren hatte. Es war eher eine Art Totenwache gewesen. So notwendig die Trauer auch



war, so ungünstig war der Zeitpunkt dafür. Doch um ehrlich zu sein, er war fast erleichtert gewesen, weil er sich seiner Verstellung nur allzu bewußt war.

»Du hast mir einen Spaziergang versprochen«, sagte sie und berührte ihn.

Sie gingen Hand in Hand durch die Stadt, sahen sich die islamischen Schnitzereien und

den Silberschmuck der Suahelis an, nahmen aber weder die Schnitzereien noch den Schmuck richtig wahr, sondern dachten an die Vergangenheit, die jüngste Vergangenheit und die Ehefrau oder den Ehemann des anderen. Sie stellten sich Hochzeiten, Häuser und Wohnungen vor, in denen sie nie gelebt hatten, und einmal, besonders schmerzlich, die

Zukunft mit einem Kind,  
obwohl die Zukunft ein leeres  
Blatt für sie war,  
unbeschrieben und  
unvorstellbar. Der Gedanke:  
nur ein Tag, nur eine Nacht,  
ließ ihn nicht los, und ein-  
oder zweimal war er kurz  
davor, die Grenze zwischen  
dem Erträumten und dem  
Möglichen zu überschreiten.  
Aber er tat es nicht, aus  
Angst, daß jeder Plan, der die

Verletzung anderer  
beinhaltete, Linda in die  
Flucht schlagen würde. Es war  
eine Rechenaufgabe, die er  
nicht lösen konnte – wie wäre  
ein Zusammensein möglich,  
ohne eine Katastrophe  
heraufzubeschwören –, und  
mit der Unlösbarkeit der  
Aufgabe, die seine Stimmung  
auf einen Nullpunkt brachte,  
spürte er, wie sein  
Unvermögen sein Gehirn starr

und leer werden ließ.

Sie aßen bei Petley's zu Mittag, keiner von ihnen war hungrig, dennoch bestellten sie zu viel Essen – pweza, supa ya saladi, kuka na kupaka (Hummercocktail, Wasserkressesuppe, Hühnchen in Kokossoße). Sie blieben sitzen, als die anderen Gäste gegangen waren, und verweilten noch lange, nachdem ein verwirrter

Kellner die kaum berührten Teller abgetragen hatte. Sie bestellten zu viele Drinks (überraschenderweise sie mehr als er), bis er aufsaß und bemerkte, daß die Kellner in die Mittagspause gehen wollten. Er stand leicht benommen auf (tatsächlich vier Scotch?) und schlug vor, zu Fuß nach Shela zu gehen, eine verrückte Idee nach all der Trinkerei und ohne

nennenswerten Schutz vor der Mittagshitze entlang des Wegs. Obwohl er eigentlich in das Schlafzimmer mit den Jasminblüten auf den Kissen zurückkehren und mit ihr, eng an sich gepreßt, schlafen wollte.

Sie folgten handgeschriebenen Schildern nach Shela und durften auf einem Militärlastwagen mitfahren, der über Straßen

holperte, die von Sand  
überweht waren. Auf der  
Sitzbank in der Ladefläche  
schlief sie kurz ein, den Kopf  
in seinen Schoß gelegt. Ihre  
Schulter war von der Sonne  
verbrannt, als sie den Strand  
erreichten, da sie das Tuch bei  
der Auslage eines  
Schmuckladens oder bei  
Petley's vergessen hatte. Sie  
saßen auf der Veranda von  
Peponi's, dem einzigen



Strandhotel, tranken Wasser und aßen Grapefruits – inzwischen doch hungrig –, bis das Gefühl der Benommenheit im Schatten langsam nachließ.

»Wie bist du hergekommen?« fragte er, da er zu beschäftigt gewesen war, um sich über ihre Arrangements Gedanken zu machen.

»Ich bin aus Malindi

raufgekommen.«

»Das muß ein Abenteuer gewesen sein.«

Sie sah weg, vielleicht weil sie die Frage kannte, die er gleich stellen würde.

»Warum Malindi?«

Sie zögerte. »Peter ist dort«, sagte sie.

Daß sie mit Peter an der Küste war, hätte eigentlich nicht weiter wichtig sein sollen – nicht wichtiger als die

Tatsache, daß er Regina erst an diesem Morgen verlassen hatte –, aber dennoch störte es ihn.

Linda ging nicht näher darauf ein. Sie trank einen Schluck Wasser. Es war auf Flaschen abgefüllt, anders als das Wasser in ihrem Haus. Vorhin, durstig wie sie war, hatte sie fast einen ganzen Krug ausgetrunken.

»Mußt du deswegen

morgen zurückfahren?« fragte er, obwohl er nicht hätte fragen müssen. Die Antwort würde ihn in jedem Fall verletzen, da die einzig akzeptable Antwort darin bestünde, daß sie ihn nie mehr verlassen würde.

Aber sie, die in dieser Hinsicht vielleicht klüger war als er, oder die Zukunft klarer vor sich sah, sagte nichts. Sie selbst stellte keine Fragen. Ihr

Haar, das sich gelöst hatte, als sie miteinander schliefen, war wieder zu einem Knoten geschlungen, und an der Nachlässigkeit des hastig geschlungenen Knotens erkannte er, wie sorgfältig sie sich auf ihr Wiedersehen vorbereitet hatte.

»Daran ist nichts zu ändern«, sagte sie.

Eifersucht schnürte ihm die Brust zusammen. »Hast du

letzte Nacht mit ihm  
geschlafen?« fragte er, und die  
Frage schockierte ihn selbst.  
Sie verschränkte die Arme  
über dem weißen Leinenkleid.  
Eine abwehrende Haltung.

»Thomas, nicht.«

»Nein, ehrlich«, sagte er,  
unfähig, aufzugeben, was  
selbst ein Narr hätte auf sich  
beruhen lassen. »Hast du  
letzte Nacht mit ihm  
geschlafen? Ich möchte es

bloß wissen.«

»Warum?«

»Damit ich weiß, woran ich bin«, sagte er. Er zog eine Packung Zigaretten aus seiner Hemdtasche. Das Hemd war schweißdurchnäßt von dem Spaziergang. Ihnen gegenüber saß ein Paar und trank Pimm's. Er beneidete sie um ihre Langeweile. »Damit ich weiß, wie die Regeln aussehen«, sagte er.

Sie sah weg. »Es gibt keine Regeln.«

»Also hast du mit ihm geschlafen«, sagte Thomas trotzig und starrte in sein Wasserglas. Aus Scham oder aus Angst vor der Wahrheit, dessen war er sich nicht sicher. Und weil ihr Körper ihn ablenkte, wie schon den ganzen Nachmittag. Wegen der Art, wie jetzt ihre Brüste auf ihren Unterarmen ruhten.



»Es war die einzige Möglichkeit, wie ich es bewerkstelligen konnte«, sagte sie. Er bemerkte, daß ihre Stirn vor Schweiß glänzte. »Laß uns das nicht tun, Thomas«, fügte sie hinzu. »Wir haben so wenig Zeit.« Sie löste die Arme, lehnte sich zurück und legte die Finger an die Stirn.

»Hast du Kopfschmerzen?« fragte er.

»Ein bißchen.«

»Liebst du ihn?«

Die Frage, die im  
Hintergrund gelauert hatte,  
wollte jetzt ans Tageslicht.

»Natürlich liebe ich ihn«,  
sagte sie ungeduldig und hielt  
dann inne. »Nicht auf die Art,  
wie ich dich liebe.«

»Wie liebst du mich?«  
fragte er, endlose  
Versicherung suchend.

Sie dachte einen Moment

nach, zupfte einen Fussel von ihrem Kleid und wählte sehr sorgfältig ihre Worte. »Ich denke ständig an dich. Ich stelle mir eine Welt vor, in der wir zusammensein können. Ich bereue es, daß ich dir nach dem Unfall nicht geschrieben habe. Ich glaube, wir sind füreinander bestimmt.«

Er holte tief Luft.

»Reicht das?« fragte sie.

»O Gott.« Er legte den Kopf

in die Hände. Das leicht gelangweilte Paar mit den Pimm's hätte glauben können, er sei es, der Kopfschmerzen hatte.

Sie schob ihre Hand über den Tisch und berührte seinen Arm. Mit einer schnellen Bewegung ergriff er ihre Hand. »Was wird aus uns?« fragte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht«, sagte sie.

Vielleicht tat er ihr weh. »Es ist viel leichter, nicht darüber nachzudenken.«

Er ließ ihre Hand los. »Wir hätten uns finden können, wenn wir es wirklich versucht hätten«, sagte er herausfordernd. »Es war nicht gänzlich unmöglich. Also, warum haben wir es nicht getan?«

Sie massierte sich mit den Fingern die Schläfe.

»Vielleicht wollten wir nicht kaputtmachen, was wir hatten«, sagte sie.

Er lehnte sich zurück und drückte die kaum gerauchte Zigarette auf dem Boden aus. Ja, dachte er. Das mag's gewesen sein. Aber andererseits, woher sollten sie das wissen? Er erinnerte sich an ihr Zusammensein – vor dem Landhaus, im Schnellimbüß, beim Gang

durch die leeren Straßen von Boston.

»Was ist?« fragte sie, als sie sein unpassendes Lächeln bemerkte.

»Mir fiel gerade wieder ein, daß ich dich gezwungen habe, mir zu sagen, was du gebeichtet hast.«

»Das war schrecklich«, sagte sie.

»Das ist schrecklich«, sagte er.

Er beobachtete, wie sie  
trank – die Bewegungen ihres  
zarten Kinns, die  
Kontraktionen ihres schlanken  
Halses. Hinter ihr lagen der  
weiße Strand und der Ozean,  
der so hell glitzerte, daß man  
kaum darauf sehen konnte.  
Palmen wölbten sich über  
ihnen, und aus offenen  
Fenstern wehten  
Gazevorhänge, um dann  
wieder ins Innere gesogen zu



werden, als lauere dort ein Riese. Es war ein ungewöhnliches Hotel, das einzige in Shela. Das einzige auf ganz Lamu, hatte sein Herausgeber gesagt, das ordentliche Toiletten besaß.

Er nahm wieder eine Zigarette aus der Packung und zündete sie an. Er rauchte zuviel und aß zuwenig. »Wir beide nehmen das Leben zu ernst«, sagte er.

Sie zog die Nadeln aus ihrem Haar und ließ es mit einer ganz normalen, aber in diesem Moment außergewöhnlichen Bewegung über den Rücken fallen. Er beobachtete, wie es hin und her schwang, bevor es ruhig liegen blieb. Die erstaunliche Fülle an Haar, die sich in einem Knoten verbarg, der nicht größer als ein Pfirsich war, setzte wieder alte

Erinnerungen frei.

»Das habe ich immer an dir geliebt«, sagte er.

»Andere Leute würden vielleicht bloß vögeln und es dabei bewenden lassen.

Einfach vögeln.«

»Wir haben es genossen.«

Er lächelte. »Das stimmt.«

Er wandte den Blick in Richtung Strand. Etwas hatte seine Aufmerksamkeit erregt, etwas, was er zuvor nicht

bemerkt hatte: An beiden Enden des Badebereichs waren die Badenden nackt. Ein Mann mit schlaffen Hinterbacken hatte ihm den Rücken zugewandt und sprach mit einer Frau, die auf einer Decke lag. Er konnte ihr Haar sehen, aber nicht ihren Körper.

»War es je einfach?« fragte er.

»Du meinst leicht?«

»Ich meine, nicht ernst.«

»Nein.«

Er rieb sich das Gesicht.

Der Sonnenbrand verursachte ein Spannungsgefühl auf seiner Haut. Er beugte sich vor und stützte die Ellbogen auf die Knie. Sie vergeudeten ihre kostbare gemeinsame Zeit. Er wollte zu dem Haus zurückkehren, wo sie wieder miteinander schlafen konnten, aber er wußte, daß sie

wahrscheinlich warten mußten, bis es kühler wurde. Vielleicht fuhr wieder ein Militärlaster in die Stadt zurück.

»Das einzige, was ich vermisse«, sagte er, »ist Musik.«

»Hast du keine Bänder?« fragte sie.

»Ich hatte Bänder. Aber sie wurden gestohlen. Auch der Recorder. Ich frage mich, was

im Moment gerade in ist.«

Sie saßen entspannt  
schweigend da. Eine Dhau  
glitt am Horizont entlang. Wie  
in uralten Zeiten. Seit  
Jahrhunderten unverändert.

»Wie war Richs Besuch?«

»Ach, es war wundervoll,  
abgesehen von der Tatsache,  
daß er Malaria bekam. Wir  
hatten ihm gesagt, er solle die  
Pillen vorher nehmen, aber  
ich weiß nicht, er ist eben erst

sechzehn.«

»Geht's ihm jetzt gut?«

»Ja. Er erholt sich in

Nairobi.«

»Gibt es irgendwelche

Fortschritte im Fall Ndegwa?«

fragte sie.

»Nun, es gibt die Party in der Botschaft. Kommst du?«

»Ich weiß nicht.«

»Würdest du mit Peter kommen?«

Sie wandte den Blick ab.



Sie wirkte erschöpft. Die Busfahrt aus Malindi war sicher schrecklich gewesen. Er erinnerte sich an eine lange Busfahrt nach Eldoret, die er und Regina einmal unternommen hatten, und wie der Busfahrer angehalten hatte, damit alle Passagiere zum Pinkeln gehen konnten. Die Frauen, einschließlich Regina, hatten sich niedergekauert und sich mit

ihren langen Rücken bedeckt.

»Hattest du nie Probleme,  
die Briefe zu schreiben?«  
fragte sie.

»Nein«, sagte er. »Es hat  
mir gefallen.«

»Ich finde es frustrierend«,  
sagte sie. »Unangemessen.«

Er setzte sich auf, der  
plötzliche Ärger, der ihn  
packte, richtete seinen Rücken  
auf. »Wie konntest du nur?«  
fragte er und warf seine

Zigarette auf den  
Zementboden.

Die unverständliche Frage  
und der plötzlich veränderte  
Tonfall ließen sie  
zusammenzucken. »Wie  
konnte ich was nur?«

»Mit Peter schlafen.«

»Mit Peter schlafen?«

Thomas weigerte sich, die  
Frage zurückzunehmen. Er  
hielt sie für angemessen: Wie  
konnte sie nach dem Sonntag

in Njia mit einem anderen Mann zusammensein?

Er strich sich mit den Fingern durchs Haar. Er brauchte ein Bad. Mein Gott, wie er stinken mußte. Eine solche Widerwärtigkeit, ein Gestank von noch ungesünderer Süßlichkeit als die offenen Abwasserkanäle von Lamu hatte keinen Platz an diesem Tisch. Er versuchte, die Meeresluft einzuatmen.

»Du hast erwartet, daß ich aufgrund des Eindrucks dieses einzigen Treffens Peter nach neun Jahren sagen würde, daß unsere Ehe vorbei sei?« fragte sie, und in ihrer Stimme drückte sich ihr Erstaunen aus.

»Ja«, sagte er. »Im Grunde schon.«

»Ich kann nicht glauben, daß du das sagst.«

»Warum nicht?« fragte er.  
»Wirst du jetzt einfach von

hier zurückgehen? Mir einfach sagen, du könntest mit Peter weiterleben und mich nie mehr sehen?«

Lange Zeit sagte sie nichts.

»Nun?« sagte er. »Also?«

Sie legte die Hand an die Stirn. Er sah, daß sie leichenblaß geworden war.

»Ist alles in Ordnung mit dir?« fragte er.

»Ich muß mich hinlegen.«

Es waren das Wasser, der Hummer, der Alkohol, der Spaziergang in der Hitze oder die lächerlich peinlichen Fragen, die er ihr gestellt hatte. Ihr war so schnell schlecht geworden, daß sie glaubte, ohnmächtig zu werden. Bitte, sagte sie, und er wußte nicht, ob sie ihn bat, aufzuhören oder ihr zu helfen. Sie lehnte sich mit ihrem ganzen Gewicht auf ihn und

ließ sich nach drinnen führen.  
Aber sobald sie im Innern  
war, machte sie sich frei,  
sprach schnell mit einer  
blonden, etwas älteren Frau  
hinter der Rezeption und  
verschwand um eine Ecke.  
Thomas stand in der Mitte der  
kleinen hübschen  
Eingangshalle und fragte sich,  
was passiert war.

»War sie krank?« fragte die  
Frau mit britischem Akzent.



Sie trug ein großgepunktetes Kleid.

Thomas schüttelte den Kopf.

»Schwanger?«

Die Frage verstörte ihn. Er brauchte einen Moment, bevor er antworten konnte.

»Ich weiß nicht«, sagte er, womit er zugab, daß er sie vielleicht gar nicht so gut kannte.

»Was hat sie gegessen?«

»Hier? Grapefruit und Wasser.«

»Nun, die Grapefruit kann's ja nicht gewesen sein, und das Wasser ist in Flaschen. Hat sie vorher irgendwas gegessen?«

Thomas dachte an ihren Lunch bei Petley's.

»Hühnchen«, sagte er. Und dann fiel es ihm wieder ein.

»Sie hat Hummercocktail gegessen.«

»Wo?«

»Bei Petley's.«

»Oh«, sagte die Frau, als wäre damit alles geklärt.

Aber hatte Linda den Hummer wirklich gegessen? Er versuchte, sich zu erinnern. Und wie konnten sie oder er überhaupt Hummer bestellen? Essen Sie nie Meeresfrüchte, es sei denn, Sie haben die Gewißheit, daß sie frisch sind, hieß es in den Trainingssitzungen.

»Ich werde nach ihr sehen«, sagte die Frau.

Er wartete auf einer kamelhaarüberzogenen Couch und beobachtete Badende, die mehr oder weniger leicht bekleidet hereinkamen und hinausgingen. Eine Frau hatte einen Kanga um die Brust gebunden, sie war eindeutig nackt darunter, und das Tuch verhüllte kaum ihre Blöße. Ein älterer Herr in einem

hellen Seersucker-Anzug saß  
neben ihm und sagte  
freundlich: »Wunderschöner  
Tag.«

»Ja«, sagte Thomas, obwohl  
er nicht der Ansicht war. Viele  
Worte hätten auf den Tag  
gepaßt – folgenscher,  
herzzerreißend,  
niederschmetternd – aber  
wunderschön war nicht  
darunter.

Die Augen des Mannes

tränkten ein wenig. Er hatte ein rotes Gesicht und weiße Haare, und Thomas dachte: ›Ein alter Herr.< Ein seltsamer Altersgeruch, von Eau de Cologne oder Haarwasser verdeckt, schien tief aus seinem Körperinneren nach außen zu dringen. Seine fleckig roten, geäderten Wangen würde man wohl als rosig bezeichnen. Eine ältere Frau trat in die Halle, und der

Mann stand auf, um sie zu begrüßen. Sie ging mit langsamen Schritten, den Rücken leicht gebeugt. Ihr Haar war sorgfältig frisiert und zusammengesteckt, sie trug eine lange, vielreihige Perlenkette über einer pfirsichfarbenen Bluse. Sie hatte die nach oben verschobene Taille älterer Frauen, aber trotzdem noch eine Taille. In ihren

maulbeerfarbenen Pumps lief sie langsam, mit kleinen, altdamenhaften Schritten.

Sie nahm den Arm des alten Mannes, und Thomas bemerkte, daß er seine Hand auf die ihre legte. Gemeinsam gingen sie auf die Veranda hinaus. Waren beide verwitwet? Waren sie verheiratet?

›Mein Gott‹, dachte er und drehte sich um.



Ein anderer Mann, eher in seinem Alter, gutaussehend und mit dunklem Haar, trat einen Schritt rückwärts von der Veranda herein. Er schien den Ozean fotografieren zu wollen. Einen Moment lang hantierte er mit seiner Kamera herum, drückte Knöpfe und bediente Hebel, aber dann öffnete sich die Kamera zu seiner Überraschung plötzlich wie

von selbst. Der Mann nahm den Film heraus und warf die nutzlos gewordene Filmrolle in den Abfallkorb.

Die blonde Inhaberin kam aus der Toilette zurück und ging direkt zur Rezeption. Sie sperrte einen Schrank auf.

»Wie geht's ihr?« fragte Thomas und erhob sich.

»Sie sieht ein bißchen kränklich aus«, sagte die Frau. Thomas fragte sich, ob es sich

dabei um ein Beispiel  
britischer Untertreibung  
handelte. Sie goß braune  
Flüssigkeit in einen winzigen  
Pappbecher.

»Was ist das?« fragte  
Thomas.

»Oh«, sagte die Frau und  
drehte sich um. »Am besten,  
man denkt gar nicht darüber  
nach.«

Reines Opium, dachte  
Thomas.

»Gibt es hier einen Arzt,  
den man rufen könnte?«

»Nein, ich glaube nicht«,  
sagte die Frau. »Aber Sie  
sollten sie nach Hause  
bringen. Nicht heute abend,  
aber gleich morgen früh. Wir  
haben einen Lieferwagen, der  
um 6 Uhr 45 in die Stadt fährt.  
Damit erreichen Sie die  
Maschine um 7 Uhr 30 nach  
Nairobi.«

Aber sie fährt nicht nach

Nairobi, dachte Thomas.

»Jedenfalls«, fuhr die Frau fort, noch immer den Löffel in der Hand haltend, »haben Sie Glück.« (Nein, das habe ich nicht, dachte Thomas.) »Ein Mann und eine Frau, die getrennt angekommen sind, haben beschlossen, ein gemeinsames Zimmer zu nehmen.«

»Wie optimistisch«, sagte Thomas.

»Ja. Ziemlich. Aber dadurch haben wir ein freies Zimmer.«

»Danke. Ist es schon fertig?«

»Nehmen Sie den Schlüssel«, rief ihm die Frau über die Schulter zu, als sie zur Toilette ging. »Er liegt in dem Fach dort. Nummer 27. Ich bringe sie dann rüber.«

Was wohl hieß: Sie wollte nicht, daß er sie jetzt sah.

Das Zimmer war  
überraschend einfach und  
ansprechend. Es war fast ganz  
in Weiß gehalten. Weiße  
Wände, weißes Bettzeug,  
weiße Vorhänge,  
khakifarbener Sisalteppich.  
Eine Frisierkommode mit  
elfenbeinfarbener Rüsche. Der  
Mangel an Farbe zog den  
Blick auf den Ozean hinaus,  
auf das türkis- und  
dunkelblaue Wasser. Ein

schönes Zimmer zum  
Kranksein, dachte er. Es  
belastete das Auge nicht.  
Obwohl es unmöglich war,  
nicht daran zu denken, wie es  
hätte sein können: eine Nacht  
in diesem Raum mit Linda,  
die sich wohl fühlte. Glückliche  
war.

Er ging zum Fenster und  
prüfte die Aussicht. Könnten  
sie je glücklich sein? fragte er  
sich. Jedes Zusammentreffen



– vorausgesetzt, es gäbe überhaupt welche – müßte heimlich stattfinden, eine Bedingung, mit der sich keiner von ihnen auf Dauer abfinden würde. Und wenn sie die Katastrophe zuließen, könnten sie beide mit den Folgen leben? Was für Chancen, glücklich zu sein, hätten sie dann?

An einem Tisch nicht weit vom Fenster sah der alte

Mann mit tränenden Augen auf die Frau ihm gegenüber. Niemand würde bezweifeln, daß er sie liebte. Thomas wollte eigentlich die Vorhänge schließen, aber er zögerte, das Bild des alten Paares zu verdecken, die vielleicht selbst heimliche Liebende waren. Sie wirkten beruhigend wie ein gutes Omen.

Es wäre einfach zu sagen,

wie ungerecht das Schicksal ihnen mitgespielt hatte. Er war es gewesen, der nicht nach Middlebury gefahren war, sie war es gewesen, die ihm in jenem Sommer nicht geschrieben hatte. Warum hatte er nicht Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, um zu ihr zu kommen?

»Tut mir leid«, sagte Linda hinter ihm.

»Macht nichts«, sagte

Thomas und ging auf sie zu.

Sie wandte das Gesicht ab, wollte nicht geküßt werden, nicht einmal auf die Wange. Sie setzte sich aufs Bett. Die englische Frau, die sie hereingebracht hatte, stellte Flaschen mit Mineralwasser und Coca-Cola auf den Frisiertisch.

»Geben Sie ihr kleine Schlucke Coca-Cola zu trinken«, sagte die Frau. »Es

hilft, ihren Magen zu beruhigen. Obwohl es mich wundern würde, wenn sie nicht gleich einschlief.«

Als sie fort war, zog Thomas Linda die Sandalen aus. Ihre Füße waren hart und schmutzig, schrundig an den Fersen. Ihre schön gebräunten Beine standen in hartem Kontrast zu der Blässe ihres Gesichts; die Beine und das Gesicht schienen

verschiedenen Menschen zu gehören. Ihre Lippen waren bereits spröde und in der Mitte aufgesprungen.

»Du brauchst Wasser«, sagte er. Er brachte ihr ein Glas Wasser und hielt es ihr an den Mund, aber sie war fast zu müde, um zu schlucken. Ein bißchen davon floß ihr über den Hals, und er tupfte es mit dem Laken ab. Er versuchte nicht, ihr das

Kleid auszuziehen, sondern legte sie angezogen unter die Decke. Sie verlor immer wieder das Bewußtsein, schien aber bei klarem Verstand zu sein, wenn sie zu sich kam. Sie sagte seinen Namen und »tut mir leid«, woran er sie nicht hinderte. Er lehnte Kissen gegen das Kopfteil, saß, die Hand auf ihren Kopf gelegt, neben ihr und streichelte ab und zu ihr

Haar, manchmal berührte er sie nur. Welcher Sturm auch immer durch sie hindurchgefegt sein mochte, er schien sich gelegt zu haben, aber Thomas wußte, daß er wiederkommen würde, und es konnte Tage dauern, bevor sie wieder essen konnte. Er hoffte, daß es keine Fischvergiftung war. (Sie mußte gegen Cholera geimpft worden sein, dachte er.) Trotz



der Wendung, die die Sache genommen hatte, war er zufrieden, einfach neben ihr zu sitzen, fast so zufrieden, wie er sich in dem Haus gefühlt hatte. Und als er an das Haus dachte, fiel ihm Mr. Hussein ein, der sich vielleicht Sorgen machte, wenn Thomas am Abend nicht zurückkam. Er dachte daran, anzurufen, aber er kannte weder die Telefonnummer noch den

Namen des Hausbesitzers.  
Beim Blick auf die Uhr sagte  
er sich, daß jetzt auch das  
Museum nicht mehr geöffnet  
wäre.

Die Übelkeit weckte sie auf.  
Sie schreckte hoch und schoß  
ins Badezimmer. Thomas  
folgte ihr nicht, weil er wußte,  
daß sie das nicht wollte, daß  
der Verlust ihrer Intimsphäre  
sie wahrscheinlich am meisten  
bedrückte. Er hoffte, sie

würden eines Tages darüber reden. (>Erinnerst du dich an den Tag auf Lamu? Als du krank wurdest? – Es ist einer der fünf oder sechs wichtigsten Tage in meinem Leben. – Und welche waren die anderen? – Der heutige, zum Beispiel.<)

Möglicherweise würden sie sogar darüber lachen. Doch das setzte eine Zukunft voraus. Jeder Augenblick

setzte eine Zukunft voraus,  
genauso wie er eine  
Vergangenheit enthielt.

Die Hotelbesitzerin brachte  
ihm Essen (eine erfahrene  
Gastwirtin: sie brachte Essen,  
das nicht roch); er ließ die  
Serviette darüber liegen, bis  
Linda wieder eingeschlafen  
war. Er hatte selbst  
Kopfschmerzen, aber das war  
nichts weiter als ein Kater. Sie  
wachte kurz nach Mitternacht

auf, während er selbst gerade  
döste. Als er zu sich kam,  
hörte er Wasser in die  
Badewanne einlaufen. Er ging  
nicht ins Bad, obwohl er sie  
gern in der Wanne gesehen  
hätte. Er hatte sie nie im Bad  
gesehen, überlegte er, und  
dann dachte er an die vielen  
anderen Dinge, die sie nicht  
zusammen getan hatten –  
Essen kochen, ins Theater  
gehen, die Sonntagszeitung

lesen. Woher kam auf einmal dieser starke Wunsch, die langweiligen Tätigkeiten des Alltags miteinander zu teilen?

Sie kam in einem Bademantel heraus, der dem Hotel gehörte, und legte sich neben ihn. Ihr Gesicht war ausgezehrt und hager. Es war ihm peinlich, daß er nicht gewaschen war. »Ich brauche ein Bad«, sagte er.

»Nicht jetzt«, sagte sie.

»Halt mich einfach fest.«

Er glitt nach unten und kuschelte sich an sie.

»Es war dumm«, sagte sie.

»Der Hummer.«

»Glaubst du, daß er es war?«

»Das weiß ich.«

Das Zimmer wurde nur durch das Licht aus dem Badezimmer beleuchtet.

»Du nimmst morgen früh eine Maschine«, sagte er.

»Peter holt mich vom Bus ab.«

»Du kannst den Bus nicht nehmen. Das kommt gar nicht in Frage.«

Sie widersprach ihm nicht.

»Ich lasse ihn vom Hotel aus anrufen.«

Er spürte, wie die leichte Anspannung in ihrem Körper nachließ. Sie verlor das Bewußtsein.

»Weißt du, wo Peter



wohnt?« fragte er schnell.

»Im Ocean House«, sagte sie und schloß die Augen.

Bis Tagesanbruch blieb er neben ihr liegen und döste gelegentlich selbst ein. So vorsichtig wie möglich machte er sich von ihr frei, nahm den Schlüssel, verließ das Zimmer und ging in die Halle, die noch leer und still war. Er suchte nach einem

Telefonbuch, konnte aber keines finden. Was nicht weiter erstaunlich war. Er nahm das Telefon – einen schwarzen altmodischen Apparat – und fragte nach der Nummer der Auskunft von Malindi. Als er die Nummer hatte, rief er an und bat einen verschlafenen Portier, ob er ihn mit Peter Shacklands Zimmer verbinden könne. Er wartete und trommelte

nervös mit einem Stift auf die hölzerne Rezeption.

»Hallo?« Ein deutlicher britischer Akzent, sogar in dem hallo. Das hatte sie ihm nicht gesagt.

»Spreche ich mit Peter Shackland?«

»Ja. Am Apparat.« Britisch und auf jugendhafte Weise hübsch. Eine unschlagbare Kombination.

»Ich rufe vom Peponi Hotel

auf Lamu an.«

»Wirklich? Peponi's? Ist etwas mit Linda?«

»Sie hat eine

Fischvergiftung«, sagte Thomas. »Sie glaubt, von einem Hummer, den sie gegessen hat. Sie hat uns gebeten, Ihnen auszurichten, daß sie morgen früh nach Malindi zurückfliegt. Die Maschine geht um 7 Uhr 45. Leider weiß ich nicht, wann

sie ankommt.«

»Gegen halb acht, würde ich sagen.« Es entstand eine Pause. »O Gott, das arme Ding. Natürlich werde ich sie abholen. War ein Arzt bei ihr?«

»Damit haben Sie vielleicht mehr Glück in Malindi.«

»Ja, ich verstehe. Na schön. Schläft sie jetzt?«

»Ich glaube schon.«

»Also gut. Vielen Dank. Tut

mir leid, ich habe Ihren  
Namen nicht verstanden?«

Thomas fühlte sich durch  
die Frage in die Enge  
getrieben. »John Wilson«,  
sagte er schnell und  
verwendete den Namen des  
Flughafens.

»Amerikaner.«

»Ja.«

»Sie arbeiten für  
Marguerite?«

Thomas hatte die Frau nicht

einmal nach ihrem Namen  
gefragt. »Ja.«

»Reizende Frau. Sie wissen  
nicht zufällig, warum Linda  
dort abgestiegen ist, oder? Sie  
sollte eigentlich im Petley's  
wohnen. Das Hotel muß wohl  
voll gewesen sein?«

»Wahrscheinlich.«

»Macht nichts. Ich frage sie  
morgen. Danke, daß Sie sich  
um sie gekümmert haben«,  
sagte der Mann namens Peter.

»Keine Ursache«, sagte Thomas.

Thomas legte den Hörer auf. Er ging durch die Halle auf die Veranda hinaus. Die Luft war mild, die See fast glatt. Peter, der Engländer war, kannte Marguerite. Peter, der Peponi's kannte, hatte Linda wahrscheinlich zu einem Ferienaufenthalt hergebracht. Er zog die Schuhe aus. Der



Himmel war rosa am  
Horizont. Er ging durch den  
Sand, der sich kühl und feucht  
an seinen Fußsohlen anfühlte.  
Er würde Linda nicht fragen,  
warum sie ihm nicht gesagt  
hatte, daß Peter Engländer  
war. Er würde sie auch nicht  
fragen, ob sie in einem der  
Hotelzimmer miteinander  
geschlafen hatten. Eine  
Fischer-Dhau glitt am Ufer  
entlang, und ein Mann lehnte

sich anmutig über den  
Schiffsrand, um ein Netz  
auszulegen.

Er würde nicht weit gehen,  
nicht lange wegbleiben. In  
eineinhalb Stunden – weniger  
jetzt – würde er die Frau, die  
er verloren und dann  
wiedergefunden hatte, in ein  
Flugzeug setzen.

15. Februar

Lieber Thomas,

ich möchte Dir danken und mich entschuldigen, obwohl ich genau weiß, daß Du weder meinen Dank noch meine Entschuldigung willst.

Ich habe das Gefühl, mein ganzes Selbst auf Lamu zurückgelassen zu haben, so daß nichts mehr von mir übrig ist. Ich bin ausgehöhlt und leer ohne Dich.

Die wenigen Tage,

nachdem ich nach Malindi geflogen bin, sind es kaum wert, erwähnt zu werden. Ich wohnte in einem Hotel, bis ich mich genügend erholt hatte, um nach Nairobi und dann nach Njia weiterzufahren. In Malindi ließ Peter einen Arzt kommen – einen betrunkenen Quacksalber, der ständig über die guten alten Zeiten reden wollte –, und abgesehen von einer Schachtel Pillen, deren

Namen wir nie so recht  
mitbekamen, die aber sehr gut  
wirkten, war er nicht viel  
nütze und konnte nicht einmal  
feststellen, was mir fehlte.  
Obwohl ich sicher bin, daß es  
der Hummer war. (Ich kann  
Dir, glaube ich, versichern,  
daß ich nie mehr im Leben  
Hummer essen werde.)

O Thomas, ich sterbe vor  
Sehnsucht nach Dir. Du hast  
mir Fragen gestellt, die in der

Welt, die nur Du und ich  
bewohnen, vollkommen  
sinnvoll sind, und ich habe Dir  
so schroff geantwortet, weil  
ich nicht darüber nachdenken  
wollte, wie alles enden wird.  
Unsere Lage scheint mir um  
so ungerechter zu sein, als wir  
so wenig Zeit zusammen  
hatten. Oder mache ich mir  
etwas vor, wenn ich glaube,  
wir hätten auch nur auf eine  
einzige Minute Anrecht

außerhalb unserer Ehen? Ich wünschte manchmal, ich würde Gott nicht so sehr hassen. Wäre ich gehorsam, könnte das Leben so viel einfacher sein.

Ich erinnere mich kaum an die Nacht, die wir zusammen verbrachten, aber ich erinnere mich sehr gut an die kurze Zeit in dem herrlichen Haus, das Du aufgetrieben hast. (Jetzt fällt mir ein, daß ich

Dich nicht gefragt habe, wie  
Dir das gelungen ist.) Was für  
ein außergewöhnlicher Raum!  
Zum Himmel hin offen, als  
hätten wir nichts zu  
verbergen. Jasminblätter auf  
den Kissen, die mir wie ein  
Erinnerungsgeschenk  
erscheinen, das jemand von  
einer Hochzeitsnacht  
zurückgelassen hat. Wie gern  
ginge ich dorthin zurück, um  
endlose Tage in dem Haus zu



verbringen, das sicherlich  
einzigartig auf ganz Lamu ist.  
Oder sind alle so schön und  
sinnlich?

Ich wache am Morgen auf  
und gehe zur Arbeit. Ich  
denke an Dich. Am Abend  
komme ich heim und trinke  
zuviel. Ich versuche, meine  
Gefühle zu betäuben. Ich  
versuche die Unruhe zu  
ersticken. Peter kommt und  
geht und wartet, daß ich mich

erhole, obwohl ich nicht den Mut habe, ihm zu sagen, daß ich mich nicht mehr erholen werde. Wir haben seit Lamu nicht mehr miteinander geschlafen, was er auf meine Krankheit zurückführt. Also, jetzt hab ich's Dir gesagt. Du brauchst mir von Regina und Dir nichts zu erzählen. Ich will es nicht wissen. Wenn ihr nicht miteinander geschlafen habt, fühle ich mich schuldig,

und sie tut mir leid. Wenn doch, bin ich mir nicht sicher, ob ich die Vorstellung ertrage.

Wir beide sind wirklich nicht so verschieden.

Aber unsere Probleme erscheinen unbedeutend angesichts dessen, was wir jeden Tag zu Gesicht bekommen, nicht wahr? Erst gestern habe ich eine Frau namens Dymphina kennengelernt; sie ist

vierundzwanzig und hat drei Kinder, die sie bis vor einer Woche ein Jahr lang nicht gesehen hat. Sie lebt in einer Hütte, die aus einem Raum besteht, der an ein langes Holzgebäude in Nairobi angebaut ist. Sie läßt ihre Kinder bei ihrer Mutter in Njia, damit sie Geld verdienen kann, um das Schulgeld für die Kinder zu bezahlen, oder, wie sie es ausdrückt, um »ihr

Glück zu machen«. Das Glück beläuft sich auf 40 \$ im Monat, die sie als Dienstbotin in einem europäischen Haushalt verdient. Sie arbeitet von sechs Uhr früh bis sieben Uhr abends, sechs Tage die Woche, um 1.50 \$ am Tag zu verdienen. Von den 40 \$ schickt sie 20 \$ an die Kinder und bezahlt 10 \$ für den einzelnen Raum, in dem es weder Elektrizität noch

fließendes Wasser gibt. Nachts hat sie oft Angst, weil betrunkene Männer aus den Bars in der Umgebung ihre verriegelte, aber wenig stabile Tür einzudrücken versuchen. Ich habe die Frau kennengelernt, als ihre Mutter sie in mein Klassenzimmer brachte. Die Mutter wollte, daß ich ihrer Tochter half, weil sie krank sei. »Meine Titties tun mir weh«, sagte

Dymphina.

Mein Unglück, Dich nicht  
sehen zu können, sollte  
angesichts dessen nicht zählen.  
Warum kann ich dann an  
nichts anderes denken?

Mit diesem Brief schicke  
ich Dir eine Schatulle, die ich  
in Malindi gekauft habe. Sie  
ist nicht aus Alabaster,  
obwohl ich so tue, als wäre  
sie's.

In Liebe

L.

20. Februar

Liebe Linda,

endlos habe ich auf

Nachricht von Dir gewartet  
und war krank vor Sorge, daß  
es Dir noch immer  
schlechtgehen könnte und Du  
Dich nicht erholt hättest. Ich  
war überzeugt, nie mehr von  
Dir zu hören. Daß Du das



Debakel auf Lamu als das nehmen könntest, was es scheinbar wahr, in Wahrheit aber nicht: die Strafe für unsere Liebe.

Ich muß Dich wiedersehen.  
Darf ich nach Njia kommen?  
Gibt es einen Zeitpunkt, zu dem Peter ganz sicher nicht da ist?

Ich bin kaum noch bei Sinnen. Auch ich rauche und trinke zuviel. Das scheint das

einziges Gegenmittel zu sein.  
Regina bemerkt meine  
Geistesabwesenheit, glaubt  
aber, es sei die übliche  
Unzufriedenheit mit dem  
Leben, die sie schon kennt  
und die sie für mehr oder  
weniger normal hält. Ich kann  
kaum mit ihr sprechen, auch  
mit anderen Menschen nicht.  
Ich bin zu ungeduldig. Ich will  
mich nur mit Dir beschäftigen.  
Ich arbeite. Ich schreibe

über Dich. Seltsamerweise  
nicht über Dich in Afrika,  
sondern in Hull. Ich verstehe  
Afrika nicht. Ich sehe dieses  
und jenes (eine blühende  
Lobelie, einen Touristen, der  
einen asiatischen  
Ladeninhaber anraunzt, eine  
Hyäne, die am Rand eines  
Waldes auf der Lauer liegt),  
und es kommt mir vor, als  
sähe ich einen exotischen,  
phantastischen Film. Ich

komme darin nicht vor. Ich bin kein Darsteller. Ich sitze im Publikum. Ich schätze, das gestattet mir, den Film zu kritisieren, aber nicht einmal dazu sehe ich mich in der Lage.

Danke für die steinerne Kisii-Schatulle. Ich werde sie immer in Ehren halten. Ich nehme an, sie ist eine Anspielung auf das Gefäß, in dem Magdalena ihre

kostbaren Salben  
aufbewahrte? (Ich sehe, daß  
Du Deine eigenen  
Nachforschungen angestellt  
hast.) Ich kenne Dich zu gut,  
um anzunehmen, Du wolltest  
mit dieser Geste Männern  
schöntun, oder einem Mann,  
und deshalb verstehe ich es als  
Liebesunterpfand, was es  
sicher auch ist. Gott ist  
ohnein in uns allen. Hast Du  
das nicht gesagt?

Die Planungen wegen Ndegwa »treten in die heiße Phase«, wie man hier sagt. Wirst du am 5. in Nairobi sein? Ich werde mich jedenfalls um eine Einladung kümmern. Es werden ein paar Leute kommen, die ich Dir gern vorstellen würde, vor allem Mary Ndegwa, die ihren ersten Band mit Gedichten veröffentlicht hat – sie sind präzise, streng und

außerordentlich rhythmisch,  
was mir gefällt. Es wäre  
unfair zu behaupten, daß sie  
von der Publicity profitiert  
hat, aber der Band ist jetzt da.  
Sie scheint ein Fels in der  
Brandung zu sein und die  
Auseinandersetzungen gut zu  
meistern. Denn wenn man zu  
viel Theater macht über  
etwas, was die Regierung  
getan hat, besteht immer die  
Gefahr, in ein Wespennest zu

stechen. Im Augenblick riskiert sie ihre eigene Freiheit. Ich riskiere, möglicherweise ausgewiesen zu werden (was mir nicht viel ausgemacht hätte, bevor ich Dich getroffen habe; jetzt wäre es eine Horrorvorstellung, und ich müßte darauf bestehen, daß Du ebenfalls nach Hause fährst; aber natürlich könntest Du das nicht, oder? – nicht



bevor Deine Dienstzeit  
abgelaufen ist; wie streng sind  
sie in dieser Hinsicht?). Regina  
haßt mein Engagement. Sie  
nennt es unaufrichtig, was  
natürlich stimmt, obwohl ich  
Ndegwa sehr bewundere; und  
ich verabscheue, was mit ihm  
geschehen ist. Ich habe keine  
Ahnung, was ich in dieser  
Arena überhaupt zu suchen  
habe. Es kommt mir vor, als  
hätte ich diesen Fall

übernommen, wie jemand die neueste Mode trägt, und die Tatsache, daß Fortschritte nur mit Gala-Empfängen erzielt werden, verstärkt diese unbequeme Einsicht nur noch. Genauer gesagt, Regina hat Angst, daß sie aufgrund meines Engagements ebenfalls des Landes verwiesen wird oder daß ihr irgendein Machtbefugter das Stipendium streicht. (In einem

Land ohne Präzedenzfälle, in dem obendrein eine gewisse Gesetzlosigkeit herrscht, muß man auf alles gefaßt sein.)

Ndegwa, der in einem unterirdischen Gefängnis schmachtet, weil er marxistische Gedichte im Kikuju-Dialekt geschrieben hat, riskiert sein Leben (politische Gefangene werden nicht gut behandelt, und selbst »gute« Behandlung in einem

kenianischen Gefängnis wäre ein Erlebnis, das weder Du noch ich unbeschadet überstehen würden). Ich hoffe, wir wissen, was wir tun.

Mein Marine bei der Botschaft riskiert natürlich gar nichts.

Kennedy trifft am 5. ein. Mein Marine ist schon ganz aus dem Häuschen. Am gleichen Nachmittag wird ein besonderer Empfang

stattfinden und am Abend die Veranstaltung, deren Erlös wohltätigen Zwecken zukommt. Danach geht Kennedy auf Safari (was der Zweck seiner Reise sein dürfte). Am nächsten Morgen gewährt ihm Mary Ndegwa eine Audienz (oder ist es umgekehrt?), ich werde dabei im Hintergrund bleiben und versuchen, aufmerksam und nützlich zu sein, aber die

ganze Zeit nur an Dich denken.

Amnesty International hat mir geschrieben. Sie haben, wie ich schon vermutete, bereits formell Beschwerde eingelegt.

Ich würde eines Tages gern etwas über Ndegwas Mut schreiben. Habe ich Dir gesagt, daß wir am gleichen Tag im gleichen Jahr geboren sind, dreizehntausend

Kilometer voneinander  
entfernt? Sich vorzustellen,  
daß ich von den sterilen  
Händen des Arztes meiner  
Mutter geholt wurde,  
während Ndegwa auf einer  
Sisalmatte in einer Lehmhütte  
mit Hilfe der ersten Frau  
seines Vaters zur Welt kam.  
Als ich Ndegwa kennenlernte,  
sah ich uns beide als zwei  
parallele Linien, die in Nairobi  
zusammenliefen. Er wuchs

während des Mau-Mau-Aufstands auf und kam wegen der Unruhen dieser Zeit erst mit zehn Jahren in die Schule. Als Kind wurde er gezwungen, der Exekution seines Vaters vor einem Grab beizuwohnen, das dieser selbst hatte schaufeln müssen. Als wir uns kennenlernten, hatte er mich, was Schulbildung anbelangt, eingeholt, tatsächlich weit übertroffen.



An der Universität habe ich auf dem Gebiet der reinen Literaturwissenschaft eine Menge von ihm gelernt, was ich nicht erwartet hatte. Ich würde gern ein Porträt über ihn schreiben, das den Gegensatz zwischen seiner Vergangenheit als Schafhirt und seiner jetzigen Stellung an der Universität herausarbeitet: seine Rechtsstreitigkeiten, um den

Brautpreis, bestehend aus Schafen und Ziegen, an seinen Schwiegervater zu umgehen; seine Angewohnheit, wenn auch im geheimen, Polygamie zu betreiben, seine Behauptung, Frauentausch sei ein altehrwürdiger Kikuju-Brauch, und seine durchgängige Malaise hinsichtlich der Risiken und Verluste, die daher rühren, daß er im Eiltempo durch die

Geschichte reist.

Doch ich weiß, daß ich  
nicht das Zeug dazu habe,  
dieses Porträt zu schreiben.  
Zwischen uns bestand immer  
eine Barriere, eine Art  
Unfähigkeit, die Grenze  
zwischen unseren Kulturen zu  
überschreiten, ein  
Trennungszaun, der mit  
Stacheln aus mißverstandenen  
Symbolen gespickt war, eine  
breite Kluft, die aus

unterschiedlichen Erfahrungen  
herrührte. Immer wieder  
haben wir den gemeinsamen  
Weg verloren. Wir schienen es  
beinahe geschafft zu haben,  
doch dann gab der Grund  
unter uns nach, ließ uns auf  
zwei verschiedenen Seiten  
eines Grabens zurück, so daß  
wir einander verfehlten.

Schreib sofort. Sag mir, daß  
Du kommst oder daß ich zu  
Dir kommen darf.

Ich liebe Dich. T.

PS: Die heutige Schlagzeile lautet:

NAHRUNGSMITTEL UND  
TREIBSTOFF KNAPP.

24. Februar

Lieber Thomas,

Deinen Brief und die  
Einladung zur Botschaftsparty  
habe ich mit gleicher Post

erhalten. Ich habe seitdem kaum an etwas anderes gedacht. Ich weiß, ich sollte mich an diesem Wochenende von Nairobi fernhalten und statt dessen nach Turkana oder Tsavo fliehen und versuchen, mich möglichst unsichtbar zu machen. Aber wie der Zufall oder das Schicksal es wollen, möchte Peter, daß ich zu diesem Zeitpunkt in die Stadt

komme, weil ein alter  
Schulfreund das Land besucht,  
den ich unbedingt  
kennenlernen soll. Wenn ich  
zu dem Empfang ginge,  
müßte ich Peter mitnehmen,  
denn ich könnte kaum ohne  
ihn kommen. Vielleicht  
müßten wir sogar, je nach den  
Umständen, seinen Freund  
mitnehmen. Das wäre doch  
kein Problem, oder? Ich  
würde Mary Ndegwa wirklich

gern kennenlernen und ihren Fall unterstützen, obwohl ich Deinetwegen hinginge.

Ich kann nichts versprechen.

Ich schreibe Dir vom Lake Baringo. Peter wollte diesen gottverlassenen Ort schon lange aufsuchen, und ich war einverstanden, übers Wochenende mit ihm hinzufahren. Wir haben uns in letzter Zeit ziemlich oft



gestritten – alles meine  
Schuld und auf meine  
Geistesabwesenheit  
zurückzuführen –, und ich  
hoffe, daß sich die Spannung  
hier vielleicht auflöst. (Was  
nicht der Fall ist: Nichts  
scheint zu helfen, außer der  
einen Sache, die ich nicht tun  
kann, nämlich mit ihm zu  
schlafen. Im Moment würde  
ich das aus reiner  
Gutmütigkeit vielleicht tun,

wenn ich nicht Angst hätte, es würde mich zu traurig machen. Warum zwingt einen die Liebe zu solch peinlichen Geständnissen?)

Am Lake Baringo gibt es mehr furchterregende Dinge als an jedem anderen Ort, an dem ich je gewesen bin. Das Land ist reizlos und abweisend. Der Boden ist hart und graubraun, und es wachsen nur Dornbüsche

darauf. Das wenige Grün, das es gibt, ist von Staub bedeckt wie die schwarzen Leiber der kleinen Kinder, was sie uralter aussehen läßt. Der See mit der Insel in der Mitte ist braun und voller Krokodile. Letzten Abend schwamm Peter bei Sonnenuntergang darin, und heute morgen hörte ich, wie etwas Großes ins Wasser planschte. Ein Flußpferd, nehme ich an. Doch überall,

selbst in dieser Landschaft, wo eigentlich nichts gedeiht, ist Leben – lärmend, wild durcheinanderschreiend, wimmelnd und flink. Gerade im Moment beobachte ich eine Eidechse, die, Moskitos verzehrend, durchs Bild huscht. Kormorane, die aussehen wie alte Hofnarren, spazieren schwerfällig über die Äste des Dornbaums vor unserem »Cottage«, das eher

einem hölzernen Zelt mit einer vergitterten Veranda gleicht als einem Gebäude, und die Maschen des Gitters sind gerade groß genug, um alle Arten von fliegenden Insekten durchzulassen. Mein Tisch ist dicht vollgestellt mit Bierflaschen, Schalen mit Räucherwerk gegen Moskitos, Schreibpapier und Stiften. Gegenüber, auf der anderen Straßenseite, bürsten sich vier

Frauen in verblichenen roten Kleidern die Knoten aus dem Haar. Die Hitze ist fast unerträglich. Nur ein winziger trockener Lufthauch streicht über die Härchen auf meiner Haut. Es scheint genügend Luft zum Atmen zu geben, aber mehr auch nicht. Die Hitze ist nervtötend, das Licht betäubend, die Moskitos bringen Malaria. Es gibt wenig Trost.

Vor ein paar Minuten ratterte ein Lastwagen mit Fleisch die Straße hinunter und wirbelte eine riesige Staubwolke auf. In dieser Wolke schien ein kleines Wesen zu hüpfen, wie ein großer Vogel, der zum Flug ansetzt. Nachdem der Staub sich gelegt hatte, sah ich jedoch, daß es ein Junge war, der mit seinem Korb dem Laster nachrannte. Der Laster

hielt an, der Junge hielt seinen Korb hoch und wartete, daß er mit Fleischstücken gefüllt wurde, die man auf dem Markt nicht mehr verkaufen kann und deren Qualität miserabel ist. Ich hätte hinausgehen und mir den Vorfall genauer ansehen können, brachte aber die Energie dazu nicht auf. Ich nehme etwas lieber nur für einen Moment wahr und



stelle mir dann andere  
Wirklichkeiten vor. Ist es das,  
was einen Schriftsteller  
ausmacht? Und auf welcher  
Ebene des Lebens ist es das  
richtige Vorgehen? Was bringt  
einem dieses Vorgehen ein,  
außer leichten Zerrbildern?  
Um einem Leser etwas von  
der Wirklichkeit zu  
vermitteln, müßte ich die  
Begebenheit in allen ihren  
Einzelheiten schildern wie ein

Historiker, oder ich müßte sie  
rekonstruieren, damit sie über  
das Wesen der Frauen, des  
kleinen Jungen und der  
Fleischverkäufer etwas  
aussagt. Was ich nicht kann.

Ich dachte, Du seist  
derjenige, der mich mehr  
liebt. Aber das stimmt nicht.  
Ich liebe Dich mehr.

Ich weine jetzt ständig. Ich  
bin nur froh, daß Du weit fort  
bist und das nicht sehen

kannst. Peter ist verwirrt, was man ihm nicht verdenken kann. Ich lasse ihn in dem Glauben, es sei eine ungewöhnlich lang anhaltende Hormonstörung. Er verdient das alles nicht.

Ich hinterlasse Dir eine Nachricht am Schwarzen Brett. Du wirst Roger heißen und ich Gabrielle. Ich habe mir immer einen exotischeren Namen gewünscht.

L.

Er döste in Kleidern auf dem Bett vor sich hin, bis die Ibisse ihn weckten. Eigentlich hatte er schlafen wollen, weil er die langen Nachmittagsstunden nicht ertrug, die sich endlos hinzuziehen schienen, bis es an der Zeit wäre, mit Regina in den Escort zu steigen und zum Empfang in die

amerikanische Botschaft zu fahren. Er hatte versucht zu schreiben, aber ohne Erfolg. Seine Gedanken waren zu sehr von anderen Dingen in Anspruch genommen, und seine Nerven lagen bloß, nachdem er aus der Stadt zurückgekommen war, wo er am Schwarzen Brett im Thorn Tree nach einer Nachricht von Gabrielle an Roger gesucht hatte. ›Mein Liebling‹, hatte

sie geschrieben, und ein freudiger Schauer durchlief ihn bei dem Kosewort, obwohl er wußte, daß es nur eine Pose in Verbindung mit dem Namen Gabrielle war, ein kleiner Spaß, wenn in einer solch verzweifelten Situation überhaupt an Spaß zu denken war. Ein schwacher, magerer Scherz. Gab es Menschen, fragte er sich, die echten, mehr oder

weniger anhaltenden Spaß hatten, wenn sie sich verliebten? Ihm schien das unmöglich zu sein, die ganze Angelegenheit war zu belastet, um die nötige Lockerheit aufkommen zu lassen, die man dazu braucht. ›Mein Liebling‹, hatte sie geschrieben, ›ich zähle die Stunden, bis ich Dich heute abend sehe. Allein der Gedanke ist verrückt. Aber

ich werde dort sein. Deine Gabrielle.<

Und er hatte geschrieben:  
›Mein Liebling Gabrielle. Nie hat ein Mann eine Frau mehr geliebt. Roger.<

Die Hunde aus dem großen Haus, Gypsy und Torca, schliefen in der Küche, wie sie es oft taten. Auch heute hatte Regina Knochen für sie gekocht, sie hereingelassen und ihnen in der Ecke einen



Schlafplatz zurechtgemacht –  
wahrscheinlich aus  
fehlgeleitetem Mutterinstinkt.  
Obwohl Thomas die Hunde  
mochte und zugeben mußte,  
daß die Keefes, die Besitzer  
des großen Hauses, sich ihren  
Tieren gegenüber ziemlich  
gleichgültig verhielten. Die  
Hunde genossen es, verwöhnt  
zu werden, wie jeder es  
genoß. Durchs Fenster sah  
Thomas, daß Michael müßig

auf einem Felsbrocken saß  
und gegartes Fleisch aß, das er  
gerade ausgewickelt hatte.

Das Gras war braun, die  
Bäume hatten die Blätter  
abgeworfen, es gab nichts zu  
tun für einen Gärtner. Das  
ganze Land wartete auf  
Regen.

Thomas drehte den  
Wasserhahn in der Küche auf  
(er wollte sich eine Tasse Tee  
machen), und ein Dutzend

Ameisen fielen heraus, die in dem Wasserfall ertranken. Während der Trockenzeit gab es immer zu viele Ameisen. Sie belästigten die Hunde, wenn sie unter den Bäumen schlafen wollten, und manchmal, wenn er ins Badezimmer kam, sah er eine kleine Ameisenkolonne, von Regina mit dem Daumen zerquetscht. Wo war Regina? Es war unüblich, daß sie so

spät nach Hause kam.  
Schließlich war sie dafür  
bekannt, daß sie eineinhalb  
Stunden brauchte, um sich für  
eine Dinnerparty  
zurechtzumachen.

Überhaupt legte Regina in  
letzter Zeit ein irritierendes  
Verhalten an den Tag.  
Obwohl sie normalerweise  
keine verwirrende oder  
komplizierte Person war,  
wirkte sie plötzlich leichter,

als hätte sie abgenommen  
oder gelernt zu schweben.  
Ihre Stimme klang jetzt fast  
aufgekratzt, selbst dann, als  
sie während eines Streits um  
die Frage, ob es klug sei,  
Ndegwas Fall öffentlich zu  
unterstützen, gesagt hatte:  
›Mach doch, was du willst.  
Das hast du doch immer  
getan.« Was Thomas  
veranlaßte, sich aufrichtig zu  
fragen, ob das stimmte. Die

Frage kam ihm plötzlich so interessant vor, als hätte er entdeckt, daß jemand einen Film über sein Leben gedreht hatte und ihn nun einlud, ihn sich anzusehen. Denn er hatte den Eindruck, daß er meistens daran gehindert worden war, das zu tun, was er wollte. Wenngleich er auch nicht richtig wußte, was er gern getan hätte.

Er breitete seine Kleidung

auf dem Bett aus. Heute  
abend würde er sich mit  
Sorgfalt kleiden. Er hatte sich  
für den Anlaß einen Anzug  
gekauft – einen grauen Anzug  
und ein weißes Hemd –,  
nachdem er festgestellt hatte,  
daß sein gewaschener und an  
der Leine getrockneter Blazer  
für einen Gala-Empfang nicht  
mehr gut genug war. Er hatte  
keine Ahnung, was er zu  
Kennedy, diesem gestürzten

Heiligen, sagen sollte. Ein Mann, der trotz all seiner Prozesse und Bedrängnisse nur um so eindrucksvoller wirkte, weit interessanter, als er ohne das alles gewesen wäre, trotz seines eindrucksvollen Erbes.

Kennedy würde sich nicht an ihn erinnern; Thomas war erst achtzehn oder neunzehn gewesen, als er ihn kennenlernte. Es war nach



Jacks Tod – auch Robert war schon tot –, als sich die Macht auf den letzten der Brüder konzentrierte. Thomas' Vater, ein heimlicher Katholik inmitten der häuslichen Tyrannei des aggressiven Calvinismus seiner Mutter, tat Buße auf dem Gebiet der Politik und sammelte große Geldsummen von nicht ganz waschechten Demokraten, von reichen Bankern und

Unternehmern von der Südküste Bostons. Summen, die groß genug waren, um sich damit Dankbarkeit und eine königliche Visite einzuhandeln. Thomas, der von seinem Vater nach Hause zitiert wurde – Cambridge lag schließlich nicht weit von Hull entfernt –, hatte den Senator beim Dinner beobachtet und war aufgrund des eigenen Mangels an politischem

Sachverstand fast völlig zum Schweigen verurteilt gewesen.

Auf seinem Schreibtisch, der eine Ecke des Schlafzimmers einnahm, stand ganz offen und unverfroren die Kisii-Schatulle. Er habe sie auf der Safari gekauft, log er Regina an. Als Rich diese Frauenstatue kaufte, erinnerst du dich? Ja, Regina glaubte, sich zu erinnern. Die Schatulle

hatte einen winzigen Sprung gehabt, als sie ankam, was sie für Thomas nur um so wertvoller machte – warum, hätte er nicht sagen können, wahrscheinlich wegen der Unvollkommenheit, weil sie dadurch den Eindruck erweckte, sie sei von Linda benutzt worden. Einen Augenblick lang hatte er daran gedacht, die Schatulle zu verstecken und ihre Briefe

darin aufzubewahren – ein  
törichter Gedanke, den er  
gleich wieder verwarf, weil er  
wußte, daß eine versteckte  
Schatulle geradezu dazu  
aufforderte, durchstöbert zu  
werden. Er hatte die Briefe an  
einem Ort versteckt, an dem  
Regina sie nie finden würde –  
unter den vielen Notizen zu  
seinen Gedichten, die sie nie  
anrührte. Nicht, weil sie  
Thomas' Begabung nicht

geschätzt hätte, auf ihre Art tat sie das sogar, sondern weil Lyrik sie einfach anödete und sie die endlosen Entwürfe zu seinen Gedichten schlichtweg unerträglich langweilig fand.

Sie warteten auf die Regenzeit. Das Land war jetzt so trocken, daß es aufzureißen schien. Es hieß, daß das Vieh bereits verdurstete und die Wasserspeicher bald leer wären, und man las

Schlagzeilen wie: HOTELS  
SCHLIESSEN WEGEN  
WASSERMANGEL. Wie alle  
Menschen hier hatte er  
angefangen, vom Regen zu  
träumen, und im Traum hatte  
er das Gesicht in den Regen  
gehalten. Und dies einte das  
Land, wie es sich sonst (wenn  
überhaupt) kaum einen ließ.  
Sowohl die Bantu wie die  
Asiaten und die  
kriegführenden Stämme

hielten Ausschau nach einem Wölkchen am Himmel und waren bereit, mit Cocktails oder im Busch mit Tänzen zu feiern, sobald der Himmel seine Schleusen öffnete. Es war geradezu urtümlich, wie sehr einen die Sehnsucht nach Regen packte, so daß man sich keine größere Wonne vorstellen konnte als vom Himmel fallendes Wasser. Der Staub drang überall ein, in



seine Schuhe, in das Fell der Hunde (die oft von Lehm rot waren), in seine Nasenlöcher und sein Haar. Die Wassermenge war auf eine Badewanne pro Tag rationiert. Thomas hatte sich angewöhnt, sich mit dem Schwamm zu waschen, um Regina wenigstens eine halbe Wanne übrigzulassen. Obwohl er sie manchmal bat, das Wasser nicht abfließen zu

lassen und sich selbst  
hineinsetzte (sich im Wasser  
eines anderen zu baden war  
vermutlich das Höchstmaß an  
Intimität, fand er). Genau das  
plante er heute zu tun, um  
sich für die Party  
vorzubereiten, aber Regina  
war immer noch nicht nach  
Hause gekommen – es war  
bereits halb sechs –, und er  
fragte sich, ob er sich nicht  
selbst ein Bad einlaufen lassen

sollte, in das Regina sich dann setzen könnte. Doch das kam ihm mitten in der Dürrezeit entsetzlich ungalant vor.

Konnte man im Norfolk ein Bad nehmen? Er stellte sich Linda zusammen mit dem jungenhaft hübschen Peter in einem Hotelzimmer vor, wo sich beide für den Empfang zurechtmachten. In seiner Vorstellung war sie nicht ruhig, obwohl er sich das

gewünscht hätte, sondern er sah sie am Rand eines Tränenausbruchs vor sich. Ihre Briefe wirkten seltsam verzweifelt, was ihn besorgte. Sie schien die Nerven noch schneller zu verlieren als er, wenn das überhaupt möglich war. Ihrer beider Lage war unerträglich – schlimmer als unerträglich, sie erschien schändlich, als fehlte es ihm, indem er bei Regina blieb,

und ihr, indem sie bei Peter blieb, an Ehre oder Mut. Aber das müßte sich bald ändern. So sehr er sich vor dem Chaos auch fürchtete, die Geständnisse wären unvermeidlich: Eines Tages würde er es Regina sagen (er konnte sich das Donnerwetter nicht einmal vorstellen), und Linda würde es Peter sagen, der in seiner Vorstellung den Eindruck machte, als würde er

die Nachricht mit Würde aufnehmen, sie vielleicht auf seine jugendhafte Art einfach mit einem Achselzucken abtun. Worauf wartete Thomas? Auf einen Moment, in dem Regina stark genug erschien, um es, ohne daran zu zerbrechen, ohne in kreischende Hysterieanfälle zu verfallen, hinzunehmen? Ein Moment, der wahrscheinlich nie eintreten würde, trotz

ihres neuerdings so forschen Auftretens. Obwohl Menschen nicht wirklich zerbrachen, sich nicht tatsächlich in ihre Bestandteile auflösten. Sie überlebten. Sie sagten sich irgendwann, daß es besser so war, oder etwa nicht?

Er knöpfte sein Hemd zu, als er Reginas Wagen über den Ziegelschotter neben dem Haus fahren hörte. Er stellte sich auf Panik ein, auf endlose

Jammereien, daß sie in einen schrecklichen Verkehrsstau gekommen sei. Die Straße hätte sich förmlich in nichts aufgelöst, würde sie sagen, weil es auf der A 1 einen Sandsturm gegeben habe.

Aber so lautete ihre Neuigkeit nicht.

»Ich bin schwanger«, sagte seine Frau schon an der Tür, hochrot und strahlend, als wäre sie den ganzen Weg



gerannt, um ihm die freudige Nachricht zu verkünden. Sie sah schön aus, die aufgeregte Eröffnung der Neuigkeit verlieh ihr eine Farbe und Fröhlichkeit, die er buchstäblich seit Jahren nicht mehr an ihr gesehen hatte. »Das endgültige Ergebnis steht erst am Freitag fest, aber Dr. Wagnari glaubt, daß ich im dritten Monat bin.«

Thomas war wie erstarrt.

Die Flutwelle, die auf den Riß im Universum folgte, entleerte das Reservoir, das er bis zu diesem Augenblick für sein Leben, sein innerstes Wesen, seine Seele gehalten hatte, obwohl er sich, was die Existenz der Seele anbelangte, bis zu diesem Moment nicht absolut sicher gewesen war. Der Verlust, die physische Empfindung des Verlusts, war verheerend und umfassend.

Und seltsam tröstlich, wie ein wirklich trauriger Gedanke. Er konnte sich weder bewegen noch sprechen, obwohl er wußte, daß nichts zu sagen unverzeihlich wäre, ihm nie vergeben werden würde. Und in der Stille spürte er, wie ein Schrei in ihm anhub, eine stumme Klage, die durch ihn hindurchging und das tröstliche Gefühl auslöschte.

Sein Leben war vorbei. So einfach war das. Obwohl ein neues Leben begann.

»Was ist los mit dir?« fragte Regina, vielleicht weil sie ein fernes Echo des stummen Schreis gehört hatte. »Du stehst einfach bloß da.«

»Ich bin ...« Er fand keine Worte. Um sich zu retten, schaltete sein System Teil für Teil ab.

»Du bist überwältigt«, sagte

sie.

Noch immer konnte er sich nicht bewegen. Sich zu bewegen hieße, mit dem anderen Leben weiterzumachen, dem einzigen, das er jetzt noch hatte. Wie gräßlich, daß es gerade eine so freudige Nachricht war, die so großen Schmerz verursachte. »Ja«, stieß er hervor.

Das war offensichtlich

ausreichend. Regina ging auf ihn zu, um ihn zu umarmen. Er war wie versteinert, und seine hilflos herunterhängenden Arme brachten so etwas wie eine Umarmung fertig.

»Ach, ich bin auch überwältigt!« rief sie. »Ich wollte es nicht glauben. O Gott, ist es nicht wunderbar?«

Ohne ein Signal aus dem Gehirn bekommen zu haben,

tätschelte seine Hand ihren Rücken.

»Das ist es, was wir uns immer gewünscht haben«, sagte sie, vergrub das Gesicht an seiner Schulter und begann zu schluchzen.

Auch er spürte Tränen auf seinen Unterlidern, was ihn entsetzte, und er versuchte, sie wegzublinzeln. Sie kamen ihm unecht und unangebracht vor. Obwohl auch sie mißdeutet

und als Ausdruck der Freude verstanden werden würden.

Sie machte sich von ihm los, dachte an die kurze Zeit, die ihr nur noch blieb, und war bereits in ein neues Leben eingetaucht.

»Ich bin so spät dran«, krächte sie fröhlich.

Er saß in Unterwäsche und Socken auf dem Bett, sein Hemd war immer noch nicht



zugeknöpft, weil die Naturkatastrophe ihn überrascht hatte, ganz ähnlich wie die Frauen in Pompeji, die man mit Kochtöpfen in der Hand gefunden hatte.

Gelegentlich schwirrten ihm Halbsätze durch den Kopf, und der Rest war eine neblige weiße Leere. ›Ich muß sie warnen‹ und ›Wenn ich nur nicht‹. In lichter Momenten versuchte er nachzurechnen,

wie alle Männer dies tun: ›Die Nacht nach Rolands Party.‹ Sie hatten der biologischen Uhr gehorcht, und er und Regina waren mit einem Kind belohnt worden. Doch dann zogen die Nebel wieder auf, sie hüllten sein ganzes Denken ein, und er wünschte sich, er müßte sich nie mehr rühren. Welch bittere Ironie. Hatte er nicht gerade gesagt, daß er den ehrbaren und mutigen

Weg gehen wollte? Das war jetzt undenkbar. Unmöglich. Ehre und Mut waren mit einem Schlag bedeutungslos geworden.

Regina kam aus dem Badezimmer. Seine Starre und sein halb zugeknöpftes Hemd schüchterten sie ein, ohne sie zu verärgern. »Mein Gott«, sagte sie. »Du bist ja wirklich überwältigt.«

Sie strahlte. Sie trug ein

einfaches schwarzes Kleid mit schmalen Trägern. Ihre Brüste waren seltsam hochgeschoben, so daß die glatten weißen Hügel zum Vorschein kamen. Die üppige Regina, die jetzt noch üppiger werden würde. Mit seinem Kind.

»Wie sehe ich aus?« fragte sie und drehte sich glücklich im Kreis.

Sie kamen zu spät. Auf  
peinliche Weise zu spät, aber  
Peinlichkeiten gehörten zu  
seinem anderen Leben. Sie  
gingen die Treppe hinauf und  
mischten sich unter die Gäste.  
Die Lautstärke der Stimmen  
hatte das übliche Maß bereits  
überschritten. Der Empfang  
schien in einer Reihe von  
Räumen stattzufinden, die wie  
in einem Museum einer in den  
nächsten übergangen – in den

einen gab es Drinks, in den anderen Speisen.

Weißgekleidete Kellner, diplomatischerweise keine Afrikaner, gingen mit Silbertablets von Raum zu Raum. Leute wandten sich nach Regina um, was sonst nicht der Fall war. Ein nicht zu übersehendes Strahlen ging von ihr aus. Er mußte Linda finden, bevor Regina herumzuprahlen begann. Er

hielt nach blondem Haar und einem Kreuz Ausschau und fand mehr Blondhaar, als von Natur aus möglich war, aber kein Kreuz. Wie heillos die Umstände auch waren, er wünschte sich nichts sehnlicher, als Linda zu sehen – wenigstens einen Blick von ihr zu erhaschen –, auch wenn dies seine Begierde nur noch mehr anfachen würde. Er war überrascht, wie weh diese

Rückkehr ins Leben tat. Seine tauben Glieder hatten den Schmerz gespeichert.

Thomas fand Linda nicht, aber dafür seinen Marine. Der Mann sah, ganz entgegen seiner Art, vollkommen verzweifelt aus. Ein geschlagener Marine war ein trauriger Anblick. Man stellte die Damen vor, und Regina überragte eine mausgraue Frau in einem königsblauen



Kostüm.

»Ihr Junge ist nicht da«,  
sagte der Botschaftsvertreter.

Thomas, der den Ausdruck  
›Ihr Junge‹ zuerst nicht  
verstand, dachte, der Mann  
verwechsle ihn. Dann begriff  
er plötzlich. »Kennedy?«  
fragte er.

»Er ist nicht gekommen.«  
Der Marine nahm einen tiefen  
Schluck aus seinem Glas, das  
offensichtlich puren Scotch

enthielt. Ohne Eis. Sein Gesicht war bleich und hohlwangig.

»Was ist passiert?«

»Terminschwierigkeiten. So heißt es.« Der Marine sprach mit angespannten Lippen. Er hielt sich tapfer. Seine Frau sah allerdings aus, als wäre sie schon vor langer Zeit zermalmt worden.

»Ist er im Land?« fragte Thomas.

»Nein«, antwortete der Mann betrübt. »Das ist ja der Punkt.«

Offensichtlich konnte man nur sagen, daß man das bedauere. »Tut mir leid«, sagte Thomas.

»Es ist Ihre Show«, erwiderte der unglückliche Botschaftsvertreter.

Aus Höflichkeit – aufgrund von Manieren, die ihm vor langer Zeit eingeeimpft

worden waren, aber nun  
bedeutungslos erschienen –  
blieb Thomas bei dem Marine  
stehen; man läßt einen Mann  
nicht im Stich, der gerade  
seinen Job oder einen  
wichtigen Auftrag verloren  
hat. Dennoch suchte er  
währenddessen unablässig die  
Menge ab und verletzte die  
bedeutungslosen  
Höflichkeitsregeln durch  
sporadische

Unaufmerksamkeit. Entgegen seiner Erwartung behielt Regina ihr Geheimnis für sich, und sei es auch nur, weil sie die Frau des Botschaftsvertreters überhaupt nicht kannte. Thomas hatte sich auf eine Ankündigung eingestellt, die unvermeidlich auch auf nicht geeignete Ohren träfe. Vielleicht war Regina nur klug und wartete die Bestätigung

des Arztes ab. Schließlich hatte sie schon einmal in fortgeschrittenem Stadium ein Kind verloren. Oder sie war abergläubisch, ein Zug, den er bislang noch nicht an ihr festgestellt hatte.

Bei der ersten Möglichkeit entschuldigte sich Thomas bei dem verzweifelten Botschaftsvertreter (Regina blieb, die Gattin und sie hatten offensichtlich

Gemeinsamkeiten entdeckt)  
und machte sich auf eine  
entschlossenerere Suche nach  
Linda. Obwohl keine strenge  
Abendkleidung gefordert war,  
sah man viele lange Roben  
und dunkle Anzüge. Er sah  
seinen Chefredakteur in  
einiger Entfernung und hätte  
sich vielleicht durch die  
Menge zu ihm gekämpft, da  
er zu den wenigen  
interessanten Personen

gehörte, die er kannte. Aber Thomas hatte Wichtigeres zu tun und winkte ihm nur zu. Er entdeckte Roland, der ihn gottlob nicht bemerkte, sowie einen Journalisten, den er irgendwoher kannte – von der Universität oder vom Thorn Tree. Männer und Frauen schienen in Gespräche verstrickt zu sein, die lautes Schreien nötig machten. Thomas nahm ein Glas



Champagner von einem Silbertablett; er vermutete, daß es sich bei den Kellnern um Marines handelte. War das möglich? Einen Moment lang überlegte er, ob es Spione waren, ein Gedanke, den er kurz darauf wieder verwarf, als er sich klarmachte, daß hier wenig auszuspionieren war. Aber er konnte Linda nicht finden. Von der Mitte des Raums winkte ihm Mary

Ndegwa zu. Thomas fühlte sich unwillkürlich in ihre Nähe gezogen, wie sich ein Untertan zu einem Angehörigen des königlichen Hauses hingezogen fühlen mag. Sie hielt Hof in einem goldenen Turban und einem Kaftan der gleichen Farbe, und er mußte an Weihrauch und Myrrhe denken. Thomas konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß Ndegwas

Haft Mary befreit hatte. Sie befreit hatte, um möglicherweise das zu werden, was sie ihrem Wesen nach schon immer war: eine Herrscherin mit einem Gefolge. Was die Frage aufwarf: Was würde geschehen, wenn Ndegwa wieder freigelassen würde?

»Mr.Thomas«, sagte sie.

»Sie sehen heute abend blendend aus.«

Die Macht hatte sie kokett werden lassen. »Neben Ihnen verblaßt jeder«, antwortete er, wie es von ihm erwartet wurde.

»Ich hatte gehofft, Ihre Frau kennenzulernen.«

»Sie muß hier irgendwo sein«, antwortete Thomas und blickte suchend umher.

»Ich bringe sie zu Ihnen.«

»Ich habe Ihnen schon gedankt, daß Sie dies hier

ermöglicht haben«, sagte sie.  
»Aber darf ich mir erlauben,  
Ihnen noch einmal zu  
danken?«

»Das ist nicht nötig«, sagte  
Thomas und machte eine  
abwehrende Handbewegung.  
»Tatsächlich hatte ich wenig  
damit zu tun.«

»Mr. Kennedy ist nicht  
gekommen.«

»Nein, zu meiner  
Überraschung nicht.«

»Das spielt keine Rolle.«

Nein, wahrhaftig nicht,  
dachte Thomas. Denn jetzt  
gab es niemanden, der ihr  
ebenbürtig gewesen wäre,  
obwohl angeblich auch ein  
oder zwei  
Parlamentsabgeordnete auf  
dem Empfang waren.

»Und wie geht's Ndegwa«,  
fragte Thomas.

»Ich habe Angst um ihn«,  
antwortete sie, obwohl sie

keineswegs besorgt wirkte.

»Das Buch verkauft sich gut«, sagte er.

»Ja. Sehr gut. Eines Tages wird es ebenfalls verboten werden.«

»Sie scheinen sich da ganz sicher zu sein.«

»Oh, das bin ich«, sagte sie amüsiert, weil er die offensichtliche Wahrheit bezweifelte.

»Tut mir leid, das zu

hören.«

»Mr. Thomas, Sie dürfen uns nicht im Stich lassen«, sagte sie und berührte seine Schulter.

Der Appell verblüffte ihn. Er hatte nicht daran gedacht, sie im Stich zu lassen, tatsächlich hatte er überhaupt nicht an Ndegwa gedacht. Er suchte nach einer passenden Antwort, aber Mary Ndegwa hatte bereits das Interesse an



ihm verloren und sah über seine Schulter auf eine Frau, eine italienische Journalistin, die Thomas flüchtig kannte. Er wurde auf abrupte Weise verabschiedet, beinahe fallengelassen.

Er schob sich an den Rand der Party und wollte nach draußen gehen, um eine Zigarette zu rauchen, obwohl die Räume bereits mit Rauch geschwängert waren und er

sich die Mühe nicht hätte machen müssen. Er wollte nach Linda Ausschau halten und war jetzt besorgt, daß sie vielleicht doch nicht gekommen wäre. Müßte er dann morgen zum Norfolk gehen, um ihr zu sagen, daß seine Frau schwanger war? Das war genauso unvorstellbar wie der Gedanke, daß die Erde ihre Umlaufbahn änderte.

Oben an der Treppe lehnte er sich an eine Wand und rauchte. Es trafen Nachzügler ein und weitere Gäste, die sich pompöse Auftritte verschafften. Es war fast acht Uhr, und die Leute würden den Empfang bald verlassen, um zum Abendessen zu gehen. Marines standen am Fuß der Treppe Wache und bildeten eine Art Ehrenspalier. Er sah sie, noch bevor sie die

Straße überquert hatte. Der Mann neben ihr blickte nach rechts auf den Verkehr, er hatte die Hand an ihren Rücken gelegt und schob sie leicht voran, als er es für sicher hielt, die Straße zu überqueren. Sie trug einen Schal um die Schultern, den sie über der Taille zusammenhielt, und ihr Anblick entsprach so genau demjenigen damals vor

Petley's, daß er zu träumen meinte. Bevor sie ihn sah, durchlebte er wieder die süße Mischung aus Freude und Schmerz, die er auch vor Petley's empfunden hatte. Während sie die Straße überquerte, am Schluß ein wenig rennend (ein rücksichtsloser Autofahrer) und dann den Rock ihres weißen Leinenkleids raffend, als sie auf den Randstein trat,

wurde ihm klar, daß sie für  
das Treffen mit ihm auf Lamu  
ihr bestes Kleid gewählt hatte.  
Und während er sie  
beobachtete, verstand er,  
warum sie sich verspätet  
hatte: sie hatte bereits  
getrunken. Woher wußte er  
das? Weil sie ein wenig das  
Gleichgewicht verlor, als sie  
auf den Gehsteig trat, und  
weil der Mann, der sie  
begleitete, die Hand

ausstreckte, als wüßte er über ihren Zustand Bescheid. Es mußte Peter sein, obwohl der Mann älter aussah als auf dem Foto.

Mit gesenktem Kopf stieg sie die Treppe hinauf und sah weiter zu Boden, so daß sie an ihm vorbeiging, ohne ihn zu bemerken. Falls sie ihn doch bemerkt hatte, wußte sie sich geschickt zu verstellen. Er mußte aus dem Schatten

treten und ihren Namen rufen.  
Ihren so durchschnittlichen  
Namen.

»Linda.«

Nein, sie hatte nicht  
gesehen, daß er dort stand.  
Das erkannte er sofort – ihre  
Gefühle, die sie jetzt weniger  
unter Kontrolle hatte,  
machten sich als Zucken in  
ihrem Gesicht bemerkbar. Es  
war der Schock. Die Freude.  
Die Erinnerung, in welcher



Lage sie sich befand. Sie trat einen Schritt auf ihn zu.

Keineswegs unsicher.

Vielleicht hatte er sich getäuscht, was das Trinken anbelangte. Er zwang sich, ihren Arm nicht zu berühren, der nach Berührung zu verlangen schien.

Der Mann bei ihr, der einen Moment lang verwirrt schien, drehte sich ebenfalls um.

»Thomas«, sagte sie. Und

dann noch einmal: »Thomas.«

Er war es, der die Hand ausstrecken und sich ihrem Begleiter vorstellen mußte. Es war Peter. Vielleicht lag es einfach daran, daß sie die Worte ›mein Mann‹ nicht aussprechen konnte.

»Peter«, sagte sie, wieder Fassung gewinnend. »Thomas und ich kennen uns seit der High-School.«

»Wirklich«, sagte Peter, und

er ähnelte auf absurde Weise Regina, die unter gleichen Umständen genauso reagiert hatte.

»Wir haben uns vor ein paar Monaten auf dem Markt getroffen«, sagte Linda. »Wir haben die Überraschung schon hinter uns.«

Es war ein erstaunlicher Satz. Vollkommen akzeptabel in diesem Zusammenhang, sogar ganz normal und

belanglos, aber zutiefst wahr.  
Bei dem zufälligen Treffen  
waren sie beide so überrascht  
gewesen. So unglaublich  
erstaunt.

»Bist du noch immer in  
Njia?« fragte Thomas, dem  
nichts Passenderes einfiel.

›Wäre man vielleicht besser in  
Konversation, wenn man  
Theaterschriftsteller statt  
Lyriker geworden wäre?‹

»Peter lebt in Nairobi«,

sagte sie und erklärte, was bereits erklärt worden war.

»Das Pestizidprojekt«, sagte Thomas, als wäre es ihm gerade wieder eingefallen.

Der Mann hatte ein wenig vollere Wangen als auf dem Foto, und seine Schultern waren schmal wie bei vielen Engländern. Aber er sah unbestreitbar gut aus, und seine Gesten – er wischte sich eine Haarsträhne aus der Stirn

und schob dann eine Hand locker zur Hälfte in die Tasche – verrieten, daß er wahrscheinlich auch charmant war. Aber dann bemerkte Thomas die Verwirrung auf Peters Gesicht, als hätte der Mann ein seltsames, sogar beunruhigendes Geräusch wahrgenommen. Vermutlich versuchte er, sich zu erinnern, wo er die Stimme schon einmal gehört hatte, dachte

Thomas. Wie lange würde es dauern, bis es ihm wieder einfiel? Ganz so, als ahnte er bereits etwas, legte Peter den Arm um Linda und umschloß mit der Hand ihre nackte Schulter.

Die Flutwelle schwappte abrupt zurück und ließ Thomas wie einen gestrandeten Seehund am Ufer liegen.

»Und was machen Sie in

Nairobi?« fragte Peter.

»Meine Frau ist bei der UNICEF«, antwortete Thomas. Und fügte im stillen verzweifelt hinzu: Und sie ist schwanger.

Er wollte Linda ansehen, fürchtete sich aber, es zu tun. Es wurde zu einer Art pubertärer Unsicherheit.

»Es gibt Champagner und Speisen«, sagte er, das Ehepaar freigebend. Er



deutete auf die Tür, obwohl er innerlich in sich zusammensackte.

Ein wenig zögernd wandte sie sich ab und ging mit Peter, ihrem Engländer, davon.

Thomas folgte ihnen, weil er Linda nicht aus den Augen verlieren wollte. Peter schien einige Leute zu kennen.

Thomas beobachtete Linda, die ein Glas Champagner von einem Tablett nahm (mit

einer Hand den Schal  
festhielt) und schnell davon  
trank, als müsse sie ihren  
Durst stillen, und er  
betrachtete Peter bei seinen  
Unterhaltungen und haßte  
den Mann wegen seines  
Charmes, wegen der Art, wie  
er den Kopf neigte und das  
Gesicht leicht abwandte,  
während er zuhörte. Thomas  
folgte ihnen in kaum  
schicklichem Abstand, kam so

nahe, wie er es wagte, war  
aber doch viel zu weit  
entfernt von ihr. Ihre Haltung  
war wundervoll, und der  
Rückenausschnitt war so tief,  
wie er ihn in Erinnerung hatte  
(komplizierter BH, fiel ihm  
wieder ein), und er dachte:  
›Sie weiß es nicht. Sie weiß es  
nicht.<

Roland, der sich wie ein  
Python durch die Menge  
schlängelte (nein, das war

unfair, so schlimm war Roland nicht), kam auf ihn zu. Er sah sich nach einer Fluchtmöglichkeit um, entdeckte keine, und wußte, daß er zu Reginas Boß freundlich sein sollte, so abscheulich er den Burschen auch fand.

»Wer ist Ihre Freundin?« fragte Roland zu Thomas' Verblüffung.

»Welche Freundin?« fragte

Thomas zurück und gab sich ahnungslos.

»Die Frau, mit der Sie auf der Treppe gesprochen haben? Der Sie nachsteigen und die Sie mit den Augen verschlingen?«

Thomas erwiderte nichts.

»Hübsch«, sagte Roland mit Blick auf Linda. Sie stand seitlich zu Thomas, gab alle Verstellung auf, sah zu ihm herüber und lächelte ihn an.

Wie man einen Freund anlächelt. Was unter normalen Umständen ganz harmlos gewesen wäre, jetzt aber alles bedeutete.

Roland, der alte Schwerenöter, nickte. »Also«, sagte er, gierig nach einer Geschichte.

»Ich bin bloß mit ihr in die Schule gegangen«, sagte Thomas. »Wir haben uns vor ein paar Tagen bloß zufällig

getroffen.« (Die Wiederholung des Wortes ›bloß‹ verriet ihn, dachte er.)

»Na schön«, sagte Roland und machte deutlich, daß er kein Wort glaubte. »Das sagen Sie.«

»Ist Jane hier?« fragte Thomas gereizt, der dummerweise auch sticheln wollte. Der schlaue Roland lächelte, obwohl er dabei die Augen zusammenkniff.

»Elaine?« fragte Thomas.

»Natürlich«, antwortete Roland gelassen. »Wo ist übrigens Regina?«

Thomas sah seine Ehefrau, eine Frau mit hohen Absätzen, die durch den Raum auf ihn zukam. »Da ist sie«, sagte Thomas.

»Also kein Kennedy?« fragte Roland.

»Ich fürchte nicht.«

»Das haben doch



hoffentlich nicht Sie  
verbockt?«

»Erstaunlicherweise nicht«,  
sagte Thomas und nahm sich  
ein weiteres Glas  
Champagner.

»Ah, die schöne Regina«,  
sagte Roland. Was ein  
einfaches Kompliment hätte  
sein sollen, klang aus seinem  
Mund anzüglich.

Regina küßte Roland knapp  
neben den Mund, wie Leute

es tun, die ein bißchen mehr als nur Bekannte sind. Sie sah Thomas strahlend an – das gemeinsame Geheimnis war, wie es schien, noch gehütet worden.

»Die Sache mit Kennedy ist eine Schande«, sagte Regina anteilnehmend zu Thomas. Ihre Röte hatte sich auf die Vertiefung zwischen ihren Brüsten verschoben, und es war schwierig, nicht darauf zu

starren. Thomas sah, daß Roland es tat.

»Hast du etwas zu essen bekommen?« fragte Regina fürsorglich, was sonst nicht ihre Art war. Jetzt konnte sie es sich leisten.

»Mir geht's gut«, sagte Thomas. Welch ungeheuerliche Lüge. Er war außer sich. Aus dem Augenwinkel konnte er sehen, daß aufgrund irgendeines

physikalischen Gesetzes, das er nicht kannte, das Gedränge zwischen ihm und Linda weniger wurde und sie und Peter unweigerlich in seine Richtung geschoben wurden. Linda trank jetzt Scotch (wie der Marine es zu einem früheren Zeitpunkt getan hatte). Pur, ohne Eis. Ein halbes Dutzend Gründe, warum Lindas Zusammentreffen mit Regina

Unheil bringen würde,  
schwirrte ihm durch den Kopf.

»Laßt uns Elaine suchen«,  
schlug Thomas vor, woraufhin  
Regina und Roland ihn  
verständnislos ansahen, was  
angesichts des Vorschlags  
durchaus gerechtfertigt war.  
Aber es war schon zu spät.  
Von Peter getrennt, stand  
Linda neben ihnen.

»Hallo«, sagte Regina  
überrascht. »Sie sind Linda,

richtig?«

»Ja. Hallo.« Lindas bloße Arme waren kaum einen Zentimeter von Thomas' Ellbogen entfernt.

»Linda, darf ich dir Roland Bowles vorstellen? Er ist Reginas Chef bei der UNICEF.«

Linda streckte die Hand aus. »Guten Abend.«

Thomas sah, daß es tatsächlich Scotch war. Der

sich verheerend auswirken konnte.

»Thomas und Linda sind zusammen zur High-School gegangen«, sagte Regina.

»Ach, wirklich«, sagte Roland und taxierte Linda von oben bis unten, ohne sich auch nur zu bemühen, das zu verbergen. Mein Gott, der Mann war unerträglich.

»Tatsächlich«, sagte Regina.  
»Thomas und Linda hatten

einen Autounfall zusammen.  
Stimmt's, Thomas?«

Bei der Erwähnung des Autounfalls blieb Thomas einen Moment lang das Herz stehen. Er war überzeugt, daß es Linda genauso gegangen war.

»Daher hat er die Narbe«, fügte Regina laut schreiend hinzu, um verstanden zu werden.

»Ich habe mich schon



gefragt, woher sie stammt«,  
sagte Roland.

»Es muß schrecklich  
gewesen sein«, sagte Regina,  
zuerst Thomas und dann  
Linda mustern, und ihre  
Blicke schossen zwischen den  
beiden hin und her. Doch als  
ihr das freudige Ereignis  
wieder einfiel, schwand ihr  
leicht finsterer Blick. Ihr  
Gesicht leuchtete bei der  
Erinnerung auf – so sehr, daß

Thomas überzeugt war, sie würde gleich damit herausplatzen.

»Ich erinnere mich kaum noch daran«, sagte Linda. Das Glas mit dem Scotch war fast leer.

Ganz so, als wäre im Raum ein kritischer Zustand erreicht worden, der die Temperatur um sechs oder sieben Grad anhob, fühlte sich Thomas plötzlich elend und begann,

unter seinem weißen Hemd und grauen Anzug zu schwitzen. Auch Linda standen Schweißperlen auf der Oberlippe, ein zartes Bärtchen, das er gern abgeleckt hätte. Und mit dem vermeintlichen Anstieg der Raumtemperatur stieg auch seine emotionale Temperatur, die alle Empfindungen verstärkte, so daß er beim Anblick von Regina ein so

heftiges Gefühl der Enge verspürte, daß er glaubte, keine Luft mehr zu bekommen. Und er fragte sich, was er sich noch nie gefragt hatte: Ob er Regina nicht eigentlich haßte, und den blasierten Roland gleich mit. Roland, der Urteile fällte und jetzt etwas über Kingsley Amis sagte. Ob Thomas ihn kenne, er sei nämlich ein Nachbar eines Cousins und so

fort. Und Thomas fragte sich, ob er den jungenhaft hübschen Peter nicht auch haßte, weil er mit der Frau schlief, die er liebte, der Frau, mit der er zusammensein sollte. Und die Luft war von dem plötzlichen Temperaturanstieg so schlecht geworden, daß er fast das Gefühl hatte, Linda ebenfalls zu hassen, weil sie zu spät wieder in sein Leben getreten

war und alte Emotionen aufwühlte, die man besser hätte ruhen lassen sollen.

Er wandte sich von der Gruppe ab und bahnte sich einen Weg, vorbei an Frauen mit rückenfreien Kleidern und Männern mit dicken Nacken, nahm beiläufig wahr, daß sein Name gerufen wurde, aber er ignorierte es und ging an einer Inderin, die in einen seidenen Sari gehüllt war, und

an einem Franzosen vorbei (es konnte sich nur um einen Franzosen handeln bei dem Mund) und hörte im Gehen – oder bildete er es sich nur ein? – eine im Streit laut erhobene Stimme, ein wütendes Fauchen irgendwo tief in der Menge. Es war das Wetter, wie er wußte, die bedrückende Dürre und der Sand, der die Haut wundscheuerte, die Kiefer

anspannte und Ausbrüche provozierte, die ansonsten nicht denkbar gewesen wären. Er erreichte einen Tisch, an den er sich lehnte, weil er nicht wußte, wohin er sonst gehen sollte, und rauchte eine Zigarette, der Gesellschaft den Rücken zugekehrt.

Er hörte seinen Namen und drehte sich um.

»Los, komm mit«, sagte Linda, streckte die Hand aus



und berührte ihn.

Er marschierte los, nicht blindlings, denn er wußte, daß er nach einer leeren Ecke suchte, daß er sich zu der Gesellschaft hinbewegte, ohne jedoch den Ausgang zu finden, und also ging er in einen Korridor, dann in einen Vorraum und durch eine Tür in ein dunkles Büro. Sie folgte ihm, für jeden sichtbar, der es sehen wollte, aber er war so

glücklich, daß sie bei ihm war,  
daß er glaubte, das Herz  
würde ihm zerspringen.

Sie glitt in den Raum und  
schloß die Tür hinter sich ab.

Er wußte, daß sie  
betrunken war, aber er konnte  
nicht anders. Es wäre  
vielleicht das letzte Mal – es  
war das letzte Mal –, daß sie  
zusammensein konnten. Der  
Augenblick war auf doppelte  
Weise gestohlen, als bediente

man sich eines fremden Kontos, das obendrein überzogen war. Und weit entfernt, dies für unehrenhaft zu halten, empfand er es als Gnade, daß sie davon keine Ahnung hatte. Sein eigener Kummer reichte für sie beide.

In der Dunkelheit fand er ihren Mund und ihr Haar, küßte ihre Lippen, löste ihr Haar, vergrub seine Hände darin. Er konnte ihr Gesicht

kaum erkennen, weil nur  
wenig Licht von einer  
Straßenlampe vor dem  
Fenster kam. Er spürte, wie  
sie bebte, sie war  
leidenschaftlicher, als er sie in  
Erinnerung hatte – erfahrener  
–, und sie war genauso  
begierig wie er, ihre Kleider  
abzuwerfen. Sie zerrten an  
Stoff, traten darauf und hatten  
keine Zeit für Knöpfe. Sie zog  
die Schuhe aus und war

plötzlich kleiner, fühlte sich  
geschmeidiger an, und eine  
Weile lehnten sie gegen eine  
Wand, dann über einen  
Ledersessel. Sie glitten oder  
knieten sich auf den Teppich  
zwischen dem Sessel und  
einem Tisch, und eine  
Tischecke stieß ihn in die  
Nieren, und er dachte,  
irgendein Zorn mußte sie  
anfeuern, denn sie war nicht  
wie sonst, war

hemmungsloser, von einer Hemmungslosigkeit, die aus Zorn entstehen kann, und tatsächlich war es ihm genauso ergangen, als er sich von der Gruppe abgewandt hatte. Nicht mehr als eine Sekunde hielt er inne, um sich zu fragen, was Regina, Peter und Roland wohl dachten. Sie waren nicht wichtig. Jetzt nicht. Dies hier war alles, was zählte, wenn es für den Rest

seines Lebens reichen sollte.  
Und verdammt, es müßte für  
den Rest seines Lebens  
reichen. Und sie sagte, oder er  
sagte: ›Ich liebe dich‹, wie  
Liebende es tun, obwohl er  
wußte, daß die Worte  
abgenutzt waren – (hatte er  
sie zu Regina nicht gesagt?  
oder sie zu Peter?) – und nicht  
erklärten, was ihr  
Zusammensein ausmachte, für  
das er nur ein Wort kannte,

ein Wort, das so banal wie  
bedeutungsvoll war und sich  
endlos in seinem Kopf  
wiederholte: ›Das‹, dachte er,  
›das.‹

Und dann wieder: ›Das.‹

Sie lagen im schmutzigen  
Dunkel des Büros. Er spürte  
zusammengeknüllte Kleider  
an seinem Kopf, und der  
Absatz eines Schuhs stach in  
seinen Schenkel. Ihre nackten



Hüften waren zwischen einem Tischbein und einem Stuhl eingeklemmt. Vielleicht schafften sie es nicht mehr, sich zu befreien, und müßten warten, bis sie gefunden wurden. Sie suchte nach seiner Hand und verschränkte ihre Finger mit den seinen, und diese Geste, das langsame Verschränken der Finger und die Art, wie sie ihre beiden Hände auf den Boden sinken

ließ, sagte ihm, daß sie  
Bescheid wußte. Daß sie  
wußte, daß es das letzte Mal  
war. Nichts, was die Geste  
ausdrückte, mußte  
ausgesprochen werden. Oder  
vielleicht war er nur zu  
erschöpft, um Worte zu  
finden.

Sie stand auf und suchte  
nach ihrem Kleid. Er  
beobachtete, wie sie ihren  
komplizierten BH anlegte,

den Reißverschluß des arg zerknitterten Leinenkleids schloß, die Schuhe überstreifte – es war die Umkehrung der Liebe, die Umkehrung der Erwartung. Und für einen Moment, den er sein Leben lang nicht vergessen würde, kniete sie sich nieder, beugte sich über sein Gesicht, und während ihr Haar sie wie Vorhänge einhüllte und ihnen höchste Intimität gewährte,

sprach sie, in seinen Mund  
flüsternd, aus, welch  
unverzeihliche Tat sie soeben  
begangen hatte.

Es hätte eine Beichte sein  
können.

Roland hatte den Arm um  
Regina gelegt. In einer Ecke  
redete ein verwirrter Peter auf  
Linda ein, die sich abgewandt  
hatte. Gäste gingen, beiläufig,  
normal, ohne von der

Katastrophe etwas  
mitzubekommen – oder falls  
doch, hatten sie nur einen  
Seitenblick, ein Gaffen dafür  
übrig. Diese Geschichte wäre  
unterhaltsam und würde in  
das Pantheon der Geschichten  
verbotener Lieben in Kenia  
eingehen, eine Fußnote zu den  
Zeiten des Happy Valley.  
Oder nicht einmal das.  
Vielleicht hätte man sie schon  
vor dem letzten Drink des

Abends vergessen, weil die Hauptpersonen nicht prominent genug waren, um so viel Aufmerksamkeit zu rechtfertigen.

Er hatte das große Drama verpaßt.

Am Ende – seltsamerweise, aber vielleicht erwartungsgemäß – spürte er es in seiner Seele. Er, der gedacht hatte, er habe keine; eine Vorstellung, die er nicht

einmal benennen konnte. Es war ganz einfach: Er konnte nicht zulassen, daß Regina das Kind verlor.

Auf der Straße begann Regina zu schreien, und im Wagen warf sie sich von einer Seite zur anderen, prallte gegen die Tür und wollte wissen, ob er mit Linda geschlafen habe. Und wie oft? Sowohl auf seine Antworten wie auf sein Schweigen

reagierte sie mit Schreien. Sie wollte Daten und Details wissen, entsetzliche Einzelheiten, die er ihr nicht sagen konnte. Zu Hause warf sie sich gegen eine Wand. Er versuchte, sie zu beruhigen, sie zu berühren, aber sie war außer sich und hatte trotz ihrer Schwangerschaft ziemlich viel getrunken. Sie übergab sich im Badezimmer und wollte einerseits, daß er



half, andererseits wünschte sie, er wäre tot. Und die ganze Zeit dachte er: Ich kann nicht zulassen, daß sie das Baby verliert.

Er schüttelte seine Frau, um ihre Hysterie zu beenden. Wie einem Kind sagte er ihr, daß sie ins Bett gehen mußte. Sie wimmerte und flehte ihn an, sie festzuhalten, was er tat, und er nickte ein paar Sekunden ein, nur um von

neuem Geschrei aufgeweckt zu werden. Von Zorn, Anklagen und Drohungen. Sie würde sich umbringen, sagte sie, und er hätte zwei Leben auf dem Gewissen.

Stundenlang ging das so weiter, scheinbar bis über alle – ihre oder seine – Grenzen des Erträglichen hinaus, und die Maßlosigkeit ihres Zorns überraschte ihn. Bis sie schließlich einschlief und für

einige Zeit – für ein paar  
selige Stunden – Ruhe  
herrschte.

Am Morgen zog sich Thomas  
an, denn er glaubte, daß er  
persönlich hingehen sollte,  
daß dies nicht schriftlich  
abgehandelt werden durfte.  
Seine einzige theatralische  
Geste bestand darin, die  
Briefe unter seinen  
Manuskripten hervorzuholen

und sie einzustecken.

Es war die traurigste Fahrt seines Lebens. Sie saß an einem Tisch vor einem Café, als er ankam. Vielleicht hatte sie Stunden dort gesessen. Einfach gewartet und geraucht. Vor sich eine unberührte Tasse Tee. Ihre Haut war fleckig, ihr Haar ungekämmt, ihr Gesicht ungewaschen. Zweifellos hatte sie ebenfalls häusliche

Szenen hinter sich.

»Warum?« fragte er.

Sie konnte ihm nicht antworten.

»Es muß aufhören«, sagte er. »Ich habe keine Wahl.«

Es war nicht nötig zu erwähnen, daß Regina schwanger war, denn das war ihr in seiner Abwesenheit am Abend zuvor eröffnet worden. Es war nicht nötig zu erwähnen, daß Linda verraten

hatte, daß sie ihn liebte, denn auch das war Regina am Abend zuvor gesagt worden. In seiner Abwesenheit. Und es war oft genug von Reginas schriller Stimme wiederholt worden, als sie durch den Raum tobte.

»Ich werde immer ...«, begann Thomas. Aber er konnte den Satz nicht beenden.

Dann ertönte ein lautes

Donnern – wie der  
Gongschlag eines Narren bei  
einer Aufführung bei Hof  
(jetzt aufgepaßt!), und der  
Regen setzte ein, eine  
plötzliche Sintflut, die  
Tausende, nein  
Hunderttausende von  
Spannungsknoten löste. Der  
Regen war warm, fast heiß,  
der Sonnenschirm des Cafés  
klappte zu und gab ihnen  
keinerlei Schutz mehr. Linda

weinte, ohne sich zu schämen.  
Er legte die Briefe auf den  
Tisch, schob sie unter ihre  
Hand.

Er zwang sich,  
wegzugehen, und dachte im  
Gehen: Das war das  
Schlimmste, was ihm je  
widerfahren würde; nichts  
würde ihm je wieder so weh  
tun.



# TEIL DREI



## Siebzehn

SIE STEHT IN DER  
OKTOBERKÄLTE am Rand  
der Mole. Der Mond hoch am  
Himmel ist so hell, daß sie ein  
Buch lesen könnte. Die Jungen

hinter ihr sind still und können ihr Glück nicht fassen. Einer von ihnen sagt »tu's nicht«, aber sie weiß, er möchte, daß sie es tut, daß er nicht anders kann. In einem Lichtkegel blitzt das Wasser auf, und sie stellt sich vor, bis zum Horizont zu schwimmen. Sie tritt an den Rand, und kurz darauf springt sie mit einem perfekten Kopfsprung ins Wasser.

Der Ozean schließt sich über ihr, das Wasser umgibt sie wie Seide, ein Satz, den sie später dem Jungen sagen wird, der »tu's nicht« gerufen hat. Sie spürt das Salzwasser in ihrer Nase, in ihren Augen. Sie schwimmt weit von der Mole fort, bevor sie wieder auftaucht, und genießt die klare See, obwohl sie weiß, daß auf dem Grund vielleicht Schuhe, Scherben, alte Reifen

und ausgeleierte Unterhosen liegen.

Gleich wird sie wieder auftauchen, und sie wird in der Ferne das Johlen und die bewundernden Rufe der Jungen hören. Aber im Moment gibt es nur die Klarheit und die Dunkelheit, eine perfekte Kombination.

Sie wird für Jahre fortgeschickt. Das Wort

Schlampe wurde durch einen Raum geschleudert und traf sie wie ein Steinschlag. Eine Tante, die zu bald wiederkam und das Mädchen und den Mann ankreischte, der sich hastig verkrümelte wie ein Käfer. Voller Zorn und Selbstgerechtigkeit geht die Tante mit fuchtelnden Armen auf sie los, schreit Hure und dann wieder Schlampe und undankbar und Miststück.

Worte, die nachklingen wie  
Glockenschläge.

Der Ort, an den man sie  
schickt, ist schön und  
schrecklich zugleich. Ein Haus,  
das über dem Meer steht. Das  
Rauschen der Brandung ist  
beständig und beruhigend,  
eine Art flüsternd grollende  
Gleichgültigkeit. Das Haus ist  
höhlenartig und wird von  
anderen Mädchen bewohnt,

die man auch »Hure« und »Schlampe« nennt. Sie wohnen in kleinen Zimmern und gehen in die katholische Mädchenschule um die Ecke, aber das Zentrum ihres Lebens ist die Wäscherei. Im Keller des Hauses stehen hundert Bottiche und Waschmaschinen, und wenn die Mädchen nicht anderweitig beschäftigt sind – zur Schule gehen, schlafen,

essen oder bei seltenen  
Gelegenheiten fernsehen –,  
waschen sie die Wäsche.  
Mädchen wie sie, mit heißen  
Gesichtern und von Wasser  
und Lauge geröteten Händen,  
waschen die Wäsche der  
Reichen und die der  
Bedrängten: Leinenlaken und  
rechteckige Tischtücher,  
Oxford-Hemden und Kleider  
mit Gürteln, Strampelhosen  
und schmutzige Windeln. Bald



kann Linda von der Wäsche  
auf die Geschichte der  
Familien schließen. Die  
Overalls und  
Cordsamthemden von  
Männern und Knaben  
erzählen von einem Haushalt  
ohne Mutter. Die bei  
Geburten befleckten Laken  
sprechen für sich selbst.  
Boxershorts mit harten Stellen  
im Schritt lassen auf heimliche  
Freuden schließen, und

blutbeschmierte

Frauenunterwäsche sagt ihr nicht mehr, als sie bereits weiß. Schickt ein Haushalt plötzlich keine Strampelhosen mehr, denkt man an eine Tragödie, die Schweigen gebietet.

Die Hände der Mädchen sind immer rot, die Schädigung ist zu tief in die Haut eingedrungen, um mit Salben

behoben zu werden. Jahrelang werden sie rissig bleiben, sagen die Nonnen ständig, und sie an ihr Schicksal erinnern, als hätte man es geplant. Die Hände werden jahrelang ihr Schandmal bleiben.

Gutes Wetter fürs Wäschetrocknen. Der Satz ist wie ein Weckruf. Die feuchte Wäsche, die im Keller nie

richtig trocknet, wird draußen mit Holzklammern an Leinen befestigt, wo sie sich im Wind bläht und nach Sonne riecht, wenn sie später in Weidenkörben nach drinnen getragen wird.

Wenn sie aus der Schule kommt und um die Ecke biegt, sieht Linda die Wäsche an der Leine: Unmengen weißer und bunter Wäschestücke, die im Wind

flattern. Der Anblick ist  
atemberaubend und erinnert  
an Felder mit frischen  
Blumen, an eine Ernte von  
seltsamem Zauber. Die  
blutigen Laken sind rein, der  
Wehenschmerz ist vergessen,  
die Flecken der Lust sind  
fortgespült. Hemden füllen  
sich mit Luft und werden  
aufgebauscht, als steckten  
Körper darin. Overalls  
strecken kräftige Beine aus,

und Nachthemden fächeln  
anmutig in der Brise. Laken  
blähen sich auf und knattern,  
als hätten sie ein eigenes  
Leben und trotzten sowohl  
ihren Besitzern wie den  
Mädchen.

Das Haus heißt Magdalena  
wie alle Einrichtungen, die  
ungeratene Mädchen wegen  
begangener oder vermuteter  
Sünden aufnehmen. Es scheint

wenig Unterschied zu machen:  
Die Eltern haben sie  
eingeliefert und bezahlen.  
Linda Fallons Rechnungen  
werden vom  
Versicherungsgeld beglichen,  
das anderweitig nicht  
verwendet werden darf.

Gelegentlich bezeichnet  
eine der Nonnen das Heim als  
Internat für junge katholische  
Frauen, aber davon läßt sich  
niemand hinters Licht führen.

Manchmal läuft eines der Mädchen weg, und wer weiß schon, wohin es gegangen ist? Andere Mädchen bekommen Kinder, und die Babys werden ihnen weggenommen.

Manchmal – wenn auch selten – wird ein Mädchen, das die Wäsche einer Familie gewaschen und ausgeliefert hat, von dieser gebeten, bei ihr zu wohnen.

Linda ist nichts dergleichen



widerfahren.

Sie hat auch gar keine Lust wegzulaufen. Sie sieht keinen Zweck darin. Sie erträgt die Schule, aber ihr gefällt der Anblick der Wäsche an der Leine. Sie hat gelernt, sich auf das Rauschen der Brandung, die vordere Veranda und eine Nonne zu verlassen, die nett ist und sich mit ihr angefreundet hat.

Am Anfang bekommt sie Briefe von ihrer Tante. Schmucklose Schreiben mit Neuigkeiten, bloße Nachrichten, die den Eindruck erwecken sollen, daß eigentlich nichts Ernstes passiert sei. Einen Monat vor Lindas siebzehntem Geburtstag trifft jedoch eine andere Art von Brief in dem Heim für gestrauchelte Mädchen ein. Linda soll nach

Hause kommen. Linda Fallon soll das Heim verlassen. Sie protestiert bei den Nonnen, sagt, daß sie kein Zuhause habe, daß sie dort eine Fremde sein werde, daß sie nur noch knapp ein Jahr brauche, um den Abschluß an der katholischen Mädchenschule zu machen. Die Schwestern sehen sie einfach an.

Du mußt gehen, sagen sie

und sehen in ihren Büchern nach. Das Geld ist alle.

Linda hat nur vage  
Erinnerungen an ihre Mutter  
und keine realen an ihren  
Vater. Ihre Mutter, dessen ist  
sie sicher, hatte langes  
brünettes, in Wellen gelegtes  
Haar. Wenn sie lachte, hielt  
sie die Hand vor den Mund.  
Sie trug schmale Wollkleider  
mit straßbesetzten

Ausschnitten oder einen Pelzmantel und hielt die Hand eines kleinen Kindes fest, wenn sie zusammen die Straße entlanggingen. Sie hatte wundervoll geformte Pumps und winzige Füße.

Auf den Fotos wirkt ihr Vater groß, er hat dünnes rotes Haar und gleicht trotz seiner schiefen Zähne auf eine blutleere Weise einem Filmstar. Leslie Howard etwa.

Auf den Fotos trägt ihr Vater immer einen Filzhut und lächelt.

In den Schlafzimmern im oberen Stockwerk des Heims für gestrauchelte Mädchen weint Linda mit den anderen im Haus lebenden Mädchen. Hysterisch, wie Teenager es angesichts von Katastrophen tun. Sie verspricht zu schreiben und lächelt tapfer

trotz der Tränen, wie sie es von den erbaulichen Filmen her kennt, die sie gelegentlich sehen durften.

Als Linda nach Hause kommt, stellt sie fest, daß der Freund der Tante, der Mann, den sie immer »Onkel« nannten, mit einer anderen Frau durchgebrannt ist und seine Frau mit ihren sechs Kindern und einer Nichte in einem

Heim für ungeratene  
Mädchen verlassen hatte.  
Nachdem sie im Stich  
gelassen worden war, mußten  
die Tante und die Cousins und  
Cousinen in immer kleinere  
Häuser ziehen, waren  
gleichsam die Treppe immer  
weiter nach unten gefallen, so  
daß zu dem Zeitpunkt, als  
Linda zu der Familie  
zurückkehrt, die Tante mit  
ihren Kindern eine Wohnung



im oberen Stockwerk einer  
Sozialsiedlung bewohnt.

Die Wohnung, in die Linda  
einzieht, ist ein Labyrinth aus  
winzigen Räumen, die nach  
Johnsons's Baby-Öl und  
Zwiebeln riechen. Sie teilt sich  
ein Zimmer mit Patty und  
Erin, zwei ihrer Cousinen, die  
sie seit drei Jahren nicht mehr  
gesehen hat und die sie kaum  
kennen. Linda muß Eileens

Kleider tragen, bestimmt die Tante; es gibt kein Geld für neue. Die Kleider, die einst Eileen gepaßt haben, die nach New York gegangen ist, um ihr Glück zu machen, sind aber ein bißchen zu klein für Linda, da sie größer ist als Eileen. Die Kleider und Röcke sind so kurz, wie die öffentliche Schule es gerade noch erlaubt, und die engen Pullover haben tiefe V-

Ausschnitte. Jahrelang hat Linda eine Schuluniform getragen, so daß ihr die Kleider fremd und seltsam aufregend vorkommen, als wären es Verkleidungen, die sie ausprobiert. Theoretisch kann sie sich in eine andere Person verwandeln.

Noch immer hallen leise Echos der Worte »Hure« und »Schlampe« durch die Räume. Linda legt grellen Lippenstift

auf, den Patty ihr leiht, und lernt, ihr Haar zu toupieren. Auf Lindas Gegenwart und ihre Jugend reagiert die Tante mit finsterer Miene.

Die Cousins und Cousinen lehnen Linda entweder ab oder verhalten sich fürsorglich. Man weiß, daß sie gefehlt hat, obwohl keiner weiß und keiner je erfahren wird, aufgrund welchen Verbrechens sie verbannt

wurde. Es ist ein Geheimnis zwischen der Tante und Linda.

Die Tante hat inzwischen das unvorstellbare Alter von zweiundfünfzig erreicht. Sie hat papierdünne Haut, die von vielen Fältchen durchzogen ist, und Augenbrauen, die leicht grau gesprenkelt sind. Ihr Mund ist verkniffen, ihre Oberlippe von Runzeln umsäumt. Um jünger

auszusehen, hat sie ihr Haar blond gefärbt, was eine seltsame Mischung aus messingfarbenem Gold mit grauen Ansätzen ergeben hat. Doch trotz des Altersunterschieds entgeht Linda nicht, daß sie in gewisser Hinsicht ihrer Tante ähnlich sieht. Tatsächlich ähnelt sie ihrer Tante mehr als einige der Cousins und Cousinen – eine intime

Verbindung, über die keine der beiden besonders glücklich ist.

Die Tante geht jeden Tag zur Messe. Ihr Gebetbuch liegt wie eine Bombe auf der Lehne des Sofas im Wirtschaftsraum – eine Bombe, die jeden Moment mit Gebeten und gräßlichen Prophezeiungen über die Folgen der Sünde explodieren kann.

In der ersten Oktoberwoche beginnt Lindas letztes Jahr an der öffentlichen Schule. Sie zieht einen schwarzen Rock und eine weiße Bluse von Eileen an, weigert sich aber, sich von Patty die Nägel lackieren zu lassen, weil sie sich wegen ihrer Hände schämt.

Die Schule befindet sich am Ende einer langen Halbinsel. Auf den ersten Blick wirkt sie



wie ein Gefängnis. Das niedrige Gebäude aus Backstein und Stahl hat ein Flachdach und ist von einem starken Maschendrahtzaun umgeben, um die Schüler vom Wasser fernzuhalten. Es gibt keine Bäume, nur einen asphaltierten Parkplatz. Es ist die Art von Gebäude, die an Wachtürme denken läßt.

Die High-School scheint wenig mit ihrer Umgebung zu

tun zu haben, ganz so, als würde sie sie absichtlich ignorieren. Der Ozean glitzert an diesem Oktobermorgen, und der Himmel ist von einem ungetrübt strahlenden Blau. In der Ferne kann Linda Boston sehen. Die Schule ist so ungewöhnlich wie die ganze Stadt: ganz so, als wäre eine Arbeitersiedlung in eine Gegend verpflanzt worden, die zur teuersten südlich von

Boston geworden wäre, wenn die Dinge einen anderen Lauf genommen hätten.

Im Innern der High-School sind die Fenster undurchsichtig, vom Meersalz und wegen des Maschendrahts, der zum Schutz vor Möwen dient, die beim Versuch, nach drinnen zu kommen, gegen die Scheiben prallen würden. Sie sind auf die Pausenbrote der

Schüler gierig. Ganz oben auf der Schulordnung steht daher: Niemals Möwen füttern!

Die Cousins und Cousinen waren nicht diskret, und schon vor ihrer Ankunft sind Linda Gerüchte vorausgeeilt. Der stellvertretende Direktor, ein Mann namens Constantine, betrachtet sie voller Argwohn und bemerkt bereits Verstöße: »Zieh diesen Rock nicht mehr an«, sagt er.

Er weist Linda in ihre Schranken. Nur für den Fall, daß sie auf dumme Gedanken kommt.

Linda geht die Gänge entlang und steht vor einer orangefarbenen Tür mit schmalem Glasschlitz. Durch den Schlitz kann sie einen Lehrer und eine Gruppe von Schülern sehen – die Jungen in bunten Sporthemden, die

Mädchen mit gelocktem Haar. Als sie die Tür öffnet, hört der Lehrer zu sprechen auf. Die Gesichter der Schüler nimmt sie nur nebelhaft wahr. Ein langes Schweigen tritt ein, das sich unerträglich in die Länge zu ziehen scheint, obwohl es höchstens zehn oder zwölf Sekunden angehalten haben kann. Der Lehrer, der eine schwarzgeränderte Brille trägt, fragt sie nach ihrem

Namen.

»Linda«, muß sie sagen, obwohl sie gern Gabrielle oder Jaqueline hieße, irgendeinen anderen Namen hätte, bloß nicht Linda.

Der Lehrer macht ein Zeichen mit der Hand, sie solle sich setzen. Auf Eileens hohen Absätzen geht sie zu einem Tisch hinter einem Jungen.

»Wir nehmen gerade Keats

durch«, flüstert er ihr zu.

Linda betrachtet das Profil des Jungen. Ihr fallen die Worte arrogant und aristokratisch dazu ein. Er hat braunes Haar, das ein wenig schmutzig und von gerade noch erlaubter Länge ist, und die Kinnlinie eines Mannes, wenn er sich umdreht. An seinem Hals ist ein Furunkel, den sie zu übersehen versucht. Er muß sehr groß sein, denkt



sie, denn obwohl er auf seinem Stuhl lümmelt, ist er größer als sie auf ihrem Stuhl.

Halb umgewandt beugt er sich zu ihr nach hinten, als wolle er sie in seine Sphäre einbeziehen, und von Zeit zu Zeit flüstert er ihr kurze Informationen zu. »Keats starb mit fünfundzwanzig«; »Mr. K. ist ein netter Typ«; »du mußt dir einen Dichter für deine Hausarbeit

aussuchen.«

Aber Linda weiß alles über Keats und die romantischen Dichter. Außer dem Umgang mit Waschmaschinen hat sie bei den Nonnen eine solide Ausbildung bekommen.

Bevor er sich hinter seinem Tisch herauswindet, stellt sich der Junge als Thomas vor. Er hat Bücher unter den Arm geklemmt, und ein Duft, der

an warmen Toast erinnert,  
geht von ihm aus. Er hat  
dunkelblaue Augen und wie  
die meisten Jungen seines  
Alters leichte Akne. Ihre  
Schuhe drücken, als sie aus  
dem Klassenzimmer geht. Sie  
hat keine Strümpfe an und ist  
sich unangenehm ihrer  
nackten Beine bewußt.

Nach der Schule geht Linda  
zum Allerton Hill und setzt

sich auf einen Felsen, von dem  
aus man aufs Meer  
hinaussehen kann. Es ist eine  
vertraute Handlung und  
erinnert sie an das Heim für  
mißratene Mädchen, nach  
dem sie ein unbestimmtes  
Heimweh hat. Sie sucht sich  
einen Platz zum Hinsetzen,  
der nicht zu einem  
Grundstück gehört, sondern  
freie Natur ist. Von dort aus  
kann sie den größten Teil der

Stadt überblicken: den Hügel selbst, der in konzentrischen Kreisen ansteigt, ein Haus prächtiger als das andere, obwohl die meisten im Winter unbewohnt sind und die Grundstücke verwildert wirken. Das Dorf, das vom Rest der Stadt etwas entfernt liegt, besteht aus einer Ansammlung malerischer Häuser und historischer Landmarken: dem Strand, wo

in den dreißiger und vierziger Jahren gebaute Häuser von Hurrikans immer wieder überflutet wurden; Bayside, einer Siedlung aus Bungalows und Sommerhäusern, fein säuberlich von Straßen durchzogen, die von A bis Y reichen (was ist mit Z?), ihrer eigenen Siedlung aus dreistöckigen Reihenhäusern mit wackligen Feuerleitern und atemberaubendem

Ausblick, und entlang  
Nantasket Beach dem  
Vergnügungspark mit dem  
schönen Spielsalon. Den  
Mittelpunkt des  
Vergnügungsparks bildet die  
Berg- und Talbahn.

Als Linda nach Haus kommt,  
geht sie in den  
Wirtschaftsraum, um mit ihrer  
Tante über ihre Kleider zu  
reden. Ihre Tante ist aber

nicht da. Linda sieht das Gebetbuch auf der Sofalehne und nimmt es in die Hand. Es ist ein kleines, in Leder gebundenes Buch mit Goldschnitt und gelben, schwarzen, roten und grünen Bändern, die als Lesezeichen dienen. Auf dem Einband stehen die Worte TÄGLICHES MESSBUCH DER HL. ANNA; in der rechten unteren Ecke ist ein



Name: Nora F. Sullivan. In dem Buch stecken viele Kärtchen mit schaurigen Darstellungen des Freudenreichen, des Schmerzensreichen und des Glorreichen Rosenkranzes. Beim Blick auf die Vignetten fällt ihr der Name Thomas ins Auge. Sie betrachtet das Bild in dem Kreis: Es zeigt deutlich den reumütigen und entsetzlich krank aussehenden

Thomas, der mit Dornen  
gekrönt ist. Unter dem Bild  
steht geschrieben: Mit Dornen  
gekrönt: Zur moralischen  
Erbauung.

Sie schlägt die Seite auf, die  
mit dem roten Band markiert  
ist, und liest das dort stehende  
Gebet: »O Gott, der durch die  
Erniedrigung seines Sohns die  
gefallene Welt gerettet hat;  
gewähre deinem gläubigen  
Volk immerwährende Freude;

daß jene, die du vor den Gefahren des ewigen Todes errettet hast, in die ewige Freude eingehen mögen. Durch ihn etc. Amen.«

Mit einem Knall, der durch die ganze Wohnung hallt, klappt Linda das Gebetbuch zu, als wolle sie kein Wort nach draußen dringen lassen.

Die Tante arbeitet als Näherin in einem Kaufhaus in Quincy.

Die Cousins und Cousinen schlagen sich mehr oder weniger selbst durch. Feste Essenszeiten sind in dem dreistöckigen Haus unbekannt, daher gibt es auch keinen Eßtisch, nur einen Tisch mit Wachstuch in der Küche. Jede Woche wird eines der Kinder damit beauftragt, das Essen zuzubereiten, aber da Jack und Sean zu klein sind und Tommy unzuverlässig ist,

fällt die Aufgabe gewöhnlich  
Linda, Patty und Erin zu.

Aufgrund allgemeiner  
Übereinstimmung essen alle,  
wenn sie hungrig sind, vor  
dem Fernseher im  
Wirtschaftsraum.

Es herrscht ständig Lärm in  
der Wohnung. Jack und Sean  
krabbeln am Boden herum.  
Michael läßt seine  
Stereoanlage zu laut laufen.  
Patty und Erin fauchen sich an

wie Katzen.

Das Zimmer, das sich Linda mit Patty und Erin teilt, ist mit einer karierten Tapete tapeziert und hat zwei Doppelbetten. Dazwischen wurde eine Matratze gelegt, um für Linda ein Bett zu schaffen. Am Morgen ist es fast unmöglich, die Laken und Decken ordentlich einzuschlagen, was Linda unter normalen Umständen

gut kann (die Nonnen bestanden darauf). Wenn Patty und Erin aufstehen, treten sie manchmal unabsichtlich auf Linda. Um lesen zu können, muß sich Linda gegen den Nachttisch lehnen.

Ein Bestandteil des Raums, der Linda gefällt, ist ein kleines Fenster unter einem Giebel. Wenn sie auf Pattys Bett sitzt, kann sie den Hafen

sehen und dahinter den Strand und das offene Wasser des Ozeans. Sie kann auch die Berg- und Talbahn sehen.

In diesem Raum liest Linda Keats und Wordsworth, studiert höhere Algebra, lernt französische Vokabeln auswendig, listet die Gründe für die Große Wirtschaftskrise auf und sieht sich heimlich Eileens High-School-Jahrbuch an, in dem das Bild eines



Jungen ist, der im Jahr zuvor die vorletzte Klasse besuchte: »Thomas Janes, Nantasket 2,3; Schulmannschaft Hockey 2,3; Schulmannschaft Tennis 2,3.«

Am Sonntagnachmittag geht Linda zur Beichte. Sie trägt einen marineblauen Rock, einen roten Pullover, einen Armeemantel und eine Mantilla auf dem Kopf. Sie sagt dem Priester, daß sie

unreine Gedanken gehabt habe. Die unreinen Gedanken, erklärt sie, hätten größtenteils mit ihrer Tante zu tun, die abweisend sei und zu heftigen Kopfschmerzen neige. Nie erwähnt sie den Freund der Tante, den Mann, den sie alle »Onkel« nannten.

Am Abend verkündet Linda, daß sie eine neue Freundin besuchen wolle, die sie in der

Schule kennengelernt habe (eine Lüge, die sie am folgenden Sonntag beichten muß). Es gibt ein bißchen Aufstand unter den Cousinen, weil Linda die Regeln nicht erklärt wurden und sie keinen Ausgang hat, aber daran hält sich ohnehin niemand. Sie verläßt das Haus in demselben blauen Rock, dem Pullover und Armeemantel, die sie zur Beichte getragen

hat. Außerdem hat sie ein  
seidenes Kopftuch  
umgebunden, das Patty ihr  
geliehen hat, weil der Wind  
vom Wasser her so stark bläst,  
daß die Flaggen starr  
seitwärts stehen.

Linda geht den Hügel  
hinunter, sie kommt an  
anderen dreistöckigen  
Häusern mit  
Aluminiumverkleidungen,  
flachen Dächern und Reihen

von Balkonen vorbei, auf denen Holzofengrills und Fahrräder stehen. Sie geht den Boulevard entlang und überquert die Nantasket Avenue. Sie behält die Hände in den Taschen und wünscht sich, daß es kalt genug wäre, um Handschuhe zu tragen. Abends reibt Patty Oil of Olaz in die Risse und Schrunden.

Die Lichter des Vergnügungsparks glitzern.

Zehntausend Glühbirnen  
beleuchten den Park am  
Strand während des letzten  
Wochenendes der Saison. Fast  
alle Lichter bewegen sich – an  
der Großen Berg- und  
Talbahn, am Riesenrad, am  
Karussell, am Caterpillar, am  
Lindy Loop und den  
Fliegenden Scootern. Aber der  
Eingang ist verblüffend  
häßlich: nur ein  
Maschendrahtzaun und ein

Schild. Flaggen wehen an den Enden langer Masten, und Lindas Kopftuch flattert im Nacken. Sie kauft eine Eintrittskarte und geht hinein.

Sie weiß, daß Michael sie in den Park begleitet hätte, wenn sie ihn darum gebeten hätte. Er scheint von allen Verwandten, sogar noch mehr als Patty, die sich immer wie eine Schwester verhalten hat, am meisten von Lindas

Schicksal berührt zu sein und bemüht sich deshalb, besonders nett zu sein. Um Linda das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, hat er ihr sein John-Lennon-Poster geschenkt, sein Jeans-Kopfkissen und sein königsblaues Schwinn-Fahrrad. Am Morgen fragt er sie immer, ob sie eine Mitfahrgelegenheit zur Schule habe. Vielleicht ist es zu früh,



um das zu sagen, aber Tommy und Erin sind offensichtlich nicht so großzügig, möglicherweise haben sie das Temperament ihrer Mutter geerbt oder ärgern sich einfach, weil noch ein Mund zu füttern ist.

Jack, der jüngste, ist von seiner neuen Cousine hingerissen. Jeder, der dem Vierjährigen in dieser Familie mit sieben Kindern

Aufmerksamkeit schenkt, ist  
seiner Meinung nach ein Gott.

Linda fährt im  
Wildwasserkanal, wirft Reifen  
und Bälle an den Buden und  
kauft mexikanischen  
Zuckerkuchen am  
Süßigkeitenstand in der  
Arkade. Nachdem sie den  
Kuchen gegessen hat, geht sie  
direkt zur Großen Berg- und  
Talbahn und reiht sich in die

kurze Schlange von Leuten ein, die die Kragen hochgeschlagen haben. Sie ist noch nie Berg- und Talbahn gefahren, aber die Logik sagt ihr, daß sie das Abenteuer wahrscheinlich überleben wird.

Das Gefühl der Angst in der steilen Höhe ist zutiefst erregend. Sie weiß, daß es wieder nach unten gehen wird, ob sie will oder nicht.

Sie fährt siebenmal mit der Berg- und Talbahn und bezahlt mit dem Geld, das sie im Heim für mißratene Mädchen gespart hat (fünfunddreißig Cents die Stunde fürs Bügeln; fünfundzwanzig die Stunde fürs Austragen). Die Fahrt dauert nur eine Minute, aber sie findet, daß ihr die Berg- und Talbahn wahrscheinlich die besten sieben Minuten

ihres Lebens beschert hat.

Auf dem Riesenrad, von dem aus sie Cape Cod sehen kann, drückt der Wind die Gondel auf eine Seite, und Leute schreien. Tatsächlich kreischen und schreien Leute im ganzen Park. Was ihrer Meinung nach auch der Sinn der Sache ist.

Auf einer Seite des Parks ist eine Mole aus dicken Planken, die ins Wasser hinausreicht.

Sie wird von einer einzelnen  
Straßenlaterne beschienen. Ihr  
ist ein bißchen schlecht von  
der Zuckerwatte und der  
anschließend getrunkenen  
heißen Schokolade, ganz zu  
schweigen von dem Kuchen  
und der Achterbahn, daher  
zieht es sie auf die Mole, um  
frische Luft zu schnappen. Sie  
geht über die feuchten  
Planken und lauscht dem  
Rufen und Kreischen der

Leute auf den Karussells, das jetzt durch das Rauschen der sanften Brandung gedämpft ist. Sie ist fast am Ende der Mole, als sie eine Gruppe von Jungen in Pullovern und Parkas bemerkt, die rauchen. Sie halten die Zigaretten, die sie zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt haben, nach unten und nehmen tiefe Züge wie Jimmy Dean. Wenn sie ihren Worten Nachdruck

verleihen wollen, rempeln sie sich an den Schultern an, und gelegentlich erhebt sich ein leises Kichern wie feiner Rauch über ihren Köpfen. Sie ist zu nahe gekommen, um unerkannt zu bleiben, und befindet sich jetzt in der unangenehmen Situation, entweder weiterzugehen oder kehrtzumachen und sich zurückzuziehen. Aber das will sie nicht, weil sie sich nicht



den Anschein geben möchte,  
vor den Jungen Angst zu  
haben, und weil ihr die  
Vorstellung widerstrebt, sich  
wie ein Hund mit  
eingezogenem Schwanz  
davonzumachen.

Sie geht zum nördlichen  
Rand der Mole und sieht nach  
unten. Es herrscht Flut und  
das Wasser schwappt bis hoch  
an die Pfähle herauf. Die  
Jungen haben sie bemerkt und

sind jetzt stiller, obwohl sie sich immer noch gegenseitig anrempeIn. Sie beobachtet, wie ein Junge seine Zigarette in die Brandung wirft und die Hände in die Taschen steckt. Seine Haltung ist nicht mißzuverstehen. Sie beschließt zu bleiben, wo sie ist, noch mindestens eine Minute lang, um sich dann, nachdem sie sich nicht hat vertreiben lassen, ganz

beiläufig davonzutrollen,  
genauso wie sie es getan  
hätte, wenn sie nicht dort  
gewesen wären.

Aber der Junge mit den  
Händen in der Jackentasche  
löst sich von den anderen und  
kommt auf sie zu.

»Hallo«, sagt er.

»Hi«, antwortet sie.

»Du bist Linda.«

»Ja.«

Er nickt, als müßte er über

diese wichtige Tatsache  
nachdenken. Hinter ihnen  
befindet sich ihr Publikum.

»Bist du Karussell  
gefahren?« fragt er.

»Ja.«

»Auf der Berg- und  
Talbahn?«

»Ja.«

»Wie oft?«

»Siebenmal.«

»Wirklich?« Er scheint  
aufrichtig erstaunt zu sein. Sie

stellt sich hochgezogene  
Augenbrauen vor, obwohl sie  
nebeneinander stehen und sie  
sein Gesicht nicht sehen kann.

»Möchtest du eine  
Zigarette?«

»Sicher.«

Er muß sich vom Wind  
abwenden, um sie  
anzuzünden. Er nimmt sie aus  
dem Mund und reicht sie ihr.  
Sie inhaliert den Rauch und  
muß ein Husten unterdrücken.

Im Heim für mißratene  
Mädchen hat sie oft geraucht.  
Der Wind vom Meer blies den  
Rauch fast augenblicklich  
weg. Es war eine der Sünden,  
die die Mädchen leicht  
begehen konnten.

»Hast du dir schon einen  
Dichter ausgesucht?«

»Wordsworth«, sagt sie.

»Gefällt er dir?«

»Einige seiner Sachen.«

»Hat dir ›The Prelude‹

gefallen?«

»Ich mag ›Tintern Abbey‹.«

Der Junge schnieft. Die Nase läuft ihm in der Kälte. Unter seinem marineblauen Parka trägt er einen dunklen Rollkragenpullover. Der Pullover sieht im Licht der Straßenlaterne schwarz aus, aber er könnte genausogut grün sein. Die Spitze eines weißen Kragens schaut heraus.

»Und wen hast du  
ausgesucht?« fragt sie.

»Keats.«

Sie nickt und nimmt einen  
weiteren Zug.

»Der Park schließt in einer  
halben Stunde«, sagt er.

»Möchtest du noch einmal mit  
der Berg- und Talbahn  
fahren?«

Es ist nicht klar, ob das eine  
Einladung ist oder ob er sie  
nur an die Zeit erinnern will.



»Nein, ist schon gut«, sagt sie.

»Möchtest du sie kennenlernen?« fragt Thomas und deutet auf die Jungen.

Sie weiß es nicht. Oder, besser gesagt, sie glaubt eigentlich nicht. Sie zuckt mit den Achseln.

Aber die Jungen, die sie kennenlernen wollen, kommen langsam, von Neugier getrieben, näher.

»Das sind ohnehin Trottel«, sagt Thomas nicht ohne eine gewisse Art widerwilliger Zuneigung.

Plötzlich sagt einer mit lauter Stimme: »Es ist viel wärmer als die Luft.«

»Blödsinn«, sagt ein anderer.

»Nein, wirklich, das Wasser ist im Oktober wärmer als im August.«

»Wo hast du denn diesen

Schwachsinn her?«

»Du mußt bloß reinfassen.«

»Du fliegst gleich rein, du Blödmann.«

Die Jungen fangen an, den Jungen zu rempeln, der gesagt hat, daß das Wasser wärmer sei. Aber er ist klein und drahtig und weicht ihnen, hüpfend und sich wegduckend, geschickt aus, so daß er jetzt in der Mitte der Mole steht und sie am Rand.

»Also, was sagst du jetzt, Blödmann, willst du's ausprobieren?« Die Jungen lachen. »Ich wette fünfundzwanzig, daß du nicht reinspringst.«

Thomas wendet sich Linda zu und schnaubt verächtlich, als wollte er sagen, ich hab dir ja gesagt, daß es Trottel sind.

Linda sieht auf ihre Füße und zur Strandpromenade hinüber. Liebespaare gehen

dort Arm in Arm, und einige steigen zum Strand hinunter. Mäntel werden als Decken dienen. Die Straßenlampe an ihrem Kabel schwingt sachte im Wind und bringt die Schatten ins Schlingern.

»Er hat recht«, sagt Linda ruhig zu Thomas.

Er sieht sie fragend an.

»Das Wasser ist im Oktober wärmer. Ich hätte Lust auf ein Bad in einer Nacht wie

dieser«, sagt sie.

In dem Heim für mißratene Mädchen hat sich Linda manchmal aus ihrem Zimmer geschlichen, wenn die Nonnen schliefen, und ist zu den Felsen hinausgegangen. Es gab einen Felsen, von dem aus man gefahrlos reinspringen konnte. Sie zog ihren Morgenmantel und ihren Schlafanzug aus und sprang in die Brandung. Sie mochte das

Gefühl, nackt und von den Schwestern befreit zu sein.

Neben ihnen geht der Streit weiter. Der Junge, der sicher ist, daß das Wasser warm sei, heißt Eddie Merullo. Er legt sich auf den Bauch, krempelt einen Ärmel hoch und will den Arm ins Wasser tauchen, um es zu prüfen. Er reicht nicht bis hinunter. Es ist natürlich zu viel Mühe, die Mole zu verlassen, Schuhe

und Socken auszuziehen, die Hosenbeine hochzukrempeln und es am Ufer zu überprüfen, wie es jeder vernünftige Mensch tun würde.

»Hey, Eddie, ich laß dich runter, wenn du's testen willst«, sagt ein Junge namens Donny T. und lacht hysterisch. Er meint, er lasse ihn runter, um ihn dann reinplumpsen zu lassen.

»Scher dich bloß zum



Teufel«, sagt Eddie und rappelt sich hoch.

»Mein Angebot steht, fünfundzwanzig«, sagt Donny T.

Linda hört dem Streit zu. Sie geht von Thomas weg und marschiert zum äußersten Ende der Mole. Mit dem Rücken zu den Jungen nimmt sie das Kopftuch ab und zieht Mantel, Pullover und Rock aus. Im Slip taucht sie ins

Wasser.

Als Linda hochkommt, um nach Luft zu schnappen, sieht sie Thomas, der auf der Mole kniet. Er hält einen Mantel in den Händen. Hinter Thomas, inmitten der anderen Jungen, steht Eddie und hat die Arme um die Brust geschlungen. Das Mädchen ist an seiner Stelle hineingesprungen.

Sie stemmt sich auf die

Mole hinauf, macht in der Luft eine schnelle Drehung und kommt mit dem Rücken zu Thomas zum Sitzen. Sie duckt sich zusammen in der Kälte. Thomas hüllt sie in den Wollmantel.

»Donny, gib mir dein Hemd«, befiehlt er.

Donny T. gehorcht, ohne einen Mucks von sich zu geben. Kurz darauf spürt Linda, wie ihr mit einem

Baumwollhemd über die Schulter gerubbelt wird.

Sie benutzt das Hemd, um sich Gesicht und Haare abzutrocknen. Sie zieht ihren Pullover und ihren Rock an, so gut sie das mit dem Rücken zu den Jungen kann. Sie legt die Hand auf Thomas' Schulter, um das Gleichgewicht zu halten, während sie sich die Schuhe anzieht. Thomas hält ihr den Armeemantel auf, und

sie schlüpft hinein. Die Jungen sind absolut still.

»Das Wasser ist wärmer als die Luft«, sagt Thomas zu ihnen, als Linda und er die Mole verlassen.

Linda und Thomas müssen schnell gehen, weil sie fröstelt.

»Ich habe ein Auto«, sagt er. »Ich fahr dich heim.«

»Nein«, sagt sie. »Ich wohne gleich gegenüber.«

Sie befürchtet, einen nassen  
Fleck auf dem Sitz von  
Thomas' Wagen zu  
hinterlassen, was sie nicht  
will. Noch wichtiger ist, daß  
sie nicht will, daß die Cousins  
Fragen stellen.

Er begleitet sie über die  
Nantasket Avenue und den  
Boulevard entlang. Ihr  
Pullover kratzt an den Armen,  
und im Gehen tropft

Seewasser aus ihrem Slip über ihre Waden und rinnt in ihre Socken.

»Warum hast du das getan?« fragt Thomas.

Sie kann das Klappern ihrer Zähne nicht kontrollieren.

Thomas legt fest den Arm um sie, damit sie zu zittern aufhört. Ein Beobachter hätte vielleicht angenommen, dem Mädchen sei schlecht, es habe zuviel getrunken, und der

Junge bringe es nach Hause.

Warum hat sie es getan?

Das ist eine berechtigte Frage.

Der Theatralik wegen? Um etwas zu beweisen? Um die Gewöhnlichkeit ihres Namens zu überwinden? Um sich zu reinigen?

»Ich weiß nicht«, antwortet sie wahrheitsgemäß.

Ihr Haar ist am Kopf angeklatscht, die ganze Mühe mit den Lockenwicklern war



umsonst. Sie sieht furchtbar aus, die Nase läuft vom Meerwasser.

Ihr Haar ist ihr ganzer Stolz, war es immer gewesen. Normalerweise ist es dicht und lang, seine Farbe spielt in einen warmen Holzton. Im Heim für mißratene Mädchen ließ sie es manchmal bis zur Taille wachsen, obwohl die Schwestern sie immer zwangen, es zu Zöpfen

geflochten zu tragen.

»Ich fand es toll«, sagt er und reibt ihre Arme, um die Durchblutung in Gang zu halten. Dann lacht er und schüttelt den Kopf. »Mein Gott«, sagt er, »sie werden wochenlang darüber reden.«

Thomas verläßt Linda am Ende der Straße.

»Mir geht's jetzt gut«, sagt sie und macht sich von ihm

los.

»Kann ich dich morgen anrufen?« fragt er.

Sie denkt einen Moment nach. Noch nie hat sie jemand in der Wohnung angerufen.

»Es wäre besser, wenn ich dich treffen könnte«, sagt sie.

»Hier?« fragt er. »Mittags?«

»Ich versuch's.«

Sie rennt die Straße hinunter, obwohl ihre Glieder zittern und steif sind, und sie

weiß, daß sie unvorteilhaft aussieht. Als sie um die Ecke biegt, kann sie nicht widerstehen, einen Blick zurück zu werfen. Er steht am selben Fleck, an dem sie ihn verlassen hat. Er hebt die Hand und winkt.

Ihre Tante steht im Gang, als sie die Wohnung betritt. Sie trägt Lockenwickler und darüber ein Haarnetz: kleine

goldene Kringel auf silbernen Stengeln hinter Maschendraht. Normalerweise ist ihr Haar kraus, und manchmal sieht Linda ihre Kopfhaut. Die Tante hat einen ausgeprägten Haarwirbel, den sie mit Ponys zu verbergen sucht.

Die Tante trägt einen rosafarbenen Seersucker-Bademantel und einen Schlafanzug mit aufgedruckten Teekannen.

Ihre einst rosafarbenen  
Slipper haben braune Flecken.  
Die Augenbrauen der Tante  
sind nicht gezupft, aber sie hat  
Spuren eines braunroten  
Lippenstifts auf dem Mund,  
als sei sie nicht sicher, ob sie  
eitel ist oder nicht.

Sie stehen auf zwei  
verschiedenen Seiten eines  
Abgrunds, jede möchte etwas  
von der anderen.

»Wo bist du gewesen?«

fragt die Tante.

»Ich bin ins Wasser gefallen«, sagt Linda und geht an ihr vorbei.

Thomas holt Linda am nächsten Tag in einem weißen Buick Skylark-Cabrio ab, dessen Ledersitze die gleiche Farbe wie der Lippenstift ihrer Tante haben. Es ist Sonntag, und Linda war pflichtgetreu mit den Cousins

und Cousinen in der Kirche. Trotz des Feiertags trägt Linda Latzhosen. Thomas hat das gleiche Jackett an wie am Abend zuvor, aber gute Hosen, wie sie ein Junge in der Schule tragen würde.

»Ich hab kein Kopftuch dabei«, sagt sie. »Ich wußte nicht, daß du ein Cabrio fährst.«

»Möchtest du zurückgehen und dir eins holen?«



»Nein«, sagt sie.

Sie bleiben einen Moment im Wagen sitzen, bevor er den Motor anläßt. Jeder scheint dem anderen etwas sagen zu wollen, aber eine Zeitlang spricht keiner von ihnen.

»Bist du ausgeschimpft worden?« fragt Thomas schließlich.

»Ich bin schief angesehen worden«, sagt sie und lächelt.

»Möchtest du eine

Spriztour machen?«

»Wohin?«

»Irgendwohin. Einfach eine kleine Spazierfahrt.«

»Sicher«, sagt sie.

Der Abstand im Wagen zwischen Thomas und Linda ist riesig. Sie betrachtet das verchromte Armaturenbrett, die Knöpfe, auf denen Licht und Scheibenwischer, Zigarettenanzünder und Zubehör stehen. Was verbirgt

sich wohl hinter Zubehör,  
fragt sie sich. Thomas dreht  
das Radio an, und sie hören  
irgendeine abgedroschene  
Schlagermusik. Für sie klingt  
alles irgendwie falsch, als  
hätte sich Ricky Nelson in ein  
Kammerorchester verirrt.  
Thomas dreht die Musik  
sofort ab.

»Ich höre nicht immer  
Radio beim Fahren«, sagt er.  
»Ich brauche Zeit zum

Nachdenken.«

»Ich auch«, sagt sie. »Zeit zum Nachdenken, meine ich.«

Sie hat die Hände in die Taschen ihres Armeemantels gesteckt. Wenn sie den Mantel nicht an hätte, würde sie sich auf ihre Hände setzen.

Es gefällt ihr, mit offenem Verdeck zu fahren, auch wenn ihr das Haar in die Augen weht und sie weiß, daß es durcheinander und verfilzt

sein wird, wenn sie aussteigt.  
Als der Freund ihrer Tante  
noch da war und sie einen  
Wagen hatten, mußte sie sich  
regelmäßig mit ihren  
Cousinen auf einen Rücksitz  
quetschen, der für drei  
gedacht war. An Regentagen  
waren die Fenster fest  
geschlossen, und ihre Tante  
rauchte. Beim bloßen  
Gedanken daran bekommt  
Linda schon Kopfschmerzen.

Während der Fahrt fällt Linda auf, daß die Farben des Wassers und des Himmels intensiver sind als am Tag zuvor. Das Gleißeln des Sonnenlichts auf dem Meer schmerzt in den Augen. Es ist ein herrliches Juwel aus einer Million Diamanten.

Klugerweise schlägt Thomas eine Richtung ein, die aus der Gegend wegführt, in der Linda wohnt. Klugerweise

macht er sie nicht auf sein Haus in Allerton Hill aufmerksam.

»Hat man dich weggeschickt?« fragt er sie, als sie nach Samoset einbiegen.

»Ja.«

»Hast du ein Baby bekommen?«

Sie ist verblüfft von der Dreistigkeit des Jungen, aber gleichzeitig amüsiert.

Vielleicht hätte sie das ganze Jahr ohne eine einzige direkte Frage verbringen und lernen können, mit bösen Blicken und üblen Unterstellungen zu leben.

»Nein«, antwortet sie.

»Mir wär das egal«, sagt er.

Er verbessert sich. »Also, mir wär's nicht egal, weil es dir passiert wäre, aber ich hätte dich deswegen nicht weniger gern. Ich pfeife auf guten



Ruf.«

»Warum magst du mich?«  
fragt sie.

»Mir hat die Art gefallen,  
wie du ins Klassenzimmer  
gekommen bist«, sagt er. »Am  
ersten Tag. Du wolltest dir  
irgendeinen Anschein geben –  
wolltest cool wirken –, aber  
ich hab gesehen, daß du es  
nicht warst. Daß du  
wahrscheinlich jemand bist,  
den andere ausnutzen

können.« Er denkt eine Weile nach. »Jetzt bin ich mir dessen nicht mehr so sicher.«

»Was hat dich dazu gebracht, deine Meinung zu ändern?«

»Du. Letzte Nacht. Als du ins Wasser gesprungen bist.«

»Als ich reingetaucht bin.«

»Als du reingetaucht bist. Das hast du für dich selbst getan, nicht wahr?«

Sie schweigt. Trotz des

großen Abstands zwischen ihnen kann sie den Jungen riechen – diesen Duft nach warmem Toast, und noch etwas. Nach einem frischgebügelten Hemd natürlich.

»Ich bin eine gefallene Frau«, sagt Linda nur teilweise scherzend.

»Magdalena«, sagt er, wendet sich ihr zu und steuert nur noch mit einer Hand.

»Das war der Name des Heims«, sagt sie.

»Wirklich?«

»Sie heißen immer Magdalena.«

»Du bist katholisch.«

»Ja. Du nicht?«

»Nein.«

»Woher weißt du über Magdalena Bescheid?«

»Jeder weiß über Magdalena Bescheid«, sagt er.

»Wirklich? Ich dachte

immer, es sei eine speziell  
katholische Idee.«

»Gehst du regelmäßig zur  
Kirche?«

»Das ist eine persönliche  
Frage.«

»Tut mir leid.«

»Ja, das tue ich.«

»Und zur Beichte?«

»Ja.«

»Was beichtest du?«

Seine Fragen nerven sie.

Niemand hat sie je so

ausgehört. Nicht einmal die Nonnen. Ihre Fragen waren vorhersehbar und mechanisch. Wie der Katechismus.

»Ich frage nur so«, sagt er leicht entschuldigend. »Was ein Mädchen wie du wohl zu beichten hat.«

»Oh, da gibt's immer was«, sagt sie. »Hauptsächlich unreine Gedanken.«

»Was heißt unrein?«

»Unrein«, sagt sie und sucht

nach einer Erklärung.

»Bösartig, wollüstig oder  
haßerfüllt.«

»Wie sind deine?«

»Haßerfüllt.«

Thomas geht mit ihr in ein  
Imbiß-Restaurant am Strand  
und führt sie in eine Nische in  
der Nähe des Eingangs mit  
Sitzen, die so rot sind wie die  
des Autos. Sie trägt einen  
grauen Pullover zu ihren

Latzhosen und leichte Slipper. Sie ist verlegen wegen ihres Haars, das sie im Spiegel der Sonnenblende mit den Fingern zu kämmen versucht. Thomas sieht weg, während sie das tut. Ihr Haar ist ein hoffnungsloser Fall, sie gibt auf.

»Das nächste Mal bringe ich ein Tuch mit«, sagt er. »Ich lege es ins Handschuhfach.«

Sie ist entzückt, daß er



annimmt, es gäbe ein nächstes Mal.

Es ist, als hätte sie jahrelang nichts zu essen bekommen. Sie ißt ihren Hamburger mit Fritten, seinen Cheeseburger, trinkt beide Milchshakes und erlebt das erste von Dutzenden von Malen, daß Thomas sein Essen kaum anrührt.

»Bist du nicht hungrig?«

fragt sie.

»Nicht wirklich«, antwortet er. »Iß nur.«

Was sie dankbar tut. In dem dreistöckigen Haus scheint es nie genug zu essen zu geben.

»Ich kenne Michael. Wir spielen Hockey zusammen«, sagt Thomas.

Schulmannschaft Hockey  
2,3.

»Ihr spielt schon?« fragt sie.

»Noch nicht«, antwortet er.

»Wir fangen bald an. Ich sehe Michael gelegentlich.«

»Hast du Cousins?« fragt sie leichthin.

»Fast keine. Nur zwei.«

»Laß mich raten. Du bist in der Episkopalkirche.«

»Eigentlich in gar keiner. Warum wohnst du nicht bei deinen Eltern? Ist ihnen irgendwas passiert?«

»Meine Mutter ist gestorben«, antwortet sie und

tupft ihr Ketchup mit dem Brot auf. »Bei einem Busunfall. Mein Vater ist danach einfach irgendwie verschwunden.«

»Weil sein Herz gebrochen war?«

»Nicht wirklich.«

»Tut mir leid.«

»Das ist lange her.«

Er fragt sie, ob sie noch etwas essen will.

»Nein«, sagt sie. »Ich bin

total satt. Wo wohnst du?«

»Allerton Hill«, sagt er.

»Das hab ich mir gedacht.«

Er sieht weg.

»Sind wir an deinem Haus vorbeigefahren?« fragt sie.

»Ja.«

»Warum hast du's mir nicht gezeigt?«

»Ich weiß nicht«, antwortet er.

Später sagt er: »Ich möchte

Schriftsteller werden.«

Es ist das erste von Hunderten von Malen, daß Linda Fallon jemand sagt, er oder sie wolle Schriftsteller werden. Und weil es das erste Mal ist, glaubt sie ihm.

»Theaterschriftsteller, glaube ich«, sagt er. »Hast du O'Neill gelesen?«

Tatsächlich hat sie Eugene O'Neill gelesen. Ein Jesuitenpater in der

katholischen Mädchenschule  
ließ die Klasse Eines langen  
Tages Reise in die Nacht  
lesen, weil er glaubte, daß  
einige der Mädchen ihre  
Familien darin  
wiedererkennen könnten.  
»Sicher«, sagt sie.

»Ablehnung und  
Unverantwortlichkeit«, sagt  
er.

Sie nickt.

»Der Nebel. Die Auflösung

des Nebels.«

»Das Auslöschen der Vergangenheit«, sagt sie.

»Richtig«, antwortet er jetzt aufgeregt. »Genau.«

Er sitzt halb zur Seite gedreht in der Nische und hat eines seiner langen Beine ausgestreckt.

»Hast du deine Hausarbeit schon geschrieben?«

»Mein Gott, nein«, sagt sie.

»Kann ich dir später Keats



vorlesen?«

»Keats, den Dichter?«

Von Zeit zu Zeit kommen Jungen, die Thomas kennen, an der Nische vorbei, sie versetzen ihm einen kleinen Stoß ans Bein oder klopfen mit den Fingerknöcheln auf die Resopalplatte des Tisches. Nie werden Worte gewechselt, aber die Jungen taxieren Linda. Es ist eine Art Pantomime.

In einer Nische auf der anderen Seite des Raums erkennt Linda Donny T., der letzte Nacht dabeigewesen ist. Er trinkt Cola und läßt sie nicht aus den Augen. Haßt er sie, weil sie ihm bewiesen hat, daß er im Irrtum war? Ja, denkt sie, das tut er.

Mädchen, die an einem Tisch in der Mitte des Raums sitzen, beobachten sie ebenfalls. Dann drehen sie

sich um, flüstern sich etwas zu, Bemerkungen, die sich eindeutig auf Linda beziehen. Sie registriert die perfekten Locken der anderen, ihre Röcke, die Nylons und die Slipper.

Als sie den Imbiß verlassen, sitzt Donny T. auf dem Rücksitz eines blaßblauen Bonneville und zählt Geld.

»Da ist dein Freund«, sagt Linda zu Thomas.

»Ja«, antwortet Thomas.

»Wahrscheinlich.«

»Warum zählt er Geld?«

»Das solltest du lieber nicht wissen.«

Thomas fährt weiter am Strand entlang und parkt hinter einem verlassenen Haus. Er greift auf den Rücksitz und nimmt ein Buch, das den schlichten Titel Keats trägt. Linda beschließt, nicht

vorzugeben, bestimmte  
Gedichte zu mögen, wenn es  
nicht wirklich der Fall ist.  
Thomas liest ihr mit seltsam  
volltönender und rauher  
Stimme vor.

»Wenn ich befürchte, ich  
könnte nicht mehr sein  
Bevor meine Feder die  
reichen Früchte meines  
Denkens  
Geerntet hat ...«

Während er liest, blickt sie auf den Weg, der durch das Dünengras zur Rückseite eines mit Schindeln gedeckten graublauen Sommerhauses führt. Es ist klein, hat nur ein Stockwerk und eine umlaufende Veranda mit weißem Geländer. Sie sieht eine Hängematte und eine Fliegentür; alle Rollos sind heruntergezogen. Das Haus hat einen Charme des

Ärmlichen, der sie an die Große Wirtschaftskrise denken läßt, über die sie in der Schule gelesen haben. Tontöpfe mit verwelkten Geranien stehen an der Hintertür, unter einem Fenster sind Rosen zu Hagebutten geworden.

Wenn sie sich bemüht, kann sie eine dunkelhaarige Frau in einem Kleid und einer Schürze sehen. Ein kleines

Mädchen mit blondem Haar,  
das auf der Veranda spielt.  
Einen Mann in weißem Hemd  
und Hosenträgern, einen  
steifen Strohhut auf dem  
Kopf. Verwechselt sie ihren  
Vater mit Eugene O'Neill?

»Du noch immer unberührte  
Braut der Stille,  
Du Pflegekind des Schweigens  
und der ruhigen Zeit ...«



Auf einer Seite des Hauses  
sind zwei Pfähle in den Boden  
gerammt. Zwischen den  
Pfählen hängt eine Leine mit  
hölzernen Wäscheklammern,  
die jemand abzunehmen  
vergessen hat.

»Jetzt mehr denn je scheint  
reif die Zeit zum Sterben  
Zu enden um die Mitternacht  
ganz ohne Schmerz ...«

»Sie war eine Hure, eine Prostituierte«, sagt Linda.

»Sie hat ihre Vergangenheit bereut«, hält Thomas dagegen. »Sie ist das christliche Symbol für Reue.«

»Woher weißt du das alles?«

»Ich habe darüber gelesen.«

»Ich weiß kaum etwas von ihr«, sagt Linda, obwohl das nicht ganz stimmt.

»Sie war bei der

Kreuzigung zugegen«, sagt er.  
»Sie war die erste, die den  
Jüngern die Nachricht von der  
Auferstehung überbracht hat.«

Linda zuckt mit den  
Achseln. »Wenn du es sagst.«

Die Hausarbeiten über Keats  
und Wordsworth sind  
geschrieben. Der  
Vergnügungspark hat  
geschlossen. Ein Hurrikan hat  
das Land heimgesucht und die

Sommerhäuser am Strand ins Meer gespült. Thomas hat Linda im Auto Prufrock und Passagen aus dem Tod eines Handlungsreisenden vorgelesen. Die Tante hat nachgegeben und in dem Warenhaus, in dem sie arbeitet, im Ausverkauf etwas zum Anziehen für Linda besorgt. Nachdem Thomas sich abfällig über die Frisur eines anderen Mädchens

geäußert hat, toupiert Linda ihr Haar nicht mehr. Sie sitzen auf einem Hügel und sehen auf den Atlantik hinaus.

»Wir kennen uns jetzt genau einen Monat«, sagt Thomas.

»Wirklich?« Sie tut überrascht, obwohl sie kurz vorher genau das gleiche gedacht hatte.

»Es kommt mir vor, als würde ich dich schon mein

ganzes Leben lang kennen«, sagt er.

Sie schweigt. Das Licht auf dem Wasser ist außergewöhnlich schön – so ergreifend wie einige Gedichte der vielen Lyriker, die ihr Thomas so gern vorliest: Robert Lowell, Theodore Roethke, John Berryman, Randall Jarell. Nein, schöner, denkt sie.

»Findest du das manchmal

auch?« fragt er.

Der Sog, den das Licht auf dem Wasser ausübt, erscheint ihr wie eine natürliche Anziehungskraft. Er schließt die besondere Bewegung der Wellen, den Jungen in dem Parka und den Slippers neben ihr, den steilen gemähten Hang zu den Felsen hinab und die ganze Weite in sich ein, den endlosen Blick von dort, wo sich im Norden Boston

scharf abzeichnet, bis hin zum Osten, wo ein Fischer spät seine Reusen einzieht.

»Ja«, sagt sie.

Sie wünscht, sie wäre imstande, das Licht auf dem Wasser zu malen oder es wenigstens in Worte fassen zu können, es einzufangen und in den Händen zu halten, es in einer Flasche zu verschließen.

»Du weinst ja«, sagt Thomas.



Sie möchte abstreiten, daß sie weint, kann es aber nicht. Sie schluchzt einmal schnell auf, wie ein Kind. Es wäre jetzt herrlich, die Tränen einfach fließen zu lassen, denkt sie, aber es wäre auch heillos: Wenn sie einmal damit anfinge, könnte sie nicht mehr aufhören.

»Was hast du?«

Sie kann nicht antworten. Wie könnte sie es erklären?

Niemand weint wegen des Lichts. Es ist absurd.

Sie schnieft, versucht, den Schleim zurückzuhalten, der ihr aus der Nase zu laufen droht. Sie hat kein Taschentuch. Thomas durchsucht seine Taschen und fördert einen Kaugummi, eine Schachtel Zigaretten und ein Arbeitsblatt aus der Schule zutage. Nichts davon kann sie gebrauchen. »Nimm deinen

Ärmel«, sagt er.

Gehorsam tut sie's. Sie holt tief Luft durch die Nase.

»Du bist ...«, beginnt er.

Aber sie schüttelt den Kopf, als wollte sie ihn warnen weiterzusprechen.

Widerstrebend muß sie das Licht loslassen. Sie muß sich zwingen, darüber nachzudenken, was auf dem Arbeitsblatt stehen könnte, wie sie später auf der

Matratze sitzen und ihre Hausaufgaben machen wird, über ihre Tante – Gedanken, die die Tränen bestimmt versiegen lassen.

»Linda«, sagt Thomas und nimmt ihre Hand.

Sie drückt sie und gräbt die Fingernägel hinein, als müßte sie sich festhalten, um nicht umzusinken. Er rückt näher, um sie zu küssen, aber sie wendet den Kopf ab. Seine

Lippen streichen über ihren Mundwinkel.

»Ich kann nicht«, sagt sie.

Er läßt ihre Hand los. Er rückt etwas von ihr ab, nimmt eine Zigarette aus der Packung und zündet sie an.

»Ich mag dich, Thomas«, sagt Linda, weil es ihr leid tut, ihn verletzt zu haben.

Er verzieht den Mund und nickt, als wollte er sagen, er glaube ihr kein Wort. »Du

scheinst rein gar nichts von mir zu wollen«, sagt er.

»Es ist nur ...«, beginnt sie.

»Es ist nur, was?« fragt er tonlos.

»Es gibt Dinge, die du nicht von mir weißt«, sagt sie.

»Dann sag sie mir doch«, drängt er.

»Ich kann einfach nicht.«

»Warum?«

»Ich kann nicht.«

»Es gibt nichts, was ich dir

nicht sagen würde«, erwidert Thomas. Er klingt gekränkt.

»Ich weiß«, sagt sie und fragt sich, ob das wirklich stimmt. Jeder hat Dinge, private, peinliche Dinge, die er für sich behalten will.

Ein Schauer überläuft sie, als sie Atem holt. »Laß uns das nicht tun, ja?«

In einem dunklen Wagen, der später im Lauf der Woche am

Strand parkt, ist es ganz  
ähnlich. Sie hören die  
Brandung, ohne sie zu sehen.  
Die Fenster sind von ihrem  
Atem beschlagen. Außerdem  
liegt ein rauchiger Film auf  
der Windschutzscheibe, auf  
den sie ihren Namen  
schreiben könnte. Sie starrt  
auf die verrosteten Stellen  
unterhalb des Cabrio-  
Verdecks.

»Also, wo willst du dich



bewerben?« fragt Thomas.

»Bewerben?«

»Fürs College. Du bist intelligent. Man würde dich überall annehmen.«

Er hat einen karierten Schal um den Hals geschlungen. Es ist noch nicht spät, erst sieben Uhr. Sie sollte in der Bibliothek sein, er beim Eishockey-Training.

»Ich weiß nicht«, sagt sie.

»Ich dachte an eine

Sekretärinnenschule.«

»Mensch, Linda.«

»Ich werde mir einen Job suchen müssen.«

»Dann geh ins College, und du kriegst einen besseren Job.«

»Vielleicht fehlt mir das Geld dazu.«

»Es gibt Stipendien.«

Sie möchte nicht darüber sprechen. Sie trägt die billigen Kleider, eine rosafarbene

Wolljacke, einen längeren, dazu passenden Wollrock und eine von Eileens weißen Blusen. Das Haar hat sie jetzt in der Mitte gescheitelt und läßt es zu beiden Seiten in Locken herabfallen. Es gefällt ihr, wie es ihr Gesicht verdeckt, wenn sie sich vorbeugt.

Thomas sieht aus dem Fenster am Fahrersitz und ist sauer auf sie. »Du mußt

diesen ...

Minderwertigkeitskomplex  
loswerden«, sagt er.

Sie kratzt einen  
verkrusteten Fleck von ihrem  
Rock. Sie hat Nylonstrümpfe  
an, aber ihre Füße sind eiskalt.  
Es gibt eine Menge Löcher in  
dem Skylark, überall dringt  
die Kälte ein.

»Thomas, wenn ich es dir  
sage, würdest du ganz anders  
über mich denken«, antwortet

sie.

»Scheiß drauf.«

Sie hat ihn nie solche  
Ausdrücke benutzen hören.

Sie schweigt so lange, und  
er atmet so flach, daß sich der  
Belag auf der  
Windschutzscheibe aufzulösen  
beginnt. Sie kann das  
Sommerhaus erkennen, das  
etwa fünfzehn Meter vor  
ihnen steht. Es sieht verlassen  
und kalt aus. Sie würde gern

die Haustür öffnen, das Licht andrehen, Feuer machen und die Betten aufschütteln. Einen Topf Suppe kochen. Ein Heim für sich haben.

Wenn sie nur eine eigene Wohnung hätte, denkt sie.

Sie schwitzt unter ihrem Pullover.

»Ich hatte diesen Onkel«, beginnt sie genau in dem Moment, als Thomas sich vorbeugt, um sie zu küssen.

Sie drückt die Faust in die roten Ledersitze.

Seine Lippen suchen ihren Mund. Sie spürt seine schmale Oberlippe, seine volle Unterlippe. Er legt die Hand an ihre Wange.

Sie ist verlegen und sieht nach unten. Er folgt ihrem Blick und sieht die geballten Fäuste.

»Hab keine Angst vor mir«, sagt er.

Langsam öffnet sie die Hände. Sie kann seinen Atem und den Schweiß auf seiner Haut riechen, und beides ist so unverwechselbar wie ein Fingerabdruck.

Ihr zugewandt, sitzt er auf seinem Sitz, der Parka ist gegen das Lenkrad gedrückt. Er preßt seinen Mund auf den ihren, sie spürt seine Finger auf ihrem Schlüsselbein. Gegen ihren Willen zuckt sie



zurück.

Er nimmt die Hand weg.

»Tut mir leid«, sagt sie.

Er zieht ihren Kopf an seine Schulter.

»Was ist mit deinem Onkel?« fragt Thomas.

»Er ist tot«, antwortet sie.

Dies alles wird sehr behutsam getan, Schritt für Schritt. So wie ein ängstlicher Schwimmer ganz langsam in

einen eisigen Ozean steigt, um sich an die beißende Kälte zu gewöhnen. Linda hatte bisher keine Gelegenheit gehabt, herauszufinden, wie schwierig es sein könnte; es war nicht notwendig, sich körperliche Liebe vorzustellen. Ihr Geist schreckt nicht zurück, aber ihr Körper tut es, als hätte er eigene Erinnerungen. Ein anderer Junge hätte sie vielleicht ausgelacht oder sie

als hoffnungslosen Fall  
aufgegeben, der die Mühe  
nicht wert sei. Oder er hätte  
sie bedrängt, so daß sie die  
Zähne zusammenbeißen und  
an etwas anderes hätte  
denken müssen, was die Lust  
für immer getötet hätte. Aber  
Thomas drängt sie nicht.

Eines Morgens im November  
sagt die Tante zu Linda: »Du  
mußt dir einen Job suchen.

Eileen arbeitet. Tommy und Michael arbeiten. Patty arbeitet. Du willst dir neue Klamotten kaufen, also such dir einen Job.«

Auf ihren Streifzügen durch die Stadt hat Linda mehrere Arbeitsmöglichkeiten für sich entdeckt: in einem Discount-Schmuckladen, einem Waschsalon, einer Bowling-Halle, einem Foto-Studio. Schließlich nimmt sie eine

Stelle als Bedienung in dem Schnellimbiss an. Sie trägt eine graue Uniform aus Synthetikstoff, der knistert, wenn sie sich setzt. Das Kleid hat Ärmel mit Manschetten, einen weißen Kragen und tiefe Taschen fürs Trinkgeld.

An einem guten Abend geht sie mit fünfzehn Dollar Kleingeld heim, und das kommt ihr wie ein Vermögen vor. Es gefällt ihr, mit den

Händen in den Taschen den Imbiß zu verlassen und das Geld zu fühlen.

Linda ist eine gute Bedienung, sie hat eine schnelle Auffassungsgabe, und sie ist tüchtig. Der Besitzer, ein Mann, der Alkohol aus Saftgläsern trinkt, wenn er sich unbeobachtet glaubt, und der einmal versucht hat, sie gegen den Kühlschrank zu drücken und zu küssen, sagt

ihr in einem seiner seltenen nüchternen Momente, daß sie die beste Bedienung sei, die er je gehabt habe.

Der Schnellimbiß ist ein beliebter Treffpunkt. Einige der Schüler sind Stammgäste. Donny T. sitzt jeden Tag in derselben Nische, wo er richtig Hof hält. Er scheint auch ein gutes Gedächtnis zu haben.

»Unsere olympische

Hoffnung«, sagt er, als Linda ihren Block herauszieht. Er hat einen Schlafzimmerblick, ein schlaues Grinsen, und ohne seine gelben Zähne wäre er vielleicht sogar ganz attraktiv.

»Ein Cherry-Cola und Fritten«, sagt Eddie Merullo. Er ist dünn und blond und versinkt fast in seiner Lederjacke, die das genaue Gegenstück zu der von Donny



T. ist, wie sie feststellt.

»Wie oft springst du heute rein?« sagt Donny T. zu Linda und unterdrückt ein Kichern.

»Laß sie in Ruhe«, zischt Eddie.

Donny T. dreht sich herum.  
»Hey, du Pfeife, wenn ich deinen Rat brauch, dann frag ich dich.«

»Möchtest du was essen?« fragt Linda gleichmütig.

»Bloß dich«, sagt Donny T.

Er hebt in gespielter Abwehr  
die Hände. »WAR BLOSS  
EIN SCHERZ. BLOSS EIN  
SCHERZ.« Er lacht,  
ungehemmt wiehernd. »Zwei  
Cheeseburger. Fritten.  
Schoko-Milchshake. Und  
bring mir nicht so ein dünnes  
Gesöff. Ich hab ihn gern mit  
viel Eiscreme.«

Linda sieht an Donny T.  
vorbei zum nächsten Tisch,  
wo ein Mann Schwierigkeiten

mit seiner Briefftasche hat:  
Jedesmal, wenn er sie  
zumachen will, springt eine  
der Laschen wieder auf. Linda  
beobachtet, wie er ein halbes  
Dutzend Mal mit der Lasche  
herumfummelt, bis er  
offensichtlich aufgibt und die  
Briefftasche auf einen Stuhl  
legt. Er kommt ihr irgendwie  
bekannt vor. Er ist etwa  
zweiundzwanzig oder  
dreiundzwanzig, und er sieht

gut aus in seinem Jackett und mit der Krawatte. Sie fragt sich, womit er wohl seinen Lebensunterhalt verdient. Ist er Geschäftsmann? Oder Lehrer?

Linda nimmt die Bestellung der anderen Jungen in der Nische auf. Donny T. ist mit seinem Gefolge unterwegs. Sie klappt ihren Bestellblock zu, steckt ihn in die Tasche und beugt sich vor, um den

Abfall der vorherigen Gäste wegzuräumen.

»Du hast dich gut eingewöhnt, was?« fragt Donny T. nur ein paar Zentimeter von ihrer Taille entfernt.

»Ganz gut«, sagt sie und greift nach einem noch fast vollen Cola-Glas.

»Hast du kein Heimweh nach dem Ort, von dem du hergekommen bist? Was war

das doch gleich? Eine Anstalt  
oder so was?« Donny T.  
spricht ein wenig lauter,  
gerade laut genug, um am  
nächsten Tisch verstanden zu  
werden. Der Mann mit der  
kaputten Briefftasche sieht zu  
ihr auf.

»Mir geht's gut«,  
wiederholt sie und läßt das  
Glas kippen, so daß die Cola  
vor Donny T. auf die  
Resopalplatte schwappt.

»Paß auf!« brüllt er. Er versucht, sich gegen die Rückwand der Nische zu drücken, während die Cola über den Tischrand und auf seine Jeans tropft. »Das ist meine Lederjacke hier.«

»Oh«, sagt Linda. »Tut mir leid.«

»Was macht Donny T. auf dem Rücksitz von Eddies Bonneville?« fragt sie Thomas

später am Abend, als sie im Skylark nach Hause fahren.

»Das weißt du nicht?«

»Nein, warum?«

»Er dealt.«

Im ersten Moment versteht sie nicht ganz. Und dann geht ihr ein Licht auf. »Drogen, meinst du?«

»Ja.«

»Marihuana? LSD?«

»Beides«, antwortet er.

»Und einiges andere.«



»Warum gibst du dich mit ihm ab?« fragt Linda.

»Wir sind seit der ersten Klasse miteinander befreundet.« Er hält inne.

»Findest du es unmoralisch, mit Drogen zu handeln?« fragt er leicht herausfordernd.

»Ich weiß nicht«, antwortet sie. Darüber hat sie sich noch keine großen Gedanken gemacht.

»Er verkauft nichts an

Jugendliche«, sagt Thomas.

»Sind wir keine

Jugendlichen?« fragt sie.

Sich langsam vorwärts tastend, küßt Thomas ihren Mund, ihr Gesicht und ihren Hals. Er öffnet die beiden obersten Knöpfe ihrer Bluse. Er massiert ihren Rücken und zieht ihre Bluse aus dem Rockbund. Einmal streift seine Hand leicht über ihre Brüste.

Bis es so weit gekommen ist,  
sind zweieinhalb Monate  
vergangen.

Sie sitzen im Wagen vor dem  
Haus am Strand. Es ist ein  
guter Parkplatz: Der Strand ist  
verlassen und der Wagen  
hinter den Dünen größtenteils  
verborgen. Obwohl es kurz  
vor Weihnachten ist, sind die  
Fenster beschlagen. Die vier  
oberen Knöpfe von Lindas

Bluse sind geöffnet. Thomas hat die Hand auf die weiche Haut an ihrem Hals gelegt und läßt sie langsam abwärts gleiten. Sie ist atemlos vor Nervosität, wie auf der Berg- und Talbahn: sobald sie oben angekommen ist, hat sie keine andere Wahl, als auf der anderen Seite wieder nach unten zu fahren. Es gibt nichts, was sie dagegen tun könnte.

Er zieht ihre Hand auf

seinen Schritt. Sie ist überrascht, dann auch wieder nicht – Jungen verraten sich auf so offenkundige Weise durch ihren Körper. Sie möchte ihn berühren und ihm Vergnügen bereiten, aber ein Ekelgefühl lauert in ihrem Hinterkopf.

Er spürt ihren Widerstand und läßt sie los.

»Es tut mir leid«, sagt sie.

Ein greller Lichtstrahl fährt

plötzlich durchs Wageninnere,  
wird vom Rückspiegel  
reflektiert und blendet  
Thomas, der schnell aufsieht.

»O Gott«, sagt er, als er  
bemerkt, daß es sich um eine  
Taschenlampe handelt.

Ertappt wie in einer  
Comedy-Szene, versuchen sie,  
sich wieder in normale  
Position zu bringen. Thomas  
knöpft sein Hemd zu und  
zieht den Reißverschluß

seiner Hose hinauf, und Linda hüllt sich in ihren Armeemantel. Unwillkürlich fällt ihr wieder ein, wie ihre Tante mit wild fuchtelnden Armen Hure und Schlampe schrie.

Der Polizist klopft heftig ans Fenster. Thomas kurbelt es herunter.

Der Strahl der Taschenlampe blendet sie, und einen Moment lang hat sie

Angst, daß es nicht die Polizei, sondern jemand sein könnte, der sie umbringen will. Sie ist fast erleichtert, als der Polizist die Taschenlampe abwendet und Thomas auffordert, seinen Führerschein zu zeigen.

»Wissen Sie, daß dies hier Privatgrund ist?« fragt der Polizist.

»Nein, das wußte ich nicht, Officer«, sagt Thomas mit einer Stimme, die sie von ihm



noch nicht kennt –  
übertrieben höflich, fast  
parodierend. Natürlich weiß  
er, daß es Privatgrund ist.

Der Polizist überprüft den  
Führerschein, was eine  
Ewigkeit dauert.

»Sie sind der Sohn von  
Peter Janes?« fragt der Polizist  
schließlich.

Thomas muß nicken.

Der Polizist beugt sich  
herunter und späht zu Linda

hinein, als versuche er, sie einzuordnen. »Alles in Ordnung, Miss?« fragt er.

»Ja«, antwortet sie gedemütigt.

Der Polizist richtet sich auf. »Fahren Sie weiter«, sagt er brüsk zu Thomas. »Höchste Zeit, daß ihr beide heimkommt.«

Sein Ton ist jetzt väterlich, was Thomas unendlich erbost, wie sie weiß. Inständig hofft

sie, daß er den Mund hält.  
Thomas kurbelt das Fenster hoch, und der Polizist geht zu seinem Wagen.

Thomas und Linda bleiben schweigend im Skylark sitzen und warten, daß der Streifenwagen wegfährt. Nachdem er fort ist, legt Thomas den Kopf an die Lehne und bedeckt das Gesicht mit den Händen.  
»Mist«, sagt er, aber sie sieht,

daß er lächelt.

»Das mußte ja passieren«, sagt sie.

»Ich kann nicht glauben, daß er meinen Vater kennt«, stößt Thomas hervor und beginnt hysterisch zu kichern.

»Du warst schrecklich höflich«, sagt Linda.

Auf dem Weg zum Badezimmer, der sie an ihrer Tante vorbeiführt, denkt

Linda an Thomas. Im Klassenzimmer oder wenn sie einem Gast die Speisekarte reicht, denkt Linda an Thomas. Zwischen den Schulstunden stecken sie sich Briefchen zu oder gehen um eine Ecke, um sich zu küssen. Jeden Morgen wartet er auf sie, wenn sie die Straße herunterkommt, und wenn sie im Skylark sitzt, rückt sie so nahe wie möglich an Thomas

heran, so daß der große  
Abstand jetzt auf der anderen  
Seite ist. Sie knausern mit  
jeder gemeinsamen Minute  
und kommen immer zu spät.

Linda,

kannst du mich nach der  
Schule treffen?

Thomas,

ich habe O'Neill noch  
einmal gelesen. Dort gibt es

folgende Passage: »Niemand kann etwas für die Dinge, die das Leben uns angetan hat. Sie geschehen, bevor du es bemerkst, und sobald sie geschehen sind, zwingen sie dich, andere Dinge zu tun, bis dies alles schließlich zwischen dir und dem steht, was du sein möchtest, und dein wahres Selbst für immer verloren ist.«

Linda,

ich mag O'Neill, aber das ist Blödsinn. Natürlich können wir uns gegen die Dinge wehren, die das Leben uns angetan hat. Ich ziehe folgende Passage vor: »Ich war trunken von der Schönheit und sang im Gleichklang mit ihrem Rhythmus, und einen Moment lang verlor ich mich selbst – ja, ich verlor mein ganzes Leben. Ich war frei! Ich löste



mich im Meer auf, wurde zu  
weißen Segeln und  
sprühender Gischt, wurde  
Schönheit und Rhythmus,  
wurde Mondlicht, Schiff und  
der hohe dunkle besternte  
Himmel! Ohne Vergangenheit  
und Zukunft gehörte ich, von  
Frieden und Einheit und einer  
wilden Freude erfüllt, etwas  
Größerem an als meinem  
Leben oder dem menschlichen  
Leben überhaupt, nämlich

dem Leben selbst!«

Besser, nicht?

Mein Gott ist diese Stunde  
langweilig.

Linda,

mir gefällt der Pullover,  
den du heute anhast. Du  
machst mich total verrückt.

Thomas,

danke. Er gehört Eileen.

Linda,

was machst du am  
Wochenende? Ich muß zum  
Skifahren nach Killington. Ich  
habe keine Lust dazu, weil es  
bedeutet, vier Tage von dir  
getrennt zu sein. Was  
geschieht überhaupt mit mir?

Thomas,

ich muß das ganze  
Wochenende arbeiten. Ich  
habe noch nie auf Skiern

gestanden.

Linda,

heute abend ist ein  
Eishockey-Spiel. Kommst du?

Linda findet das Eishockey-  
Spiel brutal und primitiv. Die  
Halle stinkt nach Schweiß und  
Bier. Der Boden ist schmierig.  
Die Hände in die Taschen  
gesteckt, sitzt sie in ihrem  
Armeemantel mit einem

Pullover darunter auf der Tribüne und fröstelt dennoch.

Der Lärm ist ohrenbetäubend. Schreie und Rufe, betrunkenes Geplapper, die Schläge auf den Puck und das schabende Geräusch der Kufen auf dem Eis hallen durch das höhlenartige Stadion. Man glaubt Geräusche wahrzunehmen, die in Wirklichkeit gar nicht zu hören sind: ein Schläger,

der auf eine Wade trifft, der dumpfe Aufprall eines Hüftknochens, wenn ein Spieler hinfällt, das Krachen eines Helms, der heftig auf dem Eis aufschlägt. Immer wieder zuckt sie zusammen. All dies wird von der Menge verschluckt.

Sie erkennt Thomas nicht, als er aufs Eis hinauskommt. Die Polsterung läßt seine Schultern und Beine

riesenhaft erscheinen. Seine Zähne sind hinter dem Mundschutz, die Umrisse seines Kopfes unter dem Helm verborgen. Es ist eine Seite an Thomas, die sie an ihm noch nicht kennt, auch nicht vermutet hätte: leicht in der Hocke wippend, mit vorgestrecktem Schläger nach vorn gebeugt, seine Bewegungen so fließend wie die einer Ballerina, so flink

und geschickt wie ein Step-Tänzer. Thomas spielt aggressiv. Sie hat Mühe, dem Spiel zu folgen, und kennt die Regeln nicht. Manchmal kriegt sie erst mit, daß ein Tor gefallen ist, wenn sie den Aufschrei der Menge hört.

An diesem Abend kommt es unvermeidlich zu einer Schlägerei. Wegen eines absichtlichen Fouls landet Thomas mit gespreizten



Beinen auf dem Eis und  
wirbelt auf dem Bauch im  
Kreis herum. Flink wie eine  
Spinne zieht er seine  
Gliedermaßen ein, ist im Nu  
wieder auf den Beinen, rammt  
die Spitzen seiner  
Schlittschuhe ins Eis und geht  
auf den Spieler los, der das  
Foul begangen hat. Linda, die  
in einer von Nonnen  
geleiteten Mädchenschule  
aufgewachsen ist, hat nie

zuvor körperliche  
Auseinandersetzungen  
gesehen. Sie kennt keine  
Schläge, weder das  
Zurückprallen von Gliedern  
noch das Zerren an Trikots,  
noch die tückischen Tritte.  
Der Kampf dauert nur  
Sekunden, aber die Szene  
beschwört vergangene  
Jahrhunderte herauf und  
kommt ihr wie ein Gefecht  
unter Gladiatoren vor.

Achselzuckend läßt Thomas den Schiedsrichter stehen und begibt sich mit dem Helm unterm Arm und starr nach oben stehendem Haar auf die Strafbank. Direkt vor der Drahtumzäunung stoppt er elegant und nimmt seine Strafe als angemessen hin.

Ohne Reue. Ohne die geringste Reue.

Am Morgen des

Weihnachtstags schafft es Linda nicht, Thomas wie geplant am Ende der Straße zu treffen. Eileen, die über die Feiertage aus New York gekommen ist, tritt in dem Moment zur Tür herein, als Linda gehen will, und sie bringt es nicht über sich, sie stehenzulassen, vor allem deswegen nicht, weil Eileen offensichtlich in erster Linie wegen Linda gekommen ist.

Obwohl sie in Wirklichkeit Fremde füreinander sind. Linda hat darauf geachtet, an diesem Tag nichts zu tragen, was einmal Eileen gehört hat (weil sie kein jüngeres Abziehbild der älteren Cousine sein möchte). Sie hat Kleider angezogen, die sie sich von ihren Trinkgeldern gekauft hat: einen schmalen grauen Wollrock und eine schwarze Wolljacke, deren

Ärmel hochgekrempelt sind.  
Außerdem spart sie auf ein  
Paar Lederstiefel.

Linda hätte sich keine  
Sorgen zu machen brauchen.  
Eileen trägt Batikgewänder  
direkt aus Greenwich Village,  
wo sie jetzt wohnt. Sie trägt  
keinen BH und hat lange  
Lederstiefel, genau die  
gleichen, die Linda haben  
möchte. Um ihren Hals  
hängen Perlenketten, und auf

ihrem Gesicht liegt keine Spur von Make-up. Linda, die sich für den Festtag das Haar in Locken gedreht hat, mustert ihre Cousine aufmerksam, nachdem sie sich umarmt haben.

Im verschwiegene  
Rahmen des  
Mädchenzimmers erzählt  
Eileen von »Headshops« und  
erotischer Massage. Von einer  
Band namens The Mamas and

Papas. Von Haschisch-Plätzchen und einem Job bei einem Projekt namens »Upward Bound«. Sie hat einen Freund, der bei einer Blues-Band Harmonica spielt, und ihr gefällt die Musik von Sonny und Cher. Sie erklärt, warum Frauen keine Wimperntusche benutzen sollten, warum Frisuren eine politische Aussage sind und warum Linda, Patty und Erin



keine BHs tragen sollten.

»Schäm dich nicht wegen deiner Vergangenheit«, sagt Eileen zu Linda, nachdem die anderen aus dem Zimmer gegangen sind. »Es war dein Körper, der gehandelt hat, und du solltest dich deines Körpers nicht schämen.«

Linda schätzt die Freundlichkeit, die sich in dem Ratschlag ausdrückt, ist aber ziemlich besorgt darüber, was

Eileen zu wissen glaubt.

Während des  
Weihnachtssessens kommt Jack  
von der Wohnungstür  
zurückgelaufen, um zu  
verkünden, daß Linda Besuch  
habe. Sie erstarrt auf ihrem  
Stuhl am Küchentisch und  
weiß, wer es ist.

»Du solltest dich um deinen  
Besuch kümmern«, sagt die  
Tante nach einer Weile.

Thomas steht vor der Tür

und hält ein kleines Päckchen in der Hand. Das Päckchen ist ungeschickt mit Tesafilm zusammengeklebt. Er hat seinen Mantel an, der Kragen ist hochgeschlagen, und seine Ohren sind rot von der Kälte.

Sie ist verlegen, weil sie nichts für ihn hat.

»Ich konnte nicht weg«, sagt sie. »Eileen ist gerade angekommen.«

Er sieht dennoch verletzt

aus. Noch nie hat sie ihn verletzt gesehen, und daß gerade sie schuld daran ist, schnürt ihr die Brust zusammen.

Er überreicht ihr das Päckchen. »Das ist für dich«, sagt er.

Verlegenheit und Reue lassen sie ihre Manieren vergessen. Sie öffnet das Päckchen im Flur, während er, die Hände in die Taschen

gesteckt, linkisch vor ihr steht.  
Wegen des Tesafilms dauert  
es eine Ewigkeit, bis sie das  
Geschenk ausgepackt hat. Im  
Innern liegt ein goldenes  
Kreuz mit einem Diamanten  
in der Mitte. Ein goldenes  
Kreuz an einer Kette. Auf  
einem Zettel steht: »Für  
Magdalena.«

Sie schließt die Augen.

»Dreh dich um«, sagt er.

»Ich leg's dir an.«

Auf ihrem Nacken spürt sie seine Finger, die für das zarte Schloß zu groß sind. »Ich mach's«, sagt sie, als Jack, der seine Neugier nicht zügeln kann, die Tür öffnet, um erneut einen Blick auf den geheimnisvollen Fremden zu werfen. Linda hat keine Wahl, sie muß Thomas hereinbitten.

Sie sieht alles mit Thomas' Augen: die Tapete mit den

Wasserflecken in der Ecke.  
Den weihnachtlichen Eßtisch  
neben dem Abwaschbecken  
mit schmutzigem Geschirr.  
Die mit Kuchenbröseln  
übersäte Küchentheke, deren  
gelbe Resopalplatte mit Soße  
bekleckert ist und auf der sich  
die Bratpfannen türmen. Die  
Lampe über der Mitte des  
Tischs, die so oft angestoßen  
wurde, daß der Schirm  
gesprungen ist.

Sie gehen in den Wirtschaftsraum mit dem karierten Sofa. Der Geruch von kaltem Zigarettenrauch hängt in der Luft. Der Fernseher ist an, es läuft eine Weihnachtssendung.

Linda stellt Thomas den Cousins und Cousinen und ihrer Tante vor. Das Kreuz hängt wie ein Leitstern um ihren Hals. Die Tante ist reserviert und mißtrauisch, sie



registriert den guten Mantel, das Brooks-Brothers-Hemd, die Lederhandschuhe und die teuren Schuhe. Jack ist außer sich vor Aufregung: da ist ein älterer Junge, der mit ihm redet, ihm zublinzelt. Thomas nickt Michael zu, setzt sich dann, immer noch im Mantel, auf das karierte Sofa und beantwortet die Fragen der unerschrockenen Eileen. Die Tante, die roten Lippenstift

trägt und das Haar zu festen Löckchen gedreht hat, behält alles im Auge. Sie kennt kein Pardon.

Linda, vor Scham fast benommen, beobachtet alles wie aus der Ferne. Sie sieht, wie Thomas den Mantel ablegt, sich hinunterbeugt, um mit Jack und seinen winzigen Metallautos zu spielen. Sie merkt, wie die Tante und Thomas einen unheimlichen

wissenden Blick austauschen. Sie beobachtet, wie Patty und Erin, die in der Küche abwaschen müssen, von Zeit zu Zeit hereinspähen und von dem hübschen Jungen offensichtlich ganz fasziniert sind.

Eine Stunde später hat Thomas Jack auf den Knien, und sie lauschen Bing Crosby.

Thomas bleibt, bis die Tante den Cousins und

Cousinen befiehlt, sich zum Weggehen anzuziehen. Sie besuchen die Mitternachtsmesse, sagt sie, wozu Thomas demonstrativ nicht eingeladen wird.

Bevor alle gehen, küssen sich Thomas und Linda hinter der Küchentür. »Frohe Weihnachten«, flüstert Thomas, der schließlich doch ein sentimentaler Bursche ist. Trotz all seiner Lowells und

O'Neill.

»Danke für das Kreuz«, sagt sie. »Ich werde es immer tragen.«

Er küßt sie wieder, und es kommt ihr seltsamerweise wie ein Sakrament vor, wie ein Vorspiel zur Mitternachtsmesse. Wie die Verbindung von Religion und Sex, die für sie immer eine Einheit waren.

»Ich mag deine Cousins«,

sagt er. »Vor allem Jack.«

Sie nickt. »Er ist ein lieber Junge.«

»Deine Tante mag mich nicht«, sagt er.

»Es hat nichts mit dir zu tun«, sagt sie.

»Kannst du morgen weg?« fragt er.

Sie denkt nach. »Am Nachmittag vielleicht.«

»Ich hol dich um eins ab«, sagt er. »Wir fahren nach

Boston.«

»Boston?«

»Es gefällt mir in der Stadt, wenn alles geschlossen ist«, sagt er.

Nachdem Thomas gegangen ist, zieht die Tante im Flur ihren Mantel an und raunt Linda leise zu, so daß nur sie es hören kann: »Nimm dich in acht. Er gehört zu der Sorte, die dir das Herz brechen wird.«

Sie gehen durch leere Straßen,  
der Rest der Menschheit sitzt  
wegen der eisigen Kälte, die  
vom Hafen herauf durch die  
engen Gassen der nördlichen  
Stadt zieht, in ihren Häusern  
fest. Selbst mitten am Tag  
brennen die elektrischen  
Kerzen der Christbäume in  
den Fenstern. Linda stellt sich  
Berge von zerrissenem  
Geschenkpapier und am  
Boden verstreutes Spielzeug



vor. Genauso hat es auch bei  
ihr zu Hause ausgesehen.

Eileen hat ihr ein Batikhemd  
geschenkt, Michael eine

Beatles-Platte, Jack ein

Federmäppchen, das er in der  
Schule gebastelt hat. Die

Tante schenkte ihr

vernünftige

Baumwollunterwäsche, die sie  
im Ausverkauf ergattert hat,

und ein Gebetbuch, auf dem

in der rechten unteren Ecke in

Goldlettern ihr Name  
eingeprägt ist. Linda M.  
Fallon. Das M steht für Marie,  
ein Firmname, den sie nie  
benutzt.

Linda fröstelt, der  
Armeemantel ist bei der Kälte  
viel zu dünn. Sie hat eine  
Mütze auf, aber dennoch weht  
ihr Haar im Wind. Bewußt hat  
sie keinen Schal umgelegt,  
damit ihr Kreuz zu sehen ist,  
aber jetzt muß sie mit der

Hand den Mantel  
zusammenhalten. Mit der  
anderen hält sie Thomas'  
Hand fest.

Die leeren Straßen wirken  
fremd und herrlich. Schnee  
fällt und bleibt an den  
Wimpern hängen. Die ganze  
Stadt ist in Stille gehüllt, die  
nur hin und wieder von dem  
eigentümlichen, langsamen  
Rattern der Schneeketten  
vorbeifahrender Taxis

unterbrochen wird. Da alle Geschäfte und Cafés geschlossen sind, fällt es nicht schwer, sich die Stadt als Bühnenkulisse vorzustellen. Die Menschen existieren nur in der Phantasie. All das Getriebe und den Geruch von Kaffee muß man sich selbst dazu denken.

»Es ist schön«, sagt Linda.  
»Wunderschön.« Sie meint das Gefühl der Endlosigkeit der

Zeit, die Hoffnung auf  
Zukunft, die Klarheit der Luft.

Sie gehen den hinteren Teil  
des Beacon Hill hinauf und  
dann auf der Straße wieder  
hinunter. Sie schlendern die  
Allee an der Commonwealth  
Avenue entlang und stellen  
sich vor, wie es wäre, eine  
Wohnung in einem der  
braunen Sandsteinhäuser zu  
haben. Sie haben schon ganz  
konkrete Vorstellungen und

malen sich gegenseitig die Kaminumrandungen, die Bettüberwürfe und die Bücher im Bücherregal aus. Sie sind sich einig, daß sie immer Freunde bleiben, gleichgültig, was ihnen auch geschehen wird. Sie gehen die Boylston Street entlang, die Tremont Steet hinauf, über die Common Street und machen bei Bickford's halt, dem einzigen geöffneten Lokal

gegenüber der U-Bahnstation  
an der Park Street.

Einsame und Alkoholiker  
mit Mützen auf den Köpfen  
und Handschuhen, an denen  
die Fingerspitzen fehlen,  
sitzen einzeln an Tischen. Sie  
sind hereingekommen, um  
der Kälte zu entfliehen, und  
einer von ihnen trinkt Milch.  
Das Restaurant riecht nach  
ungewaschenen Körpern,  
altem Schinken und nach

Traurigkeit. Der Geruch des Schinkens, der wahrscheinlich am frühen Morgen gekocht wurde, liegt wie ein Schwaden in der Luft, den sie einatmen müssen. Eine Form von Bedrückung lastet im Raum, und man kann sie nicht wegdenken. Das Lokal erinnert Linda seltsamerweise an ihre Kirchenbesuche, wo die Männer ebenfalls einzeln verstreut in den Bänken



sitzen.

Linda und Thomas nehmen einen Tisch beim Eingang, weiter will Thomas nicht ins Lokal hineingehen, denn aufgrund einer angeborenen Klaustrophobie fühlt er sich in der Nähe des Ausgangs wohler. Sie bestellen Schokolade und sitzen eine Weile schweigend in der Stille, die nur vom Klappern des Bestecks und dem

Aufspringen der  
Kassenschublade  
unterbrochen wird. Sie merkt,  
wie Thomas die Penner  
ansieht, und spürt ganz  
deutlich, daß Thomas besser  
weiß als sie, was mit diesen  
Männern passiert ist, daß er  
einen besseren Draht zu ihnen  
hat als sie. Um seinen Mund  
liegt ein Zug, der  
auszudrücken scheint, daß  
irgend etwas Verdorbenes in

ihm steckt, das nicht unbedingt mit Sex und Alkohol verbunden ist, sondern mit Chaos und Zerstörung.

›Geliebter‹, möchte sie sagen, ohne zu wissen, warum ihr dieses Wort plötzlich auf der Zunge liegt.

Auf dem Rücksitz des Skylark liegt ein Matchsack, ein brauner Beutel mit

Reißverschluß und Griff. Es könnte eine Sporttasche sein, obwohl sie aus so schwerem, dickem Segeltuch ist, daß Linda an eine Armeeausrüstung denken muß.

»Was ist in der Tasche?« fragt sie.

Thomas ist mit dem Team-Bus gekommen, Linda mit dem Zuschauer-Bus, und ihr Bus schlitterte auf den

Parkplatz wie ein Skifahrer.  
Thomas' Haar ist noch naß  
von der Dusche und gefriert,  
bevor die Heizung im Skylark  
warm wird. Am Nachmittag  
war der Sturm rasch vom  
Ozean hereingezogen, und die  
Straßen sind tückisch glatt.  
Thomas sitzt übers Lenkrad  
gebeugt und sieht beim  
Fahren durch einen kleinen  
Schlitz in der  
Windschutzscheibe, der noch

nicht ganz vereist ist. Das Lederverdeck des Cabrios dämpft das Trommeln des Schneeregens.

»Da ist bloß was für Donny T. drin«, antwortet Thomas abwesend, aufs Fahren konzentriert.

»Was für Donny T.?« fragt Linda.

»Bloß irgendwelches Zeug, das ich für ihn aufbewahren soll.«

Das Eishockey-Spiel fand in Norwell statt, und sein Team hat 2:0 verloren. »Bist du verletzt worden?« fragt Linda.  
»Was?«

Hinter einem Lastwagen fährt Thomas im Schneckentempo die Main Street in Richtung Spring Street entlang. Auf der Fitzgerald beschleunigt der Lastwagen das Tempo und Thomas zieht mit, weil er

annimmt, die Straßen seien jetzt besser, obwohl seine Sicht noch immer sehr schlecht ist. Die Abzweigung an der Nantasket Avenue nimmt er zu schnell, und der Wagen dreht sich um 180 Grad. Linda streckt die Hände zum Armaturenbrett vor, um sich abzustützen.

»Das ist Wahnsinn«, sagt Thomas.

Er versucht umzukehren,



aber die Straße ist so glatt,  
daß der Wagen über die  
Fahrbahn schlittert und wie in  
Zeitlupe gegen einen  
Leitungsmast fährt. Thomas  
läßt den Motor aufheulen und  
versucht, zurückzusetzen, aber  
die Reifen drehen auf dem Eis  
einfach durch. Über ihnen  
schwanken die dick mit Eis  
verkrusteten Drähte im Wind.

»Wir müssen zu Fuß  
gehen«, sagt Thomas. »Wir

lassen den Wagen hier und holen ihn ab, wenn die Straßen gestreut sind.«

»Wohin sollen wir denn zu Fuß gehen?« fragt Linda. Sie sind noch Meilen von ihrer Wohnung entfernt.

»Mein Haus ist gleich oben am Hügel«, antwortet er.

Die ganze Woche über ist in den Zeitungen zu lesen, daß dies der kälteste Januar seit

vierundfünfzig Jahren ist. Die Häuser am Strand sind von gefrorenem Reif bedeckt und sehen wie Eispaläste aus, wenn am nächsten Morgen die Sonnenstrahlen auf sie fallen. Auch der Hafen friert zu, und die Boote, die dort eingeschlossen sind, werden immer höher geschoben, bis das Eis den Rumpf eindrückt. Tagelang fällt der Strom aus, und viermal findet kein

Schulunterricht statt: die  
Busse kommen nicht durch.  
Dann tritt Tauwetter ein, und  
alle in der Stadt glauben, daß  
nun das Schlimmste vorbei  
sei. Aber dann kommt der  
Sturm und überrascht alle,  
sogar die Meteorologen, die  
milde Temperaturen  
vorausgesagt haben.

Thomas und Linda müssen  
im Seitenschritt den Hügel  
hinaufklettern und sich dabei

an Ästen festhalten. Linda trägt ihre kniehohen Lederstiefel, die sie von ihren Trinkgeldern gekauft hat. Sie haben glatte Sohlen und nützen ihr jetzt nichts. Thomas, der mehr Halt hat, nimmt ihre Hand, damit sie nicht abrutscht. Immer wieder bleiben sie an einem Baum stehen, um Luft zu holen und sich zu küssen. Graupelkörner laufen ihnen den Nacken

hinab. Auf Thomas' Oberlippe ist der Nasenschleim angefroren, und mit der tief über Gesicht und Ohren gezogenen Mütze sieht er aus wie ein Penner. Sein Mund und seine Zunge sind warm.

Was Schule und Transportmöglichkeiten anbelangt, war es ein schlechter Monat, aber ein guter zum Schlittschuhlaufen.

In seinem Keller hat Thomas  
ein Paar Kinder-  
Schlittschuhstiefel  
hervorgekramt und  
regelmäßig Jack von zu Hause  
abgeholt. Er ist mit dem  
Jungen in die Sumpfwiesen  
gegangen und hat ihm  
Schlittschuhlaufen  
beigebracht. Er packt Jacks  
Hand, wenn der Junge hinfällt,  
und schiebt ihn zwischen  
seinen Beinen vor sich her,

während er ihn unter den Armen festhält. Der Junge wird immer kühner, je mehr er kann. Thomas macht für Jack einen kleinen Eishockey-Schläger und arrangiert »Spiele« zwischen Michael und Jack auf einer und ihm selbst und Rich, seinem siebenjährigen Bruder, auf der anderen Seite. Linda zieht manchmal Eileens Schlittschuhe an und fährt in



der Nähe von Thomas und den Jungen herum, aber meistens steht sie mit verschränkten Armen am Rand, läuft nur ein paar Schritte auf und ab, um nicht so zu frieren. Sie schaut auf Thomas mit Jack und Rich wie eine Ehefrau, die ihrem Mann und ihren geliebten Söhnen zusieht. Stolz und glücklich und mit einem Gefühl der Erfüllung, die es anderswo

nicht gibt.

Für den Weg zu Thomas' Haus brauchen sie fast eine Dreiviertelstunde, bei normalem Wetter dauert es nicht viel mehr als fünf Minuten. Thomas' Vater öffnet ihnen die Tür, sein langes Gesicht ist von Sorge zerfurcht. Thomas' Lippen sind erstarrt, er kann nicht einmal die Vorstellung

übernehmen. Thomas' Mutter, eine große, grobknochige Frau mit blauen Augen, deren Blicke Linda durchbohren, bringt ihnen Handtücher und hilft ihnen aus den Mänteln. Als Thomas sprechen kann, stellt er Linda vor, deren Hände steif und rot sind. Sie hofft, daß die Röte als Reaktion auf die Kälte verstanden wird.

»Der Sturm ist so schnell

aufgezogen«, sagt der Vater.

»Wir haben uns Sorgen gemacht, weil du mit dem Auto unterwegs warst«, sagt Thomas' Mutter.

Linda zieht ihre Stiefel aus und steht in Strümpfen in Thomas' Wohnzimmer, sie hat die Arme verschränkt und die Hände unter die Achseln gesteckt. Nie hat sie einen solchen Raum gesehen, und nicht einmal ihre Phantasie

hätte ausgereicht, um ihn sich vorzustellen. Er ist langgestreckt und elegant, mit einer Front aus bleiverglasten Fenstern, die aufs Meer hinausgehen. Zwei Feuer brennen in verschiedenen Kaminen, und mindestens ein halbes Dutzend Sessel und zwei Sofas mit zueinander passenden gestreiften Chintzbezügen stehen in Gruppen beisammen. Linda

fragt sich, wie man es jeden Abend schafft, sich zu entscheiden, wohin man sich setzen soll. Dann fällt ihr der Wirtschaftsraum in dem dreistöckigen Siedlungshaus ein, der flackernde Fernseher, das einzige Sofa mit den abgeschabten Armlehnen und Michael, Erin, Patty und Jack sitzen auf der Erde und lehnen sich an die Couch, wenn sie Bonanza ansehen. Sie hofft,

daß keiner von ihnen draußen im Sturm ist.

Thomas führt Linda zum Sofa, wo sie sich der Mutter gegenüber niedersetzen. Linda kommt sich vor wie bei einer Prüfung. Der Vater tritt mit heißer Schokolade herein und scheint die Situation zu genießen wie ein kleiner Junge, der gerade erfahren hat, daß der Unterricht ausfällt. Thomas' Mutter in

ihrem knitterfreien Cardigan und dem dazu passenden Rock mustert die Freundin ihres Sohnes, registriert den Lippenstift, den Jeansrock und den Pullover, unter dem Linda keinen Büstenhalter trägt.

»Sie sind neu in der Stadt?« fragt die Mutter, ihre heiße Schokolade schlürfend. Linda umklammert ihre Tasse mit beiden Händen, um sich auf diese Weise zu wärmen.



»So kann man sagen«, antwortet Linda und sieht nach unten. Unter ihrem Pullover zeichnen sich ihre von der Kälte aufgerichteten Brustwarzen deutlich ab; obendrein hat das Ding auch noch einen tiefen V-Ausschnitt, in dem das Kreuz baumelt.

»Und Sie leben in welchem Teil der Stadt?« fragt die Mutter, die sich nicht lange

mit Höflichkeiten aufhält.

»Maple Street«, antwortet Linda, stellt die Tasse ab und verschränkt die Arme über der Brust. Neben ihr bewegt Thomas die Finger, um die Durchblutung anzuregen. Er hat die heiße Schokolade nicht angerührt. Der Jeansrock ist zu kurz und liegt zu eng an ihren Schenkeln an. Linda widersteht dem Drang, ihn nach unten zu ziehen. »Das ist

in ...?« fragt die Mutter.

»Rockaway Annex«, sagt Linda.

»Wirklich?« sagt die Mutter, ohne sich die geringste Mühe zu geben, ihr Staunen zu verbergen.

»Schlimmer Sturm«, sagt Thomas' Vater neben ihnen.

»Ich führe Linda ein bißchen herum«, sagt Thomas und steht auf. Linda denkt, wie

ungewöhnlich es ist, ein Haus zu haben, in dem man herumgeführt werden kann.

Sie steigen die Treppe zu Thomas' Zimmer hinauf, treten hinter die Tür und küssen sich. Thomas hebt ihren Pullover und legt seine kalten Hände auf ihre Brüste. Er schiebt den feuchten Jeansrock zu ihren Hüften hinauf. Sie steht auf Zehenspitzen an die Wand

gelehnt. Sie hört den Vater oder die Mutter unten an der Treppe und ist sicher, daß er oder sie heraufkommen werden. Die Gefahr, die Erregung oder die Panik lassen unwillkürlich ein Bild vor ihr entstehen: ein Mann, der den Rock eines Kleides hochhebt.

»Ich kann nicht«, flüstert sie und schiebt Thomas weg.

Zögernd läßt Thomas von

ihr ab. Sie zieht ihren Rock und ihren Pullover wieder zurecht. Als sie Schritte auf der Treppe hören, kickt Thomas mit dem Fuß die Tür zu.

»Was hast du?« fragt er.

Sie sitzt auf dem Bett und versucht, sich von dem Bild zu befreien und die Einzelheiten des Zimmers in sich aufzunehmen: den Schreibtisch, die Stapel von

Papieren, die Stifte, die auf der Platte verstreut sind. Ein Hemd und eine Hose liegen zusammengeknüllt in der Ecke. Weiße Vorhänge umrahmen das Fenster und wirken zu niedlich für das Zimmer eines Jungen. »O Gott«, seufzt sie leise und bedeckt das Gesicht mit ihren Händen.

»Linda, was hast du?« fragt Thomas beunruhigt und

kauert sich vor ihr nieder.

Sie wiegt den Kopf hin und her.

»Deswegen?« fragt er offensichtlich verwirrt.

»Deswegen?« fragt er und deutet auf die Wand.

Schritte gehen an der Tür vorbei.

Im Spiegel über der Kommode sieht sie Thomas und sich: Thomas sitzt jetzt



auf dem Bett, er ist sich mit den Fingern durch die Haare gefahren und hat die Schultern hochgezogen. Sie steht mit verschränkten Armen neben dem Bücherregal. Ihre Augen sind von der Kälte rot gerändert, ihr Haar ist von der Mütze plattgedrückt.

Auf dem Schreibtisch neben dem Regal liegen beschriebene Seiten. Sie wirft

einen prüfenden Blick darauf.  
»Ist das ein Gedicht, an dem  
du arbeitest?« fragt sie.

Thomas sieht abwesend auf  
den Schreibtisch, dann steht er  
auf und bemerkt, daß er seine  
Arbeit offen liegen gelassen  
hat. Er geht zum Schreibtisch  
und nimmt die Blätter.

»Ist das etwas, was du mir  
vorlesen kannst?« fragt sie.

»Nein«, antwortet er.

»Bist du sicher?«

Er ordnet die Papiere. »Ich bin mir sicher.«

»Laß mich sehen.«

Sie greift nach der ersten Seite. »Es ist nur ein Entwurf«, sagt er.

Sie dreht die Seite herum und liest, was dort steht. Es ist ein Gedicht über einen Sprung von einer Mole, über ein Mädchen im Wasser, das nur einen Slip trägt. Über tanzende Lichter im

Hintergrund und spöttische  
Bemerkungen von Jungen.

Sie liest das Gedicht durch,  
und dann liest sie es noch  
einmal.

»Wasser wie Seide«, sagt  
sie. »Es hat sich wie Seide  
angefühlt.«

Unten ist der Teufel los, als sie  
herunterkommen: Die Mutter  
hat eine eisige Miene  
aufgesetzt, der Vater hat von

seiner Frau eine Standpauke bekommen und zieht sich in einen Raum zurück, aus dem ein Fernseher zu hören ist; Thomas' Mutter, eine Frau, die weiß, was sie will, ruft ein Taxi mit Schneeketten. Auf diese Weise verabschiedet, zieht Linda ihre Stiefel wieder an, steht mit Thomas im Vestibül und wartet auf das Taxi.

»In dem Matchsack«, sagt

er, »sind Drogen.«

Am nächsten Tag im Wagen  
vor dem Strandhaus streift  
Thomas Linda die Jacke und  
die Bluse von der Schulter  
und küßt sie aufs  
Schlüsselbein.

»Diesen Teil liebe ich am  
meisten«, sagt er.

»Wirklich? Warum?«

Angesichts dessen, was er vor  
kurzem an ihr kennengelernt

hat, scheint dies ein wenig abwegig zu sein.

»Das bist du«, sagt er. »Das bist ganz du.«

»Ist das nicht ein Song-Titel?« fragt sie.

Sie haben Sonnenbrillen aufgesetzt. Die Welt draußen ist ein einziges Glitzern. Auf dem Weg zum Strandhaus sind sie an der Großen Achterbahn, an der Kirche von St. Anna und an dem

Imbiß vorbeigekommen, und alles war fest vom Eis umschlossen. Die Sonne warf einen Glanz auf die Wände, der fürs bloße Auge zu grell war, und die Äste an den Bäumen waren von überirdischer Schönheit.

»Eine andere Art Himmel, als wir uns vorgestellt haben«, sagt sie.

»Was?«

»Es ist ein Wunderland«,



sagt sie beeindruckt.

Thomas hat seinen Wagen abgeholt. Wie die meisten Stadtbewohner, die sich nicht unterkriegen lassen, hat er endlich Schneeketten auf die Reifen montiert. Februar und März lagen noch vor ihnen, und wer wußte schon, welche Unwetter der März noch bringen würde?

»Sie haben mich zwanzig Dollar gekostet«, sagte er.

»Aber das sind sie wert. Sonst hätte ich dich nicht abholen können.«

Er küßt sie. Wagemutig parken sie wieder vor dem Strandhaus, an ihrer gewohnten Stelle. Aber es sei erst drei Uhr nachmittags, meint Thomas, und der Polizist beginne wahrscheinlich nicht so früh mit seiner Runde.

»Warum tust du das?« fragt

Linda.

Er weiß genau, was sie meint. »Donny T. hat mich darum gebeten«, antwortet er.

»Das ist durchaus kein Grund«, sagt sie und beugt sich vor, um das Radio anzustellen. Heute war keine Schule, aber Thomas hatte den ganzen Morgen gebraucht, um den Wagen abschleppen zu lassen, und fast den ganzen Nachmittag,

um die Ketten zu besorgen.  
Sie atmet tief ein. Sie kann  
nicht genug kriegen von  
seinem Geruch, diesem Duft  
nach Toast. Für sie ist er der  
Inbegriff von menschlicher  
Wärme.

»Gestern abend bei dir zu  
Hause«, sagt sie. »Das war ein  
Desaster.«

»Es war o. k.«, antwortet er.

»Nein, das war es nicht«,  
erwidert Linda. »Sie hat mich

gehaßt.«

»Sie ist überfürsorglich.«

Sie legt das Gesicht in die Hände. »Ich komm nicht drüber weg, daß ich diesen Pullover ohne BH anhatte«, sagt sie.

»Mir hat's gefallen«, sagt Thomas. Er berührt ihre Brust und hält inne wie ein Tier, das auf das Signal wartet, näher kommen zu dürfen.

»Ist schon gut«, sagt sie.

»Was immer es auch ist, du solltest es jemandem sagen.«

»Ich würde es dir sagen, wenn ich könnte«, antwortet sie. Sie denkt einen Moment nach. »Ich würde es Gott sagen, wenn ich könnte.«

»Sieht und weiß er denn angeblich nicht ohnehin alles?«

»Das ist Teil der Abmachung. Man muß in der Lage sein, ihm zu sagen, was

man getan hat.«

»Das ist unlogisch.«

»Natürlich«, sagt sie.

»Ich möchte dir ja nicht zu nahe treten«, sagt Thomas kurz darauf, »aber glaubst du wirklich, daß es Gott interessiert?«

Die Frage schockiert Linda nicht, sie überrascht sie nicht einmal. Es ist eine Frage, die in anderer Form eine ganze

Weile an ihr genagt hatte: Ist es nicht widersinnig, sich dafür zu interessieren, ob Billy und Donna vor der Hochzeit miteinander geschlafen haben, nachdem der Holocaust passiert ist? Logik verlangt gesunden Menschenverstand: Angesichts all des Horrors kann sich Gott doch sicherlich nicht um vorehelichen Sex kümmern. Doch der Gedanke, daß es ihn nicht kümmern



könnte, erfüllt sie mit Verzweiflung. Thomas nimmt Linda die Sonnenbrille ab, und sie blinzelt.

»Nimm deine auch ab«, sagt sie, und er gehorcht. Sie sehen sich an.

»Ich muß dich etwas fragen«, sagt er.

»In Ordnung«, sagt sie, auf alles vorbereitet, seltsamerweise sogar von ein wenig neuem Mut erfüllt.

»Bitte sag mir, was passiert ist.«

Aber ihr Vertrauen ist nicht echt. Sie öffnet den Mund, um zu sprechen, und kann es nicht.

Thomas legt den Kopf an die Lehne und schließt die Augen. Sie streicht mit dem Finger über seine Brust. Hinter ihnen geht die Sonne unter. Das Glitzern auf den Dünen verlischt, die

Temperatur sinkt.

»Wo hast du früher gewohnt? Vor dem Heim, meine ich?« fragt er.

»In Marshfield«, antwortet sie.

»Oh.«

»Warum? Was stimmt damit nicht?«

»Nichts. Ich schätze, es gibt eine Menge Dinge, die ich nicht von dir weiß.«

Sie schweigt.

»Wo bist du in den Sommerferien gewesen?«

»Thomas.«

»Kannst du nicht mal eine einzige lausige Frage beantworten?« Der gereizte Unterton in seiner Stimme, den sie noch nie bei ihm gehört hat, läßt sie erstarren.

»Was soll das?« fragt sie.

»Wenn du zur Beichte gehst«, fragt er, »beichtest du dann, daß du mich deine

Brüste anfassen läßt?«

Sie zieht ihre Bluse  
zusammen.

»Erzählst du dem Priester  
von gestern abend? Als ich  
deinen Rock hochgeschoben  
habe?«

Mit zusammengepreßten  
Lippen starrt sie geradeaus.

»Tust du das?« fragt er.

Sie setzt ihre Sonnenbrille  
wieder auf.

»Wie sehr mußt du in die

Einzelheiten gehen?«

»Thomas, hör auf.«

Die Diamanten auf der Windschutzscheibe sind verschwunden. Sie zieht den Mantel eng um sich. »Bring mich nach Hause«, sagt sie.

»Ich möchte einfach bloß wissen, was mit dir los ist«, sagt er.

Der Wind vom Meer rappelt an den Fenstern des Skylark. Auch im

Wageninnern herrscht Frost, stellt sie fest. Beide stoßen zornige Atemwolken aus.

»Ich bin wütend«, sagt er.

»Auf wen? Auf mich?«

fragt sie.

»Ja, ich bin wütend auf dich.«

»Gut«, sagt sie und lehnt sich an die Tür. Sie beginnt, ihre Bluse zuzuknöpfen.

»Ich bin nicht wütend auf dich«, sagt er.

»Das solltest du aber«,  
antwortet sie.

»Warum?«

»Ich habe dir etwas  
verdorben, nicht wahr?«

»Das ist ein Märchen.«

»Es sitzt ganz tief in dir  
drin. Es ist kein Märchen.«

»Linda. Sieh mich an.«

Sie weigert sich. »Wenn wir  
schon davon sprechen, nicht  
alles über eine Person zu  
wissen, warum erzählst du



mir dann nicht, warum du  
Drogen für Donny T.  
aufbewahrst?«

»Und was wäre, wenn ich  
es täte?«

»Was dann wäre? Ja was,  
zum Teufel, wäre dann? Du  
könntest ins Gefängnis  
kommen, das wäre dann.«

»Linda, sieh mich an. Bitte.«  
Sie gibt nach und dreht sich  
um.

»Es stimmt«, sagt er.

»Wenn irgendwas tief drinnen in mir sitzt, dann bist du es.«

Sie schweigt.

»Du bist doch meine Familie. Du bist meine Geliebte, meine Freundin und meine Familie.« Er hält inne.

»Und ich bin vermutlich die deine.«

Das könnte stimmen, denkt sie. Das wäre möglich. Und welche Erleichterung wäre das, denkt sie. Es wäre eine

völlig neue Perspektive für sie: Thomas als ihre Familie. Sie überwindet den großen Abstand zwischen ihnen und berührt seine Hand.

»Es hört sich lächerlich an, wenn du zum Teufel sagst«, fügt er hinzu.

Thomas öffnet die Tür des Wagens. Er greift auf den Rücksitz und nimmt den Matchesack heraus. Linda sieht

zu, wie er sich schlitternd auf den Weg zum Strand macht. Sie setzt sich auf die Hände, um besser sehen zu können. Es herrscht Flut, und das Wasser schwappt ihm über die Füße. Mit athletischer Kraft schleudert er den Sack hoch und weit ins Meer hinaus. Er beobachtet, wie er eine Weile schwimmt und dann untergeht.

Ihr Blick schießt zwischen

den vertikalen Stengeln des  
Dünengrases, den  
horizontalen Schindeln des  
Hauses und den viereckigen  
Fensterscheiben hin und her.  
Es ist ihr noch nie zuvor  
aufgefallen, aber es ist ein  
Muster. Bis jetzt hat sie  
geglaubt, ihr Leben bestehe  
aus einer willkürlichen Folge  
von Ereignissen. Daß eine  
Sache passiert, dann die  
nächste, und immer so fort.

Obwohl es die ganze Zeit ein Muster, einen Plan gegeben hatte. Einen wundervoll ausgeklügelten Plan.

Vor Kälte zitternd, steigt Thomas wieder ein. Er hat die Jacke an, aber sein Hemd ist noch nicht zugeknöpft. Er reibt sich die Hände.

»Was geschieht jetzt?« fragt sie. »Wird Donny T. nicht wütend sein? Wieviel war da drin?«

»Ein paar Kilo. Er wird mich wahrscheinlich auf die Todesliste setzen.«

»Thomas.«

»Ich mach bloß Scherze. Ich werde ihn bezahlen. Ich denk mir was aus.«

Am nächsten Tag in der Cafeteria nimmt Donny T. Wetten an, wie viele Tage die Schule noch ausfallen wird, bevor der Winter vorbei ist.

Die höchste Wette lautet  
sechs, die niedrigste Null.  
Linda glaubt, daß Null der  
Wahrheit wohl am nächsten  
kommt. Die winzigen  
Veränderungen des Lichts –  
seine Stärke, der  
Einfallswinkel durch die  
Fenster – lassen darauf  
schließen, daß der Frühling  
vor der Tür steht.

Auf dem Fliesenboden  
unter ihrem Tisch liegt



Schneematsch. Sie sitzt allein da und hat nur noch fünf Minuten, bis der Unterricht beginnt. Sie betrachtet den irisierenden Glanz auf dem undefinierbaren Stück Fleisch vor sich, dazu die inzwischen kalte, klumpige Soße. Sie hätte besser von zu Hause einen Apfel mitnehmen sollen.

Sie sieht Donny T. an seinem Tisch zu: Wie flink er

das Geld aus ausgestreckten Fingern entgegennimmt, wie professionell er es in seinen Jackentaschen verschwinden läßt, wie lässig er nebenbei Notizen auf eine Serviette kritzelt, stets bereit, sie schnell zusammenzuknüllen, falls ein zu neugieriger Lehrer vorbeikommen sollte. Er hat unternehmerische Fähigkeiten und große Begabung.

Sie ißt ein Stück von dem

undefinierbaren Fleisch und  
betet schnell zu Maria, daß sie  
Thomas helfen, ihn  
beschützen und leiten möge.  
Die Gebete muten ein wenig  
mechanisch an, wenn auch  
nicht total mechanisch.  
Genauso hat sie für Eileen  
gebetet, für Patty, als sie  
Masern hatte, für Erin, als sie  
eine Fünf in Latein bekam. Sie  
stellt sich die Gebete als  
Luftballons vor und sieht sie

mit herabhängender Schnur  
an Wolken vorbei in den  
Äther aufsteigen. Ballons der  
Hoffnung. Ein Gebet ist nichts  
anderes als ein Ballon voller  
Hoffnung.

»Linda Fallon«, ertönt eine  
Stimme hinter ihr.

Sie dreht sich um und  
schluckt schnell ein Stück von  
dem Fleisch hinunter. »Mr.  
K.«, sagt sie.

»Darf ich mich zu dir

setzen?« fragt er.

»Sicher«, antwortet sie und schiebt ihr Tablett zur Seite.

»Ich möchte dich nicht vom Essen abhalten.«

»Nein, ist schon in Ordnung«, sagt sie. »Es ist sowieso zum Abgewöhnen.«

»Wie wahr.«

Mr. K., ein gedrungener, bulliger Typ mit stark gewölbter Brust, der sich erfolglos bemüht, wie ein

Professor auszusehen,  
schwingt die Beine über die  
Bank. Er hält einen Becher  
Kaffee in der Hand, dessen  
Deckel er mit einem  
Strohhalbm durchstößt.

»Weißt du«, sagt er, »ich  
bin nicht nur Englischlehrer,  
sondern auch Schülerberater.«

»Ich weiß«, antwortet sie.

»Also, um es kurz zu  
machen, ich bin die Liste der  
Schüler durchgegangen, die

sich fürs College bewerben,  
und habe deinen Namen nicht  
gefunden.«

»Nein.«

»Du hast dich nicht  
beworben?«

Linda nimmt eine Spange  
aus dem Haar und setzt sie  
wieder ein. »Nein.«

»Darf ich fragen, warum?«

Sie streicht mit dem Finger  
über die Kante der  
Resopalplatte. »Ich weiß

nicht«, sagt sie.

»Du bist sehr begabt«, sagt er und stochert noch immer an seinem Deckel herum.

»Deine Sätze sind sehr klar. Deine Arbeiten zeugen von Logik. Muß ich sagen, daß das bei Schülerprosa ein seltener Vorzug ist?«

Sie lächelt.

»Darf ich dir eine persönliche Frage stellen?«

Sie nickt.



»Ist es aus finanziellen Gründen?«

Sie hat es sich ausgerechnet: Selbst mit all dem Trinkgeld wäre sie nicht in der Lage, die Unterrichtsgebühren zu bezahlen, und sie hat nicht ihre gesamten Einkünfte gespart. Gebühren, Wohnen und Essen würden sich auf 3500 Dollar belaufen. Und das nur im ersten Jahr. »Es ist

ziemlich teuer«, gibt sie zu.

Ohne hinzuzufügen, daß der wahre Grund für ihren Verzicht darin liegt, daß sie nicht weiß, wie sie es ihrer Tante beibringen soll. Sie würde es nur als einen weiteren Beweis dafür auffassen, daß Linda ihr voraus sein will, daß sie ihre Cousins und Cousinen überflügeln will.

»Du weißt doch, daß es

Stipendien gibt«, sagt Mr. K.  
Sie nickt.

»Es ist erst Ende Januar«, fährt er fort. »Zugegeben, für eine formelle Bewerbung ist es zu spät, aber ich kenne einige Leute und Mr. Hanson ebenfalls. Wir könnten ein paar Anrufe machen. Ich würde dir dabei helfen.«

Verlegen sieht Linda zu Donny T. hinüber. Wird er sich ebenfalls fürs College

bewerben? Wird er ein Dieb, ein Spieler oder Banker werden? Sie weiß noch nicht einmal, wo Thomas sich beworben hat. Sie hat das Thema mehr oder weniger zum Tabu erklärt.

»Ist bei dir zu Hause alles in Ordnung?« fragt Mr. K.

Zu Hause ist alles geradezu kuschelig, denkt sie.

»Tust du mir einen Gefallen?« fragt er. »Versprich

mir, daß du in mein  
Klassenzimmer kommst und  
dir ein paar College-Kataloge  
ansiehst. Ist dir Tufts ein  
Begriff? Die Boston  
University?«

Sie nickt.

Er bemerkt das Kreuz. »Das  
B. C.?« fragt er. Das  
katholische College.

Sie nickt erneut, da sie  
keine andere Möglichkeit  
sieht, als zuzustimmen.

»Heute nachmittag? Hast du in der achten Stunde frei?«

»Ja.«

»Gut. Also treffen wir uns dann.«

»In Ordnung.«

Er steht auf. »Was nimmst du dieses Semester durch? Das zwanzigste Jahrhundert?«

»Ja.«

»Aus dem Schlaf meiner Mutter fiel ich in diesen Zustand / Und ich krümmte

mich in dessen Bauch bis mein nasser Pelz gefror.«

Randall Jarrel. Linda lächelt.

Sie nimmt den Bus, der direkt hinter dem Parkplatz der Schüler hält. Der Fahrer kneift die Augen zusammen, als sie einsteigt.

»Ich bin krank«, sagt sie.

»Ich schwänze nicht.«

Sie fährt die Main Street

entlang zur Spring Street, zur Fitzgerald Street und zur Nantasket Avenue und denkt, daß sie die Sache vielleicht gerade noch hinter sich bringen könnte, bevor es Zeit für ihre Verabredung mit Mr. K. ist. Sie weiß, daß sie der Mut verlassen wird, wenn sie zu lange über ihr Vorhaben nachdenkt. Also tut sie es nicht. Dennoch drängt es sie, diesen Botengang zu machen.



Tauwetter. Alles um sie her  
glitzert, tropft und bricht, von  
den Dächern fallen  
Eislawinen, von den  
Telefonmasten lösen sich  
lange Schnüre gefrorenen  
Wassers und von den  
Dachrinnen phantastische  
Eiszapfen. Der Bus ist  
überheizt, und sie öffnet ihren  
Armeemantel. Sie versäumt  
zwei Unterrichtsstunden vor  
der achten Stunde und muß

sich für ihre Abwesenheit eine plausible Ausrede ausdenken. Vielleicht kann sie Mr. K. als Entschuldigung anbringen.

Bei der Haltestelle, die am nächsten bei St. Ann's liegt, steigt sie aus. Das Pfarrhaus steht neben der Kirche. Wenn dieser Drang nicht in ihr wäre, würde sie umkehren. Sie zwingt sich, vorwärts zu gehen, obwohl sie weiß, daß sie mit ihrem Anliegen

vermutlich nur Hohn ernten wird. Dies ist das Mutigste, was sie nach ihrem Sprung ins Meer getan hat.

Sie steigt die Steinstufen hinauf und klopft an die schwere Holztür.

Ein junger Priester öffnet. Sie hat ihn schon einmal in der Kirche gesehen, aber jetzt, aus der Nähe, fällt ihr auf, daß er wie Eddie Merullo aussieht. Sein Kragen ist schief, und er

hält eine Serviette in der Hand.

»Würden Sie mir die Beichte abnehmen?« fragt sie.

Der Priester ist verblüfft.

»Beichten werden am Samstagnachmittag abgenommen«, sagt er nicht unfreundlich. Mit seinem rotgoldenen Haar und dem dünnen Leib könnte er ein Cousin von Eddie sein. Der brave Cousin. »Es ist nicht

Samstag«, erinnert er sie.

»Ich weiß«, antwortet sie,  
»aber ich muß es jetzt tun.«

»Ich bin gerade beim  
Mittagessen«, antwortet er.

»Tut mir leid«, sagt sie und  
will es schon dabei bewenden  
lassen. Vielleicht ist es eine  
Sünde, mehr zu wollen als  
das, worauf sie ein Anrecht  
hat, denkt sie.

»Ich werde warten«, sagt  
sie.

Der junge Priester führt langsam die Serviette zum Mund. »Kommen Sie herein«, sagt er.

Sie tritt in die getäfelte dunkle Diele. Das einzige Licht kommt von Glühbirnen. Es könnte genausogut Nacht sein draußen. Aus einem Raum weiter hinten hört sie das Klappern von Besteck und eine Stimme.

»Sollten Sie nicht in der

Schule sein?« fragt er.

»Ja«, antwortet sie.

»Wird man sich dort

Sorgen machen?«

»Nein.«

»In welcher Klasse sind

Sie?«

»In der letzten.«

»Wenn wir es tun, werden  
Sie dann in die Schule  
zurückkehren?«

»Ja.«

»Ich werde Sie nicht nach

Ihrem Namen fragen.«

»Danke.«

»Folgen Sie mir«, sagt er und läßt die Serviette auf einem Dielentisch zurück.

Sie folgt dem jungen Priester in einen kleinen Vorraum, der von der Diele abgeht. Wenn die Kreuze nicht wären, könnte es sich um ein Zimmer handeln, in dem ein Herrscher einen ausländischen



Würdenträger empfängt.  
Zwei Sessel stehen  
nebeneinander gegenüber  
vom Eingang, zwei dazu  
passende Sofas entlang der  
Wand. Abgesehen von den  
Möbeln ist der Raum leer.

Sie sieht zu, wie der  
Priester die Sessel in die Mitte  
des Zimmers zieht,  
Rückenlehne an Rückenlehne,  
so daß sich die Leute, die  
darin sitzen werden, nicht

sehen können. Er macht ihr ein Zeichen, auf einem Platz zu nehmen.

Sie legt ihre Büchermappe auf den Boden neben den Sessel und läßt den Mantel von den Schultern gleiten. Panik ergreift sie. Es erscheint ihr unvorstellbar, in diesem Raum tatsächlich ihre Sünden zu bekennen, während sie beide sich den Rücken zukehren – ohne

Teilungswand, ohne  
Beichtstuhl, ohne die  
Möglichkeit, sich zu  
verstecken.

»Vater, vergib mir, denn ich  
habe gesündigt«, beginnt sie,  
und ihre Stimme ist kaum  
mehr als ein Flüstern.

Darauf folgt ein langes  
Schweigen.

»Du hast Sünden begangen,  
die du beichten willst?« sagt  
der Priester, um ihr zu helfen.

Er hört sich zwar nicht  
ausgesprochen gelangweilt an,  
aber vielleicht müde.

»Vor Jahren«, sagt Linda  
mit rasendem Herzklopfen,  
»hatte ich eine unschickliche  
Beziehung mit meinem Onkel.  
Nicht meinem wirklichen  
Onkel. Es war ein Mann, den  
wir Onkel nannten. Ich war  
dreizehn.«

»Was meinst du mit  
unschicklich?«

»Wir ...« Sie überlegt, wie sie es ausdrücken soll. Wäre Unzucht treiben das richtige Wort? »Wir hatten Sex«, sagt sie.

Ein kurzes Schweigen tritt ein. »Du hattest Sex mit einem Mann, den du ›Onkel‹ nanntest?«

»Ja.«

»Wie alt war dieser Mann?«

»Ich weiß nicht genau. Ich glaube, Anfang Vierzig.«

»Ich verstehe.«

»Er lebte mit meiner Tante zusammen. Er lebte mit uns zusammen.«

»Und wie oft hast du mit diesem Mann Unzucht getrieben?«

»Fünfmal«, antwortet sie.

»Hat er dich dazu gezwungen?«

»Nein. Nicht wirklich.«

»Hast du das schon einmal gebeichtet?«

»Nein.«

»Das sind schwere Sünden«, sagt der Priester.

»Unzucht zu treiben und die Sünde deinem Beichtvater zu verschweigen. Niemand weiß davon?«

»Meine Tante. Sie hat uns überrascht. Ich wurde für lange Zeit weggeschickt.«

»Ah«, sagt der Priester. Das ›Ah‹ ist unmißverständlich ein Ausdruck des

Wiedererkennens. »Sprich weiter.«

»Damit war die Beziehung beendet. Der Mann hat die Familie verlassen.«

»Und du glaubst, es geschah deinetwegen?«

»Vielleicht. Ich meine, es ist wahrscheinlich.«

Der Priester sagt lange Zeit nichts. Sein Schweigen macht sie nervös. So sollte es eigentlich nicht ablaufen. Von



draußen hört sie laufendes Wasser und Stimmen in der Diele. Möchte der Priester genauere Einzelheiten wissen?

»Darf ich offen mit dir sprechen?« fragt er schließlich.

Die Frage ist beunruhigend, und sie kann sie nicht unbefangen beantworten. Der Priester dreht sich um und beugt sich über die Armlehne zu ihr. »Die Sache ist

ungewöhnlich«, sagt er, »aber ich habe das Gefühl, ich muß mit dir darüber reden.«

Linda dreht sich ebenfalls leicht herum. Aus dem Augenwinkel kann sie den Ärmel und die blasse Hand des Priesters sehen. Es sind Sommersprossen darauf wie bei Eddie Merullo.

»Ich kenne deinen Namen«, sagt er. »Du bist Linda Fallon.«

Ihr stockt der Atem.

»Ich weiß einiges über dich«, sagt er. Er klingt jetzt freundlicher, nicht mehr ganz so streng. »Das Individuum, von dem du sprichst, war ein verabscheuungswürdiger Mann. Ich kannte ihn nur flüchtig, bevor er wegging, aber ich hatte genug gesehen, und inzwischen habe ich genügend erfahren, um mich davon zu überzeugen. Was er

dir angetan hat, das hat er auch mit anderen Mädchen deines Alters gemacht, sogar mit noch jüngeren. Er hat es wiederholt getan. Verstehst du, wovon ich spreche?«

Sie nickt, obwohl sie kaum glauben kann, was sie hört. Andere Mädchen? Jüngere?

»Man kann sagen, daß er ein kranker oder ein böser Mensch war«, erklärt der Priester. »Wahrscheinlich

beides. Aber was ich dir zu sagen versuche, ist, daß du nicht allein warst.«

Die Information ist so verblüffend für sie, daß ihre Welt aus den Fugen bricht. Ihr wird schlecht, als müßte sie sich übergeben. Plötzlich fällt ihr Eileens rätselhafte Bemerkung wieder ein: ›Es war nur dein Körper, der gehandelt hat, und du solltest dich deines Körpers nicht

schämen.<

»Ich kann in das Herz eines solchen Menschen nicht hineinsehen«, sagt der Priester. »Man muß für seine Seele beten. Aber ich glaube, ich kann mir vorstellen, was in deinem Herzen vorgeht.«

Sie hat den Eindruck, immer weniger Luft zu bekommen, etwas scheint sich immer enger um ihre Brust zusammenzuzuschnüren, bis sie

schließlich Angst hat,  
überhaupt nicht mehr atmen  
zu können.

»Du fühlst dich  
verantwortlich für das, was  
geschehen ist«, sagt der  
Priester.

Sie nickt, sagt sich dann  
aber, daß er das Nicken gar  
nicht sehen kann. Sie beugt  
sich weiter über die Armlehne  
nach vorn, wie der Priester es  
tut, obwohl sie ihn nicht

direkt ansehen will. Von  
draußen glaubt sie zu hören,  
daß sich jemand  
verabschiedet und daß eine  
Tür geschlossen wird. »Ja«,  
sagt sie. »Mehr oder  
weniger.«

»Obwohl man sich  
vielleicht wünschen würde, du  
wärest stärker gewesen und  
hättest dich dem Mann  
widersetzt, ist seine Sünde die  
bei weitem größere. Du warst



ein Kind. Du bist immer noch ein Kind.«

Zu Lindas Entsetzen steigen ihr unwillkürlich Tränen in die Augen. Sie rinnen ihr über die Lider.

»Es war falsch von deiner Tante, dich wegzuschicken. Ich kann mir nicht vorstellen, wie es für dich gewesen ist.«

Sie wiegt den Kopf hin und her. Diese Freundlichkeit, diese Güte! Sie ist fast

schmerzlicher als ein hartes Wort. Niemand hat je so mit ihr gesprochen.

»Es ist keine Sünde, die du beichten mußt, weil du keine Sünde begangen hast«, fährt der Priester fort. »Verstehst du, was ich sage?«

Sie versteht nicht. Nicht wirklich. Es widerspricht allem, was man sie gelehrt hat.

»Einige mögen das

glauben«, sagt der Priester. Er niest einmal kurz und bittet um Entschuldigung, dann nimmt er ein Taschentuch heraus und schneuzt sich. »Ich bekomme eine Erkältung«, fügt er erklärend hinzu. »Möchtest du mit jemandem darüber sprechen? Jemand, der dir vielleicht helfen könnte?«

Sie schüttelt schnell den Kopf. »Nein«, antwortet sie.

»Ich denke dabei an jemanden wie einen Arzt, der mit dir über deine Gefühle sprechen könnte.«

»Nein«, sagt sie. »Besser nicht.«

»Ich glaube, ich könnte es einrichten, daß du mit einer Frau sprechen kannst.«

»Nein, lieber nicht«, antwortet sie.

»Es ist zu schwer, solch eine Last allein zu tragen.«

Wie ein Kind schluchzt sie tief auf, schnappt nach Luft, hat Schluckauf. Sie wendet sich von dem Priester ab.

Sie hört, wie der Priester aufsteht und dann den Raum verläßt. Sie glaubt, er lasse sie allein, damit sie weinen kann, ohne von jemandem beobachtet zu werden, aber dann kommt er mit einer Schachtel Taschentücher zurück. Er bleibt vor ihr

stehen, aber sie will die Augen nicht höher als bis zu seinen Knien heben. Sie nimmt ein Taschentuch aus der Schachtel und schneuzt sich. All diese Funktionen des Körpers, denkt sie.

»Vielleicht möchtest du eine Weile allein sein«, sagt er.

Wieder schüttelt sie den Kopf. »Ich muß in die Schule zurück«, antwortet sie und

wünscht sich nichts mehr, als von dem Pfarrhaus fortzukommen.

»Ich verstehe«, sagt er.

»Linda.«

Sie sieht zu ihm auf. Sie hat sich getäuscht. Er sieht überhaupt nicht wie Eddie Merullo aus. »Kannst du dem Mann vergeben?« fragt er.

»Ich weiß nicht«, sagt sie.

»Ich versuche, nicht daran zu denken.«

»Kannst du deiner Tante vergeben?«

Sie schüttelt den Kopf. »Sie haßt«, sagt Linda. »Und das ist schlimmer.«

»Die Entscheidung darüber, was die größere Sünde ist, steht uns nicht zu.«

»Nein«, sagt sie.

»Du wirst dich bemühen, ihnen zu verzeihen. Du wirst es versuchen.«

»Ja«, antwortet sie und



weiß, daß das vermutlich nicht der Wahrheit entspricht.

»Hast du Freunde?« fragt er. »Jemanden, mit dem du sprechen kannst?«

»Ich habe einen Freund«, sagt sie.

»Jemand, dem du vertraust?« fragt er.

»Ja, sehr.«

»Ist er katholisch?«

»Nein.«

»Nun, macht nichts.«

»Er ist mein Leben«, sagt Linda.

»Na, na«, sagt der Priester sanft. »Gott ist dein Leben. Dein Leben liegt in Gott.«

»Ja«, sagt sie.

»Aber jetzt ist vielleicht nicht der Zeitpunkt, das zu vertiefen. Ich nehme an, du hast eine recht gründliche religiöse Erziehung genossen.«

Sie nickt.

»Gründlicher, als du

wolltest.«

Sie blickt auf und sieht, daß er lächelt. Nein, er gleicht ganz und gar nicht Eddie Merullo, denkt sie.

Der Priester streckt die Hand aus. Sie ergreift sie, und er hilft ihr auf.

»Ich bringe dich zur Tür«, sagt er. »Wann immer du über dies oder über etwas anderes mit jemandem reden möchtest, brauchst du nur

anzurufen.«

»Danke«, sagt sie. »Ich weiß nicht einmal Ihren Namen.«

»Vater Meaghan«, antwortet er. »Vergiß deine Büchermappe nicht.«

Linda tritt auf den Gehsteig hinaus und weiß, daß der Priester sie von einem Fenster aus beobachtet. Das Licht ist so grell und blendend, daß sie sofort ihre Sonnenbrille aus

der Tasche nimmt. Sie setzt sie auf, geht um die Ecke zur Bushaltestelle, und als sie weiß, daß sie außer Sichtweite des Pfarrhauses ist, beginnt sie zu weinen.

Gegen die Wand gelehnt, wartet sie vor dem Nantasket-Gebäude. Sie fragt sich, welcher Architekt eine solche Monstrosität wie diese Schule verbrochen und

geglaubt haben konnte, sie sei dem Lernen förderlich.

Vielleicht ist es doch ein Gefängnis. Gelbe

Ziegelmauern reichen fast bis zur Decke hinauf und lassen nur für schmale Oberlichter Platz. Durch jahrelange Abnutzung haben die Metalltüren ein fahles Blau oder ein mattes Orange angenommen. Die schmalen Fensterschlitze in den Türen

sind mit Maschendraht verstärkt, zum Schutz vor Fausthieben, wie sie vermutet. Von Zeit zu Zeit späht sie durch den Schlitz, um zu sehen, was Thomas macht. Er sitzt mit acht anderen Schülern am Kopfende eines langen Tisches und scheint in eine angeregte Diskussion verstrickt zu sein. Dicke Bündel des Nantasket, die vom Verlag geliefert wurden,

stapeln sich auf den Schulbänken.

Sie sollte überhaupt nicht hier sein. Sie hätte den letzten Bus nach Hause nehmen, die Tür ihres Zimmers schließen und ihre Hausaufgaben machen sollen. Sie hat am nächsten Morgen einen Mathematik-Test und muß eine Arbeit über ein Buch abliefern, das sie noch nicht gelesen hat. Durch den Job im



Imbiß, die Eishockey-Spiele (zwei die Woche) und die Stunden, die sie mit Thomas verbringt (absolut notwendig), hat sie immer weniger Zeit zum Lernen. Das Gespräch mit Mr. K. in seinem Klassenzimmer wird völlig nutzlos sein, wenn sie ihre Noten nicht hält. Früher schien sie die Schule spielend zu schaffen, aber sie weiß, daß es eben doch nur möglich ist,

wenn man sich Zeit dafür nimmt.

Am Ende des Korridors tadelt Mr. Constantine, der sie vor Monaten in die Schule eingeführt hat, einen störrischen Schüler mit langem Haar und Jeansjacke. Zwar hört sie nicht, was er sagt, aber sie kann es sich vorstellen. ›Zieh keine solchen Jacken an. Laß dir die Haare schneiden.<

Sie denkt über die  
Begegnung mit dem Priester  
nach: es war ein erstaunliches  
Erlebnis für sie, so seltsam  
und unwirklich, daß sie kaum  
glauben kann, daß es  
überhaupt stattgefunden hat.

›Aber es hat stattgefunden‹,  
denkt sie. ›Ganz bestimmt.‹

Die Tür geht auf, und Thomas  
kommt mit einer Ausgabe des  
Nantasket in der Hand heraus.

Er liest im Gehen.

»Hallo«, ruft sie.

»Linda«, sagt er und dreht sich um. »Hallo. Ich dachte nicht, daß ich dich hier sehe.«

»Was hast du da?«

»Schau her«, sagt er.

Er öffnet die Literaturbeilage auf einer Seite, auf der ein kurzes Gedicht von Thomas Janes abgedruckt ist. Sie liest das Gedicht. »Es ist sehr gut,

Thomas.« Es ist tatsächlich gut. »Meinen Glückwunsch.«

»Danke. Danke.« Er verbeugt sich. »Was machst du hier?«

»Also«, beginnt sie. »Ich hab mit Mr. K. gesprochen, und ich glaube, ich werde mich fürs College bewerben.«

»Wirklich?« fragt Thomas strahlend. »Wirklich?« Er drängt sie an die Wand zurück. »Wo?«

»In Middlebury zunächst einmal.«

»Verdammter Mr. K.«, sagt Thomas.

»Und im Tufts und B.C. vielleicht.«

»Im Ernst?«

»Ich hab die Anmeldefrist versäumt, aber er hat ein paar Anrufe gemacht und ›meine Lage‹ erklärt, wie er es ausdrückt, und sie sind bereit, meine Bewerbung zu

berücksichtigen. Jedenfalls will man es in Middlebury tun.«

»Er ist ein Schatz«, sagt Thomas und küßt sie.

Jemand ruft vom Ende des Korridors herauf: »Keine Verbrüderung zwischen den Geschlechtern während der Schulstunden.« Thomas, der Mr. Constantine den Rücken zugekehrt hat, zieht eine Augenbraue hoch. Der

stellvertretende Direktor steht da und hat die Hände in die Hüften gestemmt. Gleich wird er mit dem Fuß aufstampfen, denkt Linda.

»Ist da unten was Unerlaubtes im Gang?« fragt Constantine.

Der Parkplatz ist ein See aus Schneematsch. Die Sohlen von Lindas Stiefeln sind durchweicht.



»Jetzt hab ich die Schneeketten drauf«, sagt Thomas, »und wahrscheinlich kriegen wir keinen Tag mehr unter Null Grad.« Er schließt die Tür des Skylark auf. Im Innern ist es so ungewöhnlich warm, daß Linda sofort den Mantel auszieht. Thomas dreht das Radio an.

»Mit einem Schirm ist es genauso«, sagt sie.

»Was denn?«

»Wenn du ihn mitnimmst,  
regnet's nicht.«

»Laß uns feiern«, sagt er.

»In Ordnung«, antwortet  
sie. »Wo?«

Er trommelt mit den  
Fingern aufs Lenkrad und  
überlegt. »Es gibt ein  
hübsches Fischlokal namens  
Lobster Pot nicht weit von  
hier«, sagt er. »Wir könnten  
zu Abend essen.«

»Wirklich? Es ist

Mittwoch.«

»Na und?«

»Ich schreibe morgen einen

Test.«

»Du kannst später lernen.«

»Ich muß arbeiten.«

»Jetzt nicht«, antwortet er  
und wendet.

Sie fahren eine gewundene  
schmale Küstenstraße entlang.  
Linda sitzt so nahe bei  
Thomas, daß er gelegentlich

den Arm zurückziehen muß, um zu steuern. Wann immer er kann, legt er die Hand auf ihren Schenkel. Einmal schiebt er ihren Rock hoch, um ihren Schenkel zu sehen. Dann schiebt er die Hand unter ihren Rock. Sie stößt ihn nicht weg.

Thomas hält an einer Tankstelle, damit sie im Imbiß anrufen kann. Sie hält sich die Nase zu und gibt vor, erkältet

zu sein, während Thomas vor der Telefonzelle steht, gegen das Glas trommelt und singt. Help me, Rhonda. Help, help me, Rhonda. Im Wagen küßt Linda ihn so innig und so lange, daß er nach Luft schnappt, als sie ihn wieder losläßt.

Während sie fahren, läßt die untergehende Sonne die Bäume und die alten Häuser entlang der Straße erglühen,

so daß es für eine Weile aussieht, als stünde die Welt in Flammen.

»Heute ist der schönste Tag in meinem Leben«, sagt sie.

»Wirklich?«

Das Wasser in den Sümpfen leuchtet in strahlendem Rosa. Thomas greift unter seinen Sitz und zieht eine Flasche heraus, die offensichtlich Scotch oder Whiskey enthält. Ein Schatten streicht über die

Straße.

»Was soll das?« fragt sie.

»Möchtest du einen Schluck? Wir feiern.«

Die Flasche ist nur halb voll. Vielleicht gibt es Seiten an Thomas, die sie nicht kennt.

»Du hast nie Alkohol getrunken«, sagt er.

»Thomas, können wir irgendwo anhalten? Ich möchte dir etwas sagen.«

»Er hat Sex mit mir gehabt«,  
sagt sie und stößt dabei den  
Atem aus.

Sie erwartet, daß das  
Metall des Wagens nach innen  
knickt, daß die Luft es wieder  
nach außen biegt. Thomas hat  
auf einem Feldweg in den  
sumpfigen Wiesen geparkt.  
Sie stehen zum Teil hinter  
einer Baumgruppe verborgen,  
auf der das schmelzende Eis in  
der untergehenden Sonne



glitzert.

»Er hat dich vergewaltigt«,  
sagt Thomas.

»Es war keine  
Vergewaltigung«, antwortet  
sie. »Es war auch kein Inzest,  
falls du das denkst. Er war  
nicht mein wirklicher Onkel.  
Wir haben ihn bloß so  
genannt. Er war der – ich  
weiß nicht – der Freund  
meiner Tante, schätze ich.«

Dies ist der Moment, denkt

Linda, in dem Thomas die Tür öffnen und aussteigen muß, um einen kühlen Windstoß einzulassen. Er wird einen Spaziergang machen, um sich zu sammeln, und wenn er wieder einsteigt, dessen ist sie sich sicher, wird alles anders sein zwischen ihnen.

»Oft?« fragt Thomas.

»Fünfmal«, antwortet sie.

Er lehnt den Kopf an die Nackenstütze. Linda ist

schwindelig. Sie muß etwas essen.

»Ich wußte, daß es etwas in dieser Art war«, sagt Thomas ruhig.

»Wirklich?« Sie ist nur wenig erstaunt. Aber vielleicht ein bißchen enttäuscht. Schließlich hatte jemand ihr schreckliches Geheimnis bereits erraten.

»Ich war mir nicht sicher«, sagt Thomas. »Eine Weile

habe ich gedacht, es könnte dein Vater gewesen sein.«

»Mein Vater ist verschwunden, als ich fünf war«, antwortet sie. »Das habe ich dir doch gesagt.«

»Ich dachte, du hättest vielleicht gelogen, was den Zeitpunkt betrifft«, sagt Thomas. Eine Lüge, die er offensichtlich nicht verurteilt hätte, weil ihr nichts anderes übrig geblieben wäre.

»War es schlimm?« fragt er.

»Es war schrecklich und auch wieder nicht«, sagt sie vorsichtig. Kurz darauf fügt sie hinzu: »Ich finde, wir sollten über diese Sache nicht mehr reden.«

Er nickt. Was sollten Einzelheiten schon bringen, Bilder, die nie mehr ausgelöscht werden könnten?

»Ich liebe dich«, sagt Thomas.

Sie schüttelt den Kopf. Das hätte er jetzt nicht sagen sollen. Vielleicht wird sie immer denken, er habe es nur aus Mitleid gesagt.

»Ich liebe dich seit dem Moment, als du ins Klassenzimmer gekommen bist«, sagt er.

Aber Worte sind bedeutsam, wie sie weiß, und ihr Herz macht einen Freudensprung.

»Manchmal glaube ich«,  
sagt er, »daß wir füreinander  
bestimmt sind.«

»Ich auch«, antwortet sie  
schnell. Und das stimmt. Sie  
ist genau derselben Meinung.

Zutiefst glücklich, dreht er  
sich zu ihr um.

»Bist du sicher?« fragt er.

»Ich bin mir sicher«,  
antwortet sie.

Er lehnt sich zurück und  
betrachtet sie. »Aber er hat

dich nicht gezwungen, alle deine Kleider auszuziehen, oder?«

Sie schüttelt den Kopf und stellt fest, daß Thomas ebenfalls Phantasien hat – und seine sind schlimmer, weil sie das Schlimmste zeigen, was er sich vorstellen kann. Was man sich vorstellt ist immer schlimmer als das, was ist.

Sie kreuzt die Arme und zieht ihren Pullover aus. Sie



öffnet ihren BH, schiebt ihn nach vorn über die Arme herunter und fühlt sich nackter als jemals zuvor. Sie hebt das Becken an, damit sie ihren Rock ausziehen kann. Sie hört, wie Thomas der Atem stockt.

»Linda«, sagt er.

Vorsichtig, wie man vielleicht eine Skulptur in einer Galerie berührt, streicht Thomas mit den Fingerspitzen

von ihrem Hals bis zu ihren Schenkeln. Auch sie hält den Atem an.

»Das ist besser«, sagt sie.

Sie steigen auf den Rücksitz, damit ihnen das Steuer nicht mehr im Weg ist. Draußen ist immer noch Winter, aber drinnen ist alles von Dampf und heißer Atemluft erfüllt. Es ist eine Art Kokon, der die Welt ausschließt.

Linda dachte, es gäbe nur die Sehnsucht nach Lust. Das schien zu genügen: die Küsse und Berührungen und die mysteriöse Nässe, die sie mit nach Hause nahm. Aber an diesem Nachmittag im Auto begreift sie schließlich, was es mit der Sehnsucht auf sich hat: wie der Körper sich anspannt, explodiert und überströmt.

Um Platz zu haben, liegen sie mit verschlungenen und

angezogenen Beinen auf dem Rücksitz. Sie hat es warm, weil er auf ihr liegt, aber er spürt jetzt die Kälte und greift auf den Vordersitz, um sich seinen Mantel über den Rücken zu legen.

Er streicht ihr das Haar aus dem Gesicht. »Geht's dir gut?« fragt er.

»Alles ist neu«, sagt sie.  
»Alles.«

»Wir werden immer zusammenbleiben«, sagt Thomas.

»Ja.«

»Nichts kann uns trennen.«

»Nein.«

»Hat es dir gefallen, mit mir zu schlafen?«

»Ja, sehr.«

»Du hast keine Angst gehabt?«

»Ein bißchen.«

Thomas nimmt die Flasche mit dem Scotch vom Vordersitz und stemmt sich ein bißchen hoch, damit er trinken kann. »Möchtest du jetzt einen Schluck?« fragt er.

Falls sie zögert, dann höchstens eine oder zwei Sekunden lang. »Was ist das?«  
»Scotch.«

Die Flüssigkeit brennt, als sie ihre Kehle hinabrinnt, und fast augenblicklich spürt sie

die Hitze in ihrem Magen. Sie nimmt noch einen Schluck und reicht die Flasche an Thomas zurück. Nach einer Weile legt sie den Kopf wieder auf die Bank. Der Alkohol trifft sie wie ein Schlag, sie hat das Gefühl, aus dem Skylark zu wirbeln, zu schweben.

»Hat es dich gestört?« fragt sie.

»Was?«

»Daß ich keine ... du weißt schon.« Sie kann das Wort nicht aussprechen.

»Daß du keine Jungfrau bist?«

»Ja«, sagt sie erleichtert.

»Nein«, antwortet er.

»Es passiert etwas mit dir, aber es muß nicht dein ganzes Leben verändern«, sagt er.

»Dies hier hat mein ganzes Leben verändert«, antwortet



sie.

Mühsam ziehen sie sich auf dem Rücksitz wieder an. Als sie fertig sind, steigen sie beide aus, um sich wieder nach vorn zu setzen – sie kommen sich vor wie in einer Komödie. »Wir werden Kinder haben«, sagt er und verblüfft sie.

»Glaubst du?«

»Ich hab Jack wirklich

gern«, sagt er.

»Na schön«, antwortet sie.

»Wie viele denkst du?«

fragt Thomas.

»Ich weiß nicht. Drei oder vier?«

»Ich dachte an sieben oder acht.«

»Thomas.«

Er beugt sich übers Lenkrad. »Kratzt du mir mit den Fingernägeln über den Rücken?« fragt er.

»So?«

»Über den ganzen Rücken.«

»So?«

»Ja«, sagt er seufzend. »Das ist herrlich.«

»Ich bin so glücklich«, sagt sie. »Wahnsinnig glücklich.«

»Daß wir uns gefunden haben, meinst du?«

»Ja.«

»Es ist ein verdammtes Wunder«, sagt er.

»Ich muß dich etwas fragen«, sagt er, als sie wieder die Küstenstraße entlangfahren. Und vielleicht fährt er ein bißchen schneller als zuvor – ein bißchen zu schnell vielleicht.

»Ja«, sagt sie.

»Warum hast du es zugelassen?«

Sie schließt die Augen und überlegt kurz. Sie weiß, daß sie die Fragen beantworten

muß. »Ich weiß nicht«,  
beginnt sie. »Ich war immer  
die Außenseiterin ...« Sie hält  
inne. »Das ist keine  
Entschuldigung, verstehst du.  
Es ist nur eine Erklärung.«

»Ich verstehe.«

»Für meine Tante und  
meine Cousins und Cousinen,  
selbst für diejenigen, die mich  
gut behandelt haben, war ich  
immer eine Außenseiterin.  
Man könnte sagen, sie waren

freundlich zu mir, wie man zu einem Dienstboten freundlich ist. Aber er war anders. Es ist erbärmlich, das zuzugeben, aber er hat mir das Gefühl gegeben, etwas Besonderes zu sein. Er hatte immer Süßigkeiten für mich.«

Sie hält inne. Es war absolut erbärmlich. »Ich glaube, am Anfang habe ich ihm leid getan und er wollte mich auf seine Art

entschädigen. Er hat mich ins Kino geführt oder mich mitgenommen, wenn er in der Stadt etwas zu erledigen hatte.«

»Hat er es auch mit Eileen gemacht?«

»Früher bin ich nicht auf die Idee gekommen. Aber jetzt bin ich nicht mehr so sicher.« Sie kommt wieder auf seine ursprüngliche Frage zurück. »Die ehrlichste

Antwort, die ich dir geben kann, ist die, daß ich es wegen der Aufmerksamkeit getan habe. Ich sehnte mich damals verzweifelt nach Aufmerksamkeit. Das tue ich, glaube ich, immer noch.«

»Das tut jeder«, sagt er.

Thomas dreht das Radio auf volle Lautstärke, was er selten tut. Er singt laut und falsch, und sie muß lächeln. Sie lehnt



sich in den Sitz zurück. Sie kann ihr Glück nicht fassen. Sie hat jetzt Thomas und eine Zukunft – Jahre voller Möglichkeiten. Die Sonne geht unter, und Schatten fallen auf die Hauswände. Es wird kälter, und sie greift nach ihrem Mantel.

»Ich liebe dich«, sagt sie, als sie in eine scharfe Kurve biegen.

Es ist die Wahrheit. Sie

weiß, daß sie ihn ihr ganzes Leben lieben wird.

Ein kleines Kind, ein Mädchen von etwa fünf oder sechs Jahren, sitzt mitten auf der Straße auf einem Dreirad. Sie sieht den heranfahrenden Skylark, hebt das Dreirad bis zur Taille und rennt damit an den Straßenrand.

Es ist eine ganz kurze Szene und ein leicht komischer Anblick. Das große Staunen

auf dem Gesicht des  
Mädchens, die vernünftige  
Entscheidung, das Dreirad zu  
tragen, der schnelle  
Watschelgang zum sicheren  
Straßenrand. Und wenn Linda  
und Thomas weitergefahren  
wären, hätten sie nach dem  
Schrecken erleichtert gelacht,  
und der Scotch hätte das  
Lachen in Kichern  
verwandelt.

Aber sie fahren nicht

weiter.

Thomas bremst und weicht aus, um das Mädchen nicht zu überfahren. Linda schreit, als ein Telefonmast und ein Baum vor ihr auftauchen.

Thomas reißt das Steuer herum, der Wagen schleudert über die schmale Straße, und ein Hinterrad bleibt in einem Graben stecken.

Es passiert alles so schnell.  
In den Sekunden, in denen

sie durch die Luft fliegen – in diesen letzten Sekunden von Lindas Leben, als sowohl die Zeit wie der Skylark einen Purzelbaum schlagen –, sieht Linda nicht die Vergangenheit vor sich, nicht ihr vergangenes Leben, das in solchen Momenten angeblich vor einem abrollt, sondern ihre Zukunft: nicht das Leben, das sie gelebt hat, sondern das, was sie vielleicht hätte haben

können.

Ein Haus inmitten eines  
Chrysanthemenfelds in einem  
fernen Land.

Ein kleiner Junge, der auf  
ihrem Schoß sitzt und dessen  
Kopfhaut von Krankheit  
entstellt ist.

Ein weißer Raum mit  
hübschen Fenstern, in dessen  
Mitte ein Zeichentisch steht.

Ein Kind namens Marcus,  
das zarter ist als seine

Schwester.

Orangen, die verstreut auf  
einem Küchenboden liegen.

Ein Hotelzimmer mit einem  
Spiegel und ihr alterndes  
Gesicht darin.

Ein Flugzeug, das sich über  
die Wolken erhebt.

Eine Party, auf der ein Buch  
gefeiert wird.

Ein Strandhaus mit einem  
Mann – groß, elegant und  
schön –, der auf der Veranda

sitzt.

Der Skylark stürzt die Uferböschung hinab, die Fenster des Wagens werden eingedrückt. Linda streckt eine Hand nach Thomas aus und sagt seinen Namen.

Thomas. Ihr geliebter Thomas. Wer wird den Zyklus von Gedichten namens Magdalena weiterschreiben, der von einem Mädchen handelt, das im Alter von erst



siebzehn Jahren bei einem Autounfall starb? Und wer wird eines Tages einen Preis bekommen, dann seine Tochter verlieren und sich kurz vor vier Uhr an einem Sonntagnachmittag in Toronto das Leben nehmen, weil die Last seiner Verluste schließlich nicht mehr zu ertragen war?

Aber nicht bevor er das

unbarmherzige Licht des  
Äquators, eine nur in seinen  
Träumen vorhandene Liebe  
kennengelernt hat – und den  
zähen Kampf, die  
unbegrenzten Möglichkeiten  
des Lebens in Worte zu fassen.